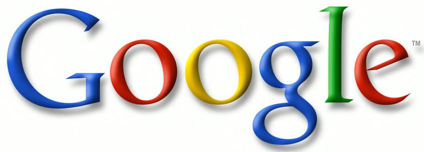
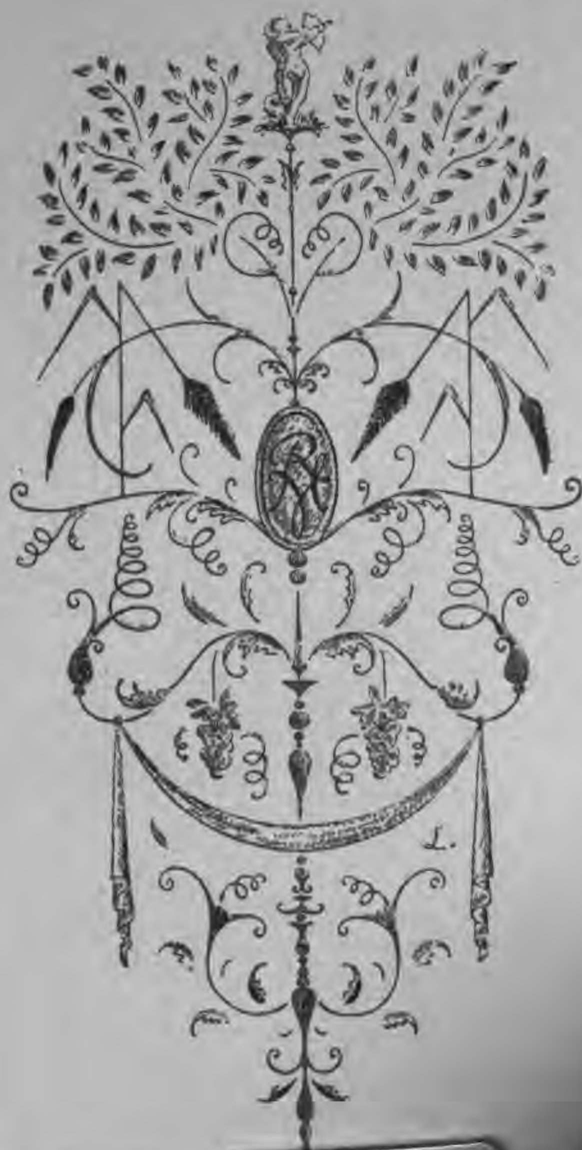


Almanach 1920

Rudolf Mosse Buchverlag Berlin


L.








DEUTSCHER COGNAC
H.A. Winkelhausen
Pr. Stargard



Fr. Ebert

Friedrich Ebert
Reichspräsident
Für den Almanach gezeichnet von E. Pickart

ALMANACH 1920



Rudolf Mosse, Buchverlag
Berlin SW 68

Schriftleitung: Hans Flemming.

Druck von Rudolf Mosse
Berlin SW.

INHALT

KUNSTBLÄTTER:



Der heilige Rhythmus

In Trümmern das stolze Haus!
Die Marmorfassade, Säule an Säulchen,
Kapitäle goldstuckumkleidet,
Giebel umkränzt von geflügelten Bildern,
Flächen behängt mit Inschriftenschildern –
Das ganze heldisch getürmte Prunkwerk
In Asche und Schutt!

Sahen nun alle,
Sahen in immer heißerer Scham
Unter den Säulen, unter dem Goldstuck,
Hinter der Marmorfassade, vermaledeit:
Fundament auf rieselndem Sandgrund,
Morsch die Ziegel, Mörtel nicht bindend,
Träger zu schwach, sturzbereit das Gebälk – jahrelang!
Ja – nun wußten es alle!
Die niemals ein Knistern hörten,
Deren Bankett Sprungrisse nicht störten,
Auch die Fassadenfreunde und Säulenanbeter
wußten es jetzt.
Was weiter?
Verzweiflung, Selbstzerfleischung,
Vergeudung der letzten Kraft eines Volkes,
Weißblutung aus tausend lebendigen Röhren,
Ausgesogene, Zusammengepeitschte, Verstümmelte
Aufbrüllend vor Zorn!
Und die Heere der Toten, die Heere der Toten!

Es kam die Flut, die alle Dämme zerriß,
Es sanken die Ufer.
Und wir mußten hindurch!
Mußten hindurch, starben dreifach und – lebten.
Denn mit stockendem Atem, während die Hölle schrie,
Lauschten wir auf die Stimme des mystischen Urmotivs,
Auf die ewige Weltmelodie –
Zu Lauschern sind wir alle geworden!

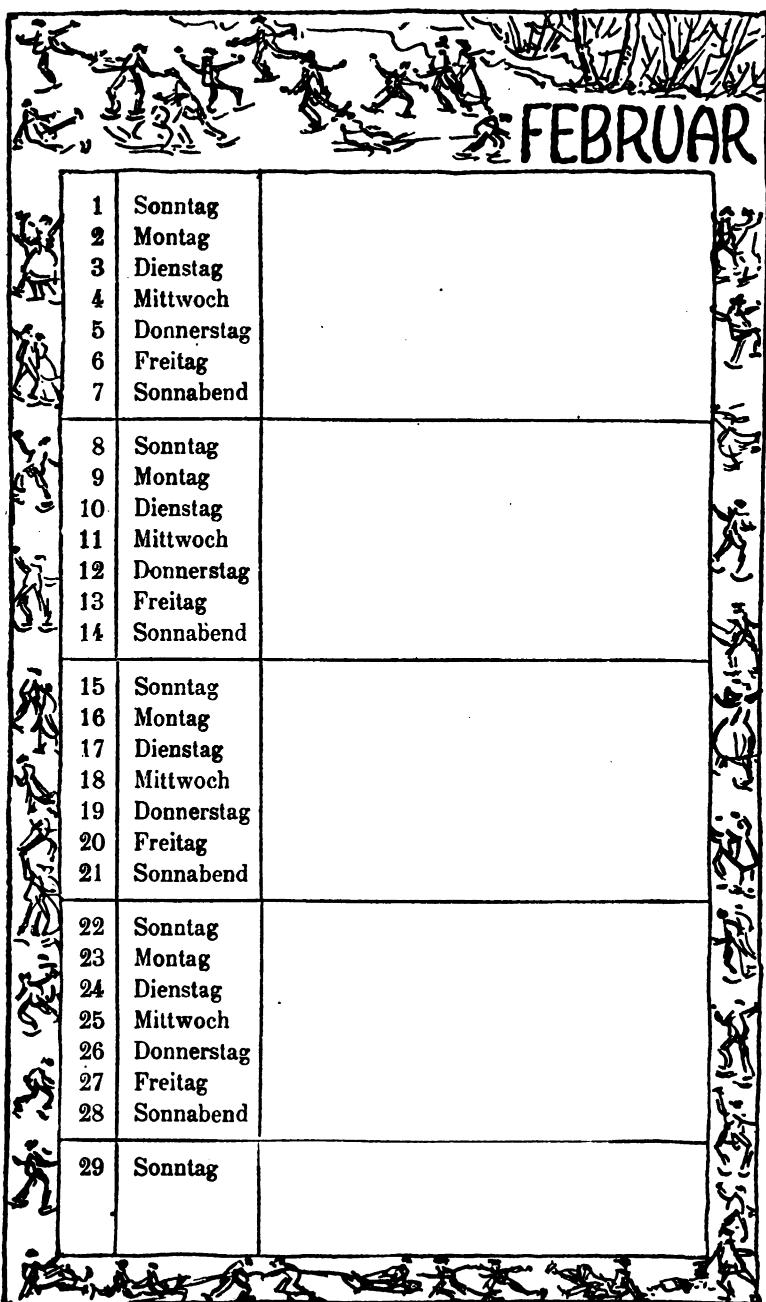
Hört auf den Rhythmus!
Noch klingt er gedämpft, noch droht ihm das Chaos,
Noch sind die Dämonen über ihm.
Doch der Prometheustakt, der unsterbliche,
Wird schon fester, schwingt sich schon auf.
Hört auf den Rhythmus!
Die ihr sein wollt
Opferbereite, Selbstbewußte,
Geistergebene,
Keimträger der neuen Menschheit –
Bis er im Schwung der Gestirne rollt,
Hört auf den Rhythmus!
Heiligt den Rhythmus:
Arbeit, Arbeit!

Hans Flemming.



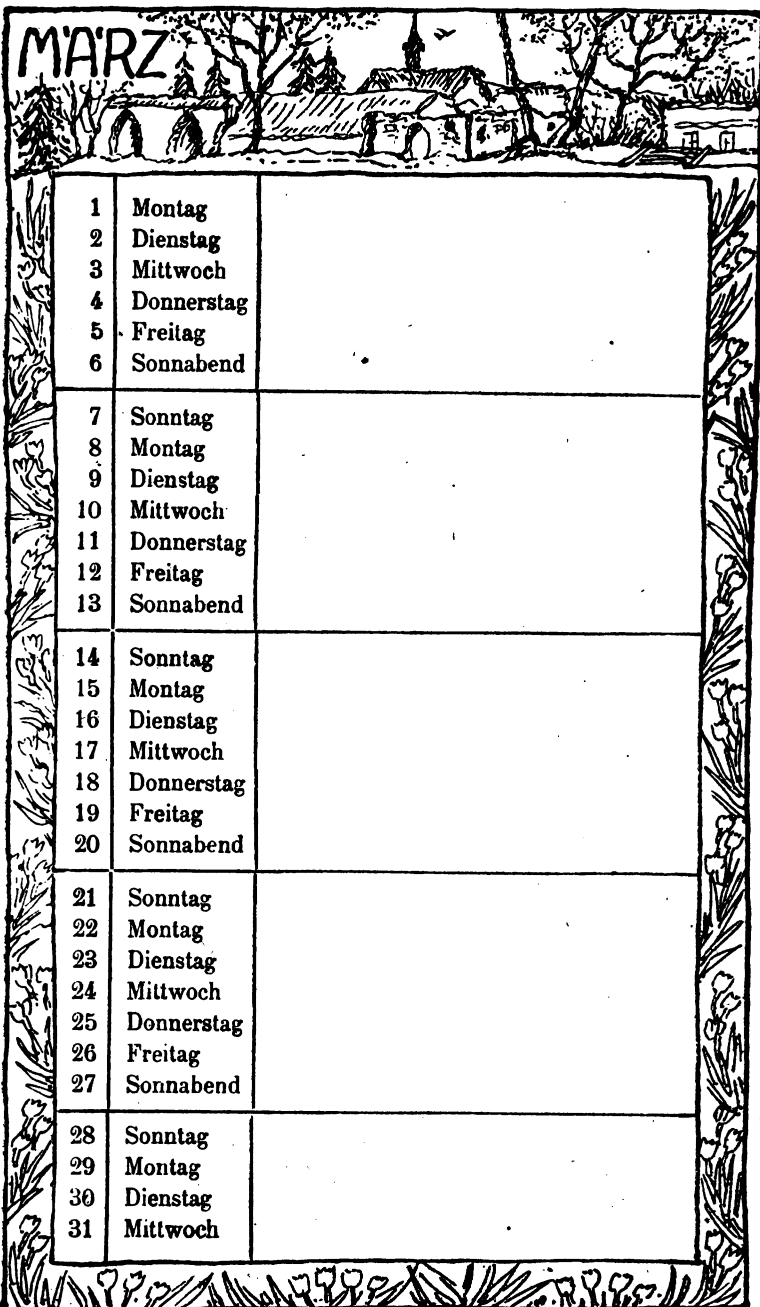


1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Sonnabend	



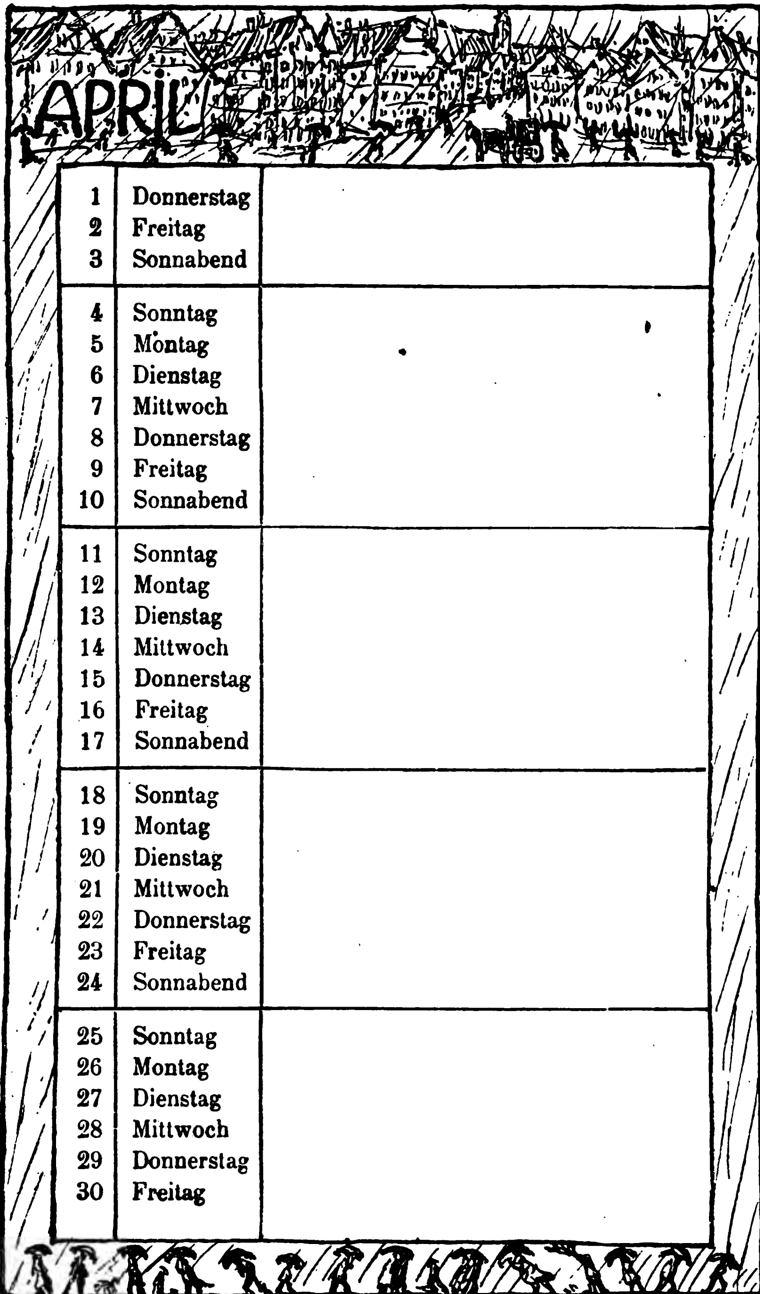
FEBRUAR

1	Sonntag	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Sonntag	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	Sonntag	

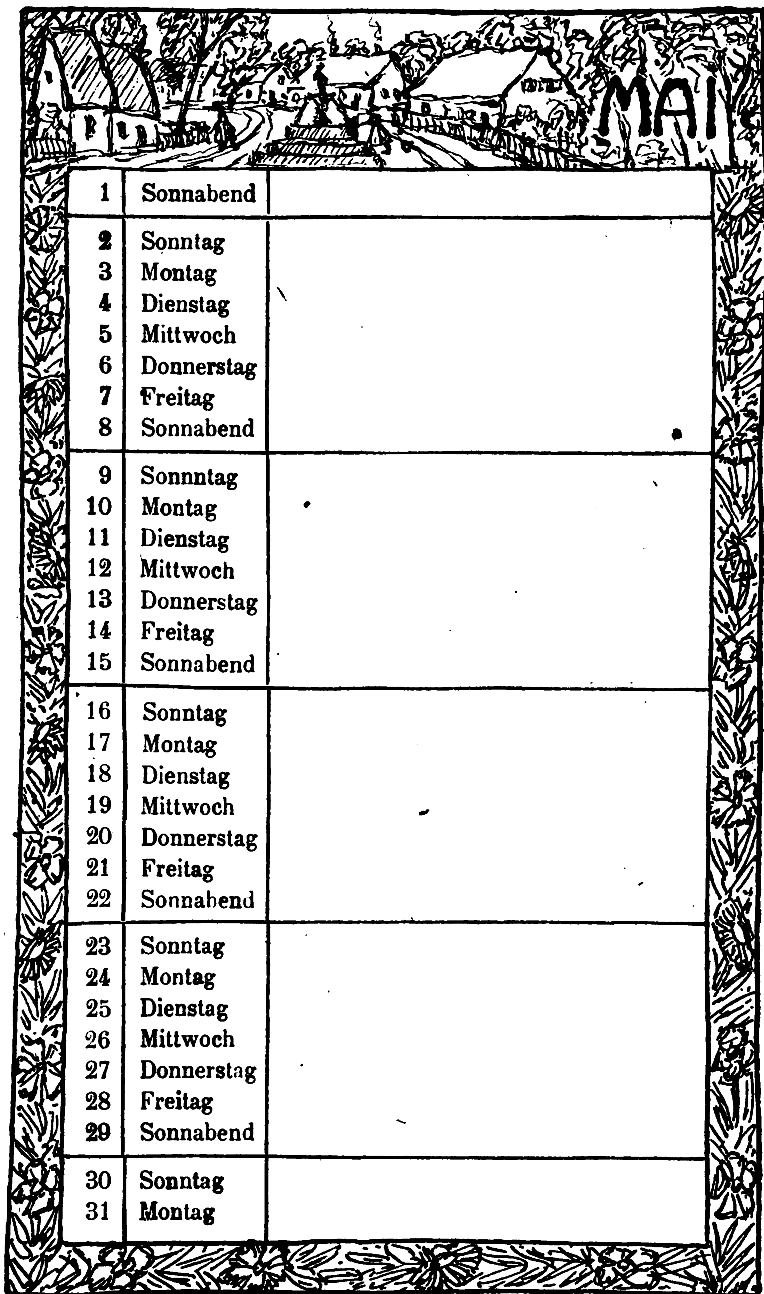


MÄRZ

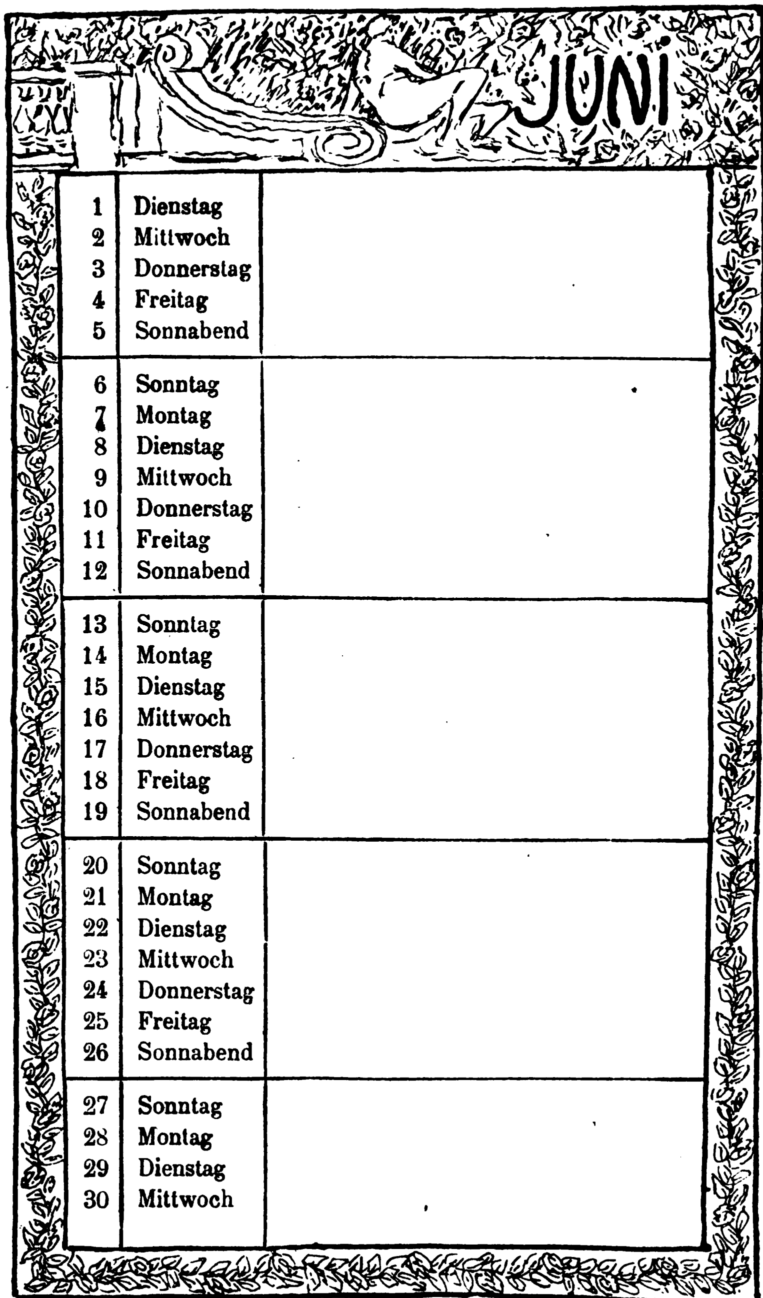
1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend
14	Sonntag
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	Sonntag
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	Sonntag
29	Montag
30	Dienstag
31	Mittwoch



1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	

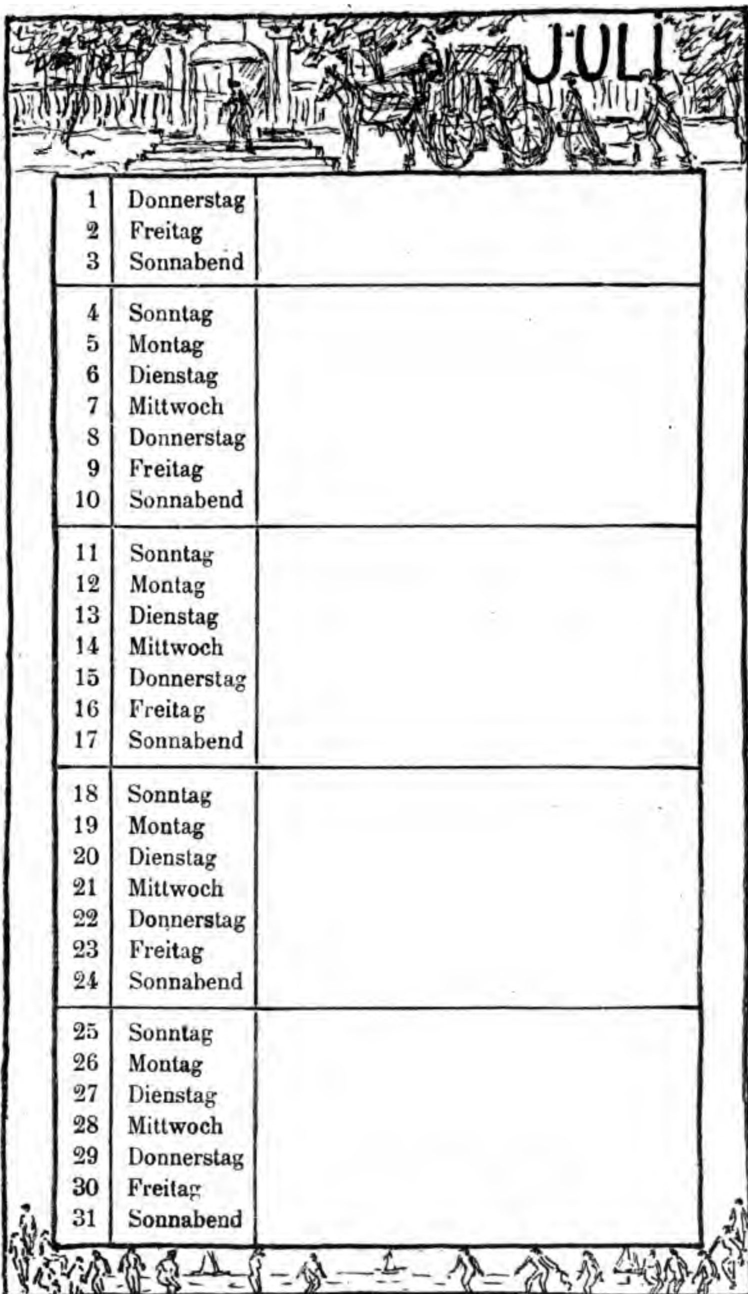


1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonnntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag



JUNI

1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch



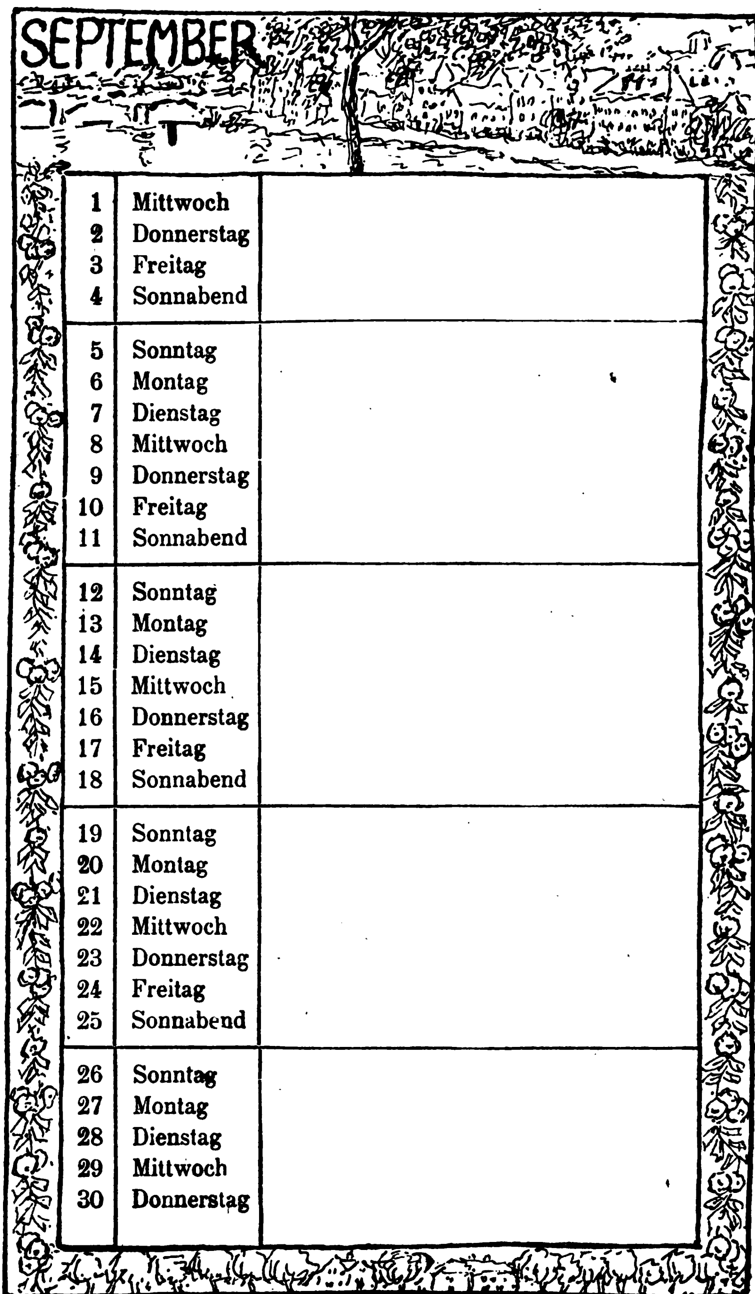
JULI

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Sonnabend	



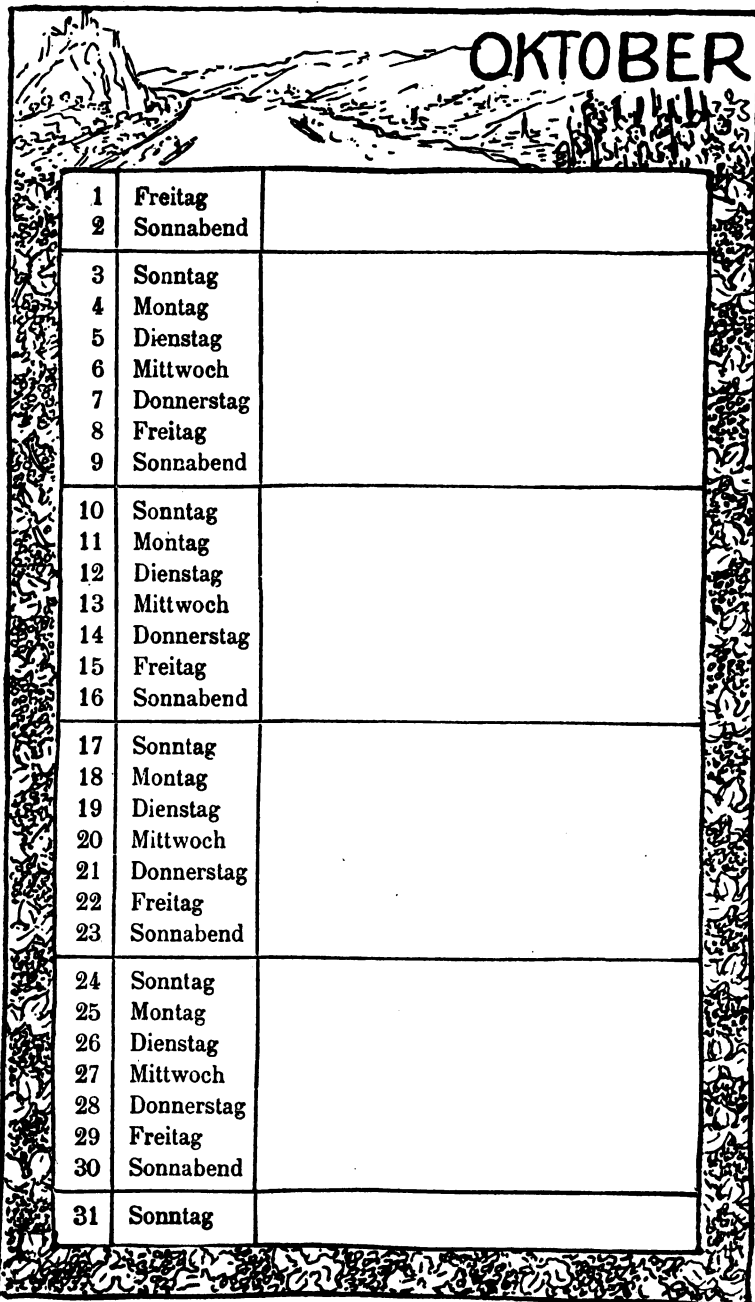
1	Sonntag	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Sonntag	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	Sonntag	
30	Montag	
31	Dienstag	





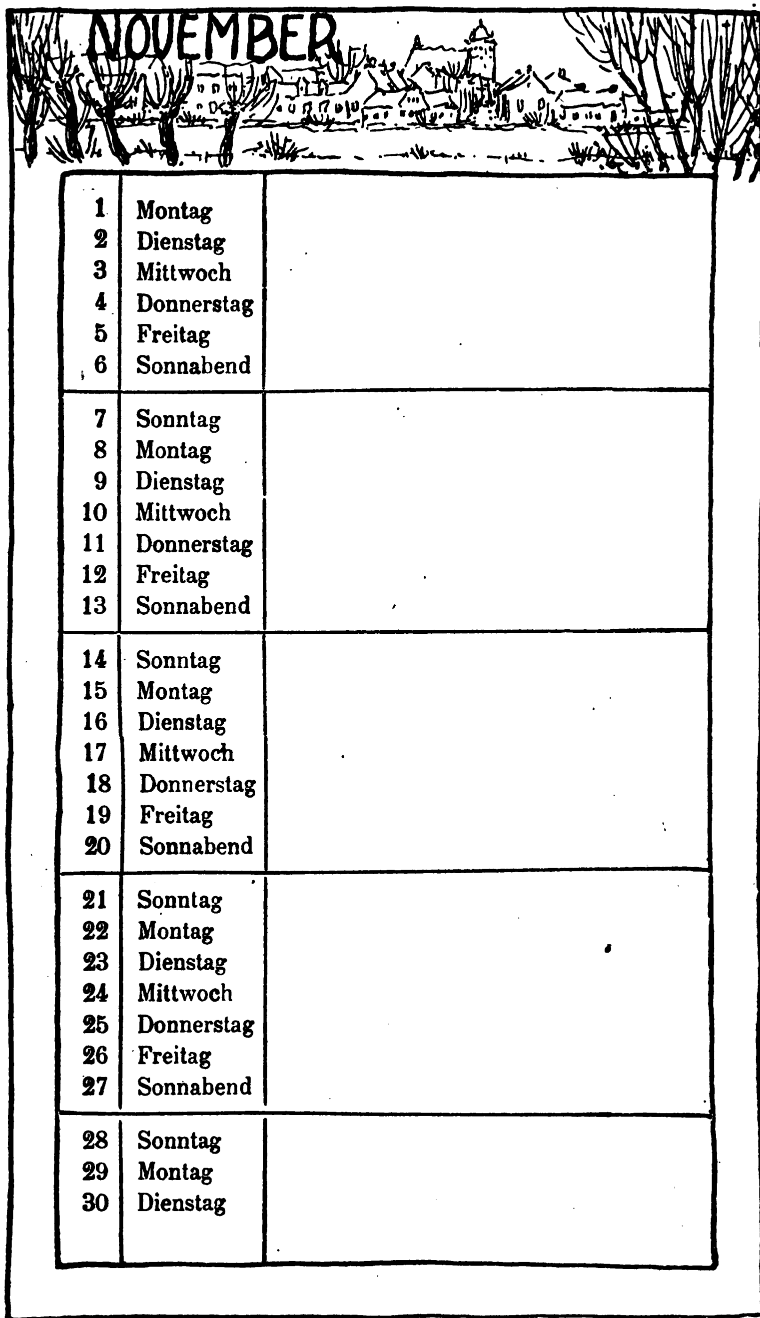
SEPTEMBER

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

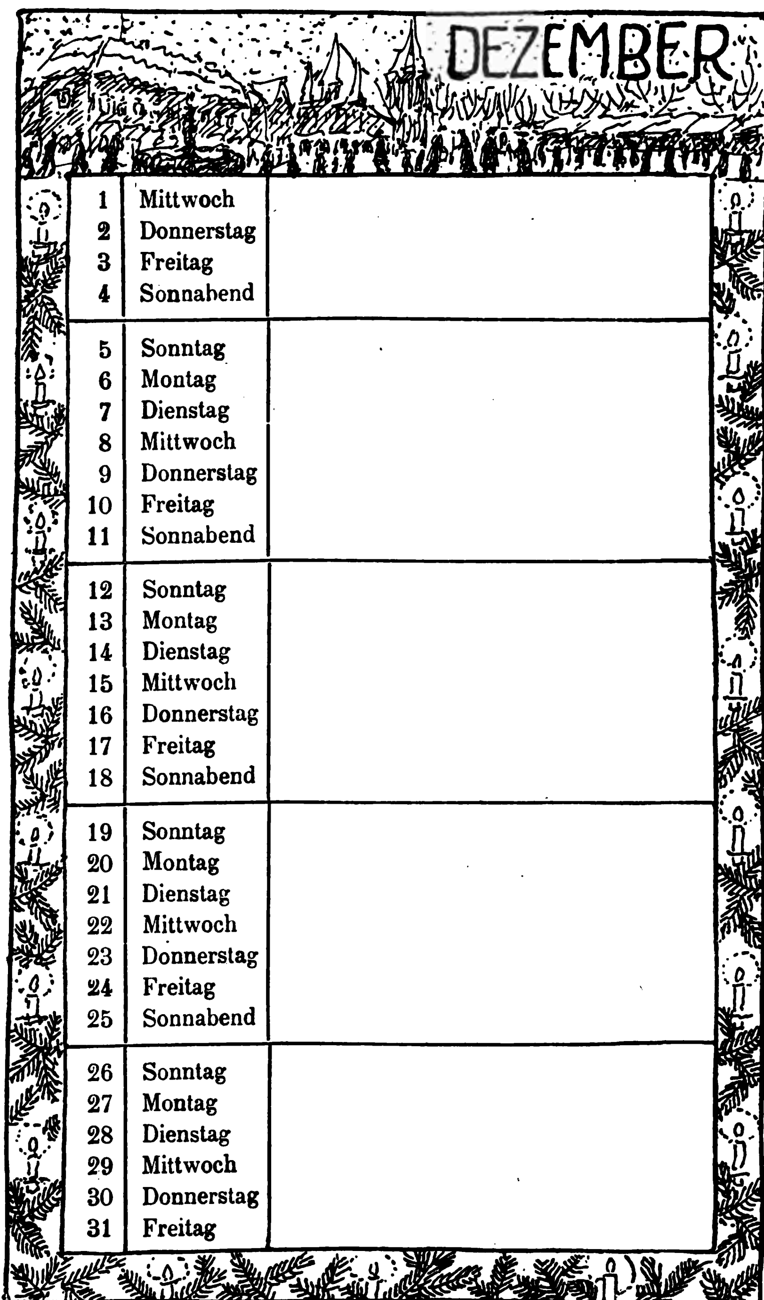


OKTOBER

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Sonntag	



1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	Sonntag	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	



1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	

Die Weimarer Verfassung

Von Conrad Haussmann
stellvertretendem Präsidenten der Nationalversammlung und Vorsitzendem des Verfassungsausschusses



ie Nationalversammlung hatte — nach rascher Annahme des Gesetzes über die vorläufige Reichsgewalt vom 10. Februar 1919 — den von dem Reichsminister Dr. Preuss eingebrachten Entwurf einer Verfassung des Deutschen Reichs in gedrängter erster Lesung besprochen und Anfang März einem besonderen Verfassungsausschuss von 28 Mitgliedern überwiesen. Im Ausschuss vertreten waren nach Zahlenstärke die Sozialdemokratie mit 11, die Demokratie mit 5, das Zentrum mit 6, die Deutschnationale Volkspartei mit 3, die Deutsche (nationalliberale) Volkspartei mit zwei Stimmen und die Unabhängige Sozialdemokratie mit 1 Stimme.

Die Mitglieder des Staatenhauses nahmen an den Verhandlungen teil, bei welchen die Reichsregierung vertreten war durch den Reichsminister Dr. Preuss, den Verfasser des ersten, vom Staatenausschuss teilweise modifizierten Entwurfs, der eine ausgezeichnete Grundlage der Verhandlungen bot.

An den anstrengenden, trotz aller gebotenen Beschleunigung eingehenden Ausschussberatungen nahmen sämtliche Parteien regen Anteil. Sie wurden lebhaft und sachlich geführt. Es kam ihnen zu gut, dass eine Reihe von Kennern des öffentlichen Rechts — Praktiker und Theoretiker — dem Ausschuss angehörte, deren Erfahrungen dieser gern verwertete: Staatssekretär a. D. Dr. Delbrück, Justizminister a. D. Dr. Spahn, Reichsgerichtsrat und badischer Minister a. D. Dr. Düringer, Dr. Naumann, Oberbürgermeister Koch, Staatsrechtslehrer Dr. Kahl, Staatssekretär a. D. Dr. Trimborn, Justiz-

minister a. D. Dr. Heinze, Staatssekretär a. D. Gröber, Staatsrechtslehrer Dr. Beyerle, Professor Dr. H. Hitze, Dr. Quark, Dr. Ablass, Dr. Sinzheimer, Katzenstein, Dr. Cohn, Dr. Mausbach, Dr. Zöphel, Landtagspräsident Keil und andere.

Die erste Lesung im Ausschuss wurde im März und April durchgeführt. Für Proportionalwahl und Referendum wurde ein Unterausschuss eingesetzt, ebenso für die Grundrechte, zu welchen Dr. Naumann und Dr. Beyerle weittragende und umgestaltende Anträge gestellt hatten.

Dieser Unterausschuss nahm unter dem Vorsitz von Naumann seine Beratungen am 1. Mai auf und führte sie in der Zeit durch, in der die dem Verfassungsausschuss angehörenden Mitglieder des Friedensausschusses im Mai zu der Beratung der Friedensbedingungen von der Reichsregierung nach Berlin berufen waren. Dort wurden von dem Hauptausschuss die noch rückständigen Teile der Verfassung und die Anträge des Unterausschusses zu den Grundrechten im Drang dieser Maitage durchberaten und die erste Lesung geschlossen.

Die zweite Lesung wurde im Juni unter der lastenden Ungewissheit der Friedensunterzeichnung vorgenommen und beschleunigt, damit, falls der Friede nicht unterzeichnet würde, die Verfassung nach den Anträgen des Ausschusses vom Plenum en bloc angenommen und in der weltpolitischen Unsicherheit und der Friedlosigkeit der inneren Zustände wenigstens eine staatsrechtliche Grundlage der Reichseinheit geschaffen wäre.

Nach der Friedensunterzeichnung vom 28. Juni trat die Nationalversammlung Anfang Juli in die zweite und demnächst in die dritte Lesung im Plenum ein und führte sie am 31. Juli abends 9 Uhr zu Ende. Die Verfassung wurde, zumeist nach den Anträgen des Verfassungsausschusses, angenommen mit 262 gegen 75 Stimmen. Dafür stimmten geschlossen die Sozialdemokratie, die Deutsche demokratische Partei und das Zentrum. Dagegen die „Deutschnationale“ und die „Deutsche Volkspartei“ sowie die „unabhängigen Sozialisten“. Der republikanische Verfassungsblock, der sich bei den Wahlen und in der Nationalversammlung gebildet und bis zum 20. Juni zu einer Zusammensetzung der Reichsregierung aus diesen drei Parteien geführt



Hugo Preuss
Reichsminister des Innern a. D.
Für den Almanach gezeichnet von Walther Gustav Hippel

hatte, trug das grosse Gesetzeswerk, auch nachdem anlässlich der Friedensunterzeichnung die Mitglieder der Deutschen demokratischen Partei, darunter der um das Werk besonders verdiente Dr. Preuss, aus der Reichsregierung ausgetreten waren. Dr. Preuss vertrat auch nach Niederlegung seines Amtes im besonderen Auftrag der neuen Regierung diese bei den Plenarberatungen der zweiten und dritten Lesung.

Die Beratungen der Nationalversammlung spiegeln überraschend bestimmt den Gang der politischen Entwicklung wider, deutlicher noch die Protokolle des Ausschusses, als diejenigen des Plenums, und am deutlichsten die Beschlüsse.

Im Plenum traten durch die Ausführungen der Redner und Rednerinnen mehr die stimmungswichtigen Fragen hervor, so die Reichsfarben, die schliesslich auf dem Land schwarz-rot-gold, auf dem Meer schwarz-weiss-rot mit einer schwarz-rot-goldenen Ecke bestimmt wurden.

Ferner die Frage der Verselbständigung einzelner Teile der Einzelstaaten, die besonders für Rheinland, Pfalz, Oberschlesien, Hannover, aber auch für Thüringen, Hessen und andere kritisch ist.

Sodann die Frage über die Rechtstellung der unehelichen Kinder, die die soziale Humanität vor allem auch der weiblichen Abgeordneten aufs lebhafteste beschäftigt hat, die Frage der konfessionellen Schule, die Frage der Todesstrafe und die Frage der Wählbarkeit ehemals fürstlicher Personen zum Amt des Reichspräsidenten, bei welcher eine Bevormundung der zur Volksabstimmung berufenen souveränen Wählerschaft abgelehnt worden ist.

Die tieferen Hauptfragen sind an Hand des Entwurfs im Ausschuss behandelt und weitgehend geklärt worden, zunächst die Staatsform und alle ihre Konsequenzen. „Das Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Das Volk nimmt selbst und weiterhin durch die von ihm gewählte Vertretung des Reichstages an den öffentlichen Geschäften teil. Es wählt frei und unmittelbar Männer und Frauen bis herab zu den zwanzigjährigen Staatsbürgern. Es wählt auch den Reichspräsidenten. Es verabschiedet im „Volksentscheid“ selbst Gesetze, wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen den gesetz-

geberischen Faktoren den Appell ans Volk als den richtigsten Ausweg anraten. Die Wähler dürfen auch selbst die Initiative ergreifen und das „Volksbegehren“ stellen, dass ein von einem Zehntel der Wähler für richtig erachteter Gesetzentwurf dem Reichstag, und wenn dieser ablehnt, dem Volk selbst vorgelegt werde.

Der Reichstag, nach den Grundsätzen der Verhältniswahl berufen, ist der Träger der politischen Macht; sein Vertrauen für die Berufung und Entlassung der die Staatsgewalt ausübenden Regierung und Regierungsmitglieder ist massgebend.

Der Reichstag hat neu das Recht erhalten, Untersuchungsausschüsse einzusetzen und alle Erhebungen vorzunehmen und zu veranlassen. Er setzt einen ständigen Ausschuss für die auswärtige Politik und einen Ausschuss für die Zeit seiner Vertagung zur Wahrung der Rechte der Volksvertretung gegenüber der Regierung ein. Er entscheidet über Krieg und Frieden.

Die Regierungs- und Staatsgewalt wird durch den „Reichspräsidenten“ und die „Reichsregierung“ verkörpert. Der Reichspräsident hat eine zentrale, wenn auch tatsächlich fast zu formale Stellung. Der Reichspräsident ernennt den Reichskanzler und auf dessen Vorschlag die Minister. Er ernennt die Reichsbeamten und Offiziere, hat den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht des Reiches, übt die Reichsexekution gegen die „Länder, die ihre Pflichten nicht erfüllen“. Er verkündet die Gesetze, er übt das Begnadigungsrecht für das Reich, vertritt das Reich völkerrechtlich, schliesst in seinem Namen Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Mächten, empfängt und beglaubigt die Gesandten. Er ruft das Volk zum „Volksentscheid“ in Streitfällen zwischen den gesetzgebenden Faktoren auf und löst den Reichstag auf. Alle diese Anordnungen und Verfügungen des Reichspräsidenten bedürfen bei Gefahr der Nichtigkeit der Gegenzeichnung durch den Reichskanzler oder den zuständigen Reichsminister. Der Reichspräsident, der nicht zugleich Mitglied des Reichstags sein kann, wird vom Volk gewählt — ob nach relativer oder absoluter Mehrheit wird erst das Wahlgesetz bestimmen. Sein Amt dauert sieben Jahre. Die Wiederwahl ist zulässig, aber auch die Abberufung durch

Volksabstimmung, die den Beschluss einer Zweidrittelmehrheit des Reichstags zur Voraussetzung hat.

Das Amt ist streng konstitutionell und demokratisch gestaltet, einen Teil seines Inhalts muss es durch die Persönlichkeit seines Inhabers erhalten.

Die verantwortliche Staatsgewalt ruht bei der Reichsregierung.

Leitender Staatsmann ist der Reichskanzler. Er bildet das Kabinett, führt den Vorsitz und „bestimmt" nach ausdrücklicher Verfassungsbestimmung „die Richtlinien der Politik". Er trägt für diese Politik die Verantwortung, er bedarf — und damit ist das parlamentarische System entsprechend der von der Oktoberregierung durchgeführten Verfassungsänderung festgelegt — des Vertrauens des Reichstags. Er muss zurücktreten, wenn dieser ihm sein Vertrauen durch ausdrücklichen Beschluss entzieht.

Die übrigen Mitglieder der Reichsregierung nehmen im Kabinett, das kollegial arbeitet und Mehrheitsbeschlüsse fasst, an der Politik teil. Jeder Reichsminister leitet seinen Geschäftszweig selbst und unter eigener Verantwortung gegenüber dem Reichstag. Die Gegenstände, die dem Ministerrat vorzulegen sind, hat die Verfassung bestimmt umschrieben. Falls die Politik der Mehrheit mit der des Reichskanzlers nicht übereinstimmt — das ist die unausgesprochene Konsequenz dieser Gestaltung —, so hat dieser die Kabinettskrisis zu lösen entweder durch seinen Rücktritt oder durch Veranlassung des Rücktritts der Dissentierenden — alles unter Vorbehalt der Vertrauenseinholung des Parlaments.

Das Gefüge ist einheitlich, fest und entspricht der Staatsform.

Zur „Staatsform" im weiteren Sinne gehört die Frage Bundesstaat oder Einheitsstaat. Die Verfassung steckt eine Linie ab, die sich entscheidend dem Einheitsstaat annähert und zueilt. Der Charakter des „Bundes" der einzelnen Staaten mit dem ihm zugrunde liegenden Fürstenvertrag ist gefallen und grundsätzlich verlassen. Die Staatseinheit wird durch den einen souveränen Volkswillen getragen. Alle Befugnisse, die der „Staat" bedarf, sind dem Reich in der Verfassung

zugeschrieben, ohne dass diese Staatsbefugnisse für den unentbehrlichen Bedarf der Einzelstaaten abgesprochen sind, die von der Verfassung den Namen „Länder" erhalten haben. „Die Staatsgewalt wird in Reichsangelegenheiten durch die Organe des Reiches auf Grund der Reichsverfassung, in Landesangelegenheiten durch die Organe der Länder auf Grund der Landesverfassung ausgeübt." Die Zuständigkeit des Reiches zur eigenen Gesetzgebung ist ausserordentlich erweitert und die Autonomie fast vollständig. Die Dinge sind schon aus finanziellen und fiskalischen Gründen zwangsläufig geworden. Der Grundsatz „Reichsrecht bricht Landrecht" in Artikel 13 hat eine omnipotente Bedeutung erhalten.

Die Reichsverwaltung erstreckt sich auf die ganzen auswärtigen Angelegenheiten, Wehrverfassung, Zoll und Handel, auf die indirekten Steuern, noch nicht aber nach der Verfassung auf die direkten Steuern und die Finanzbehörden für direkte Steuern; die neuesten Pläne des Reichsfinanzministers bedeuten bereits eine zentralistische Revision der eben beschlossenen Verfassung und beleuchten, wie stark die Tendenz zur „Verreichlichung" infolge Verarmung geworden.

Aber der grosse Schritt, den die Reichsverfassung macht, ist die Uebertragung des Eigentums und der Verwaltung der Eisenbahnen und der Wasserstrassen auf das Reich. Diese weittragenden Aenderungen müssen nach Artikel 171 bis zum 1. April 1921 durchgeführt sein. Damit ist der grosse Motor des Wirtschaftslebens und dieses selbst in die Hand des Reiches übergegangen. Fast aller anderer Machtzuwachs tritt hinter der Bedeutung dieser Mehrung zurück; mit ihr haben sich Preussen, Bayern, Sachsen und Württemberg einverstanden erklärt, was ihnen durch die finanzielle Lage ihrer Eisenbahnen erleichtert wurde. Der Uebergang der einzelstaatlichen Justizverwaltungen auf das Reich ist noch nicht beschlossen worden.

Gewichtig und viel umstritten war Artikel 18, der folgendes bestimmt: „Die Gliederung des Reiches und der Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen. Die Aenderung des Gebietes

von Ländern und die Neubildung von Ländern innerhalb des Reiches erfolgen durch verfassungänderndes Reichsgesetz." Nun ist aber weiter bestimmt, dass ein einfaches Reichsgesetz — also eine einfache Mehrheit des Reichstages — zu der Gebietsänderung und der Neubildung von Ländern auch bei Ablehnung durch eines der beteiligten Länder genügt, wenn erstens der „Wille der Bevölkerung" und zum zweiten ein „überwiegendes Reichsinteresse" sie erheischt. Jener Wille ist durch Abstimmung festzustellen. Die Gebietsänderung erfordert eine Mehrheit aller Wahlberechtigten und drei Fünftel der tatsächlich Abstimmenden. Hier liegt die Möglichkeit eines tiefgehenden Eingriffs der Reichsgewalt in den Machtbereich der Länder vor. Um bei der Entscheidung möglichst die Erregungsmomente des Kriegs und der Gärung fernzuhalten, sollen diese Bestimmungen laut Sperrklausel in den Uebergangsbestimmungen erst in zwei Jahren nach dem Inkrafttreten der Verfassung, also erst nach dem 11. August 1921, in Kraft treten.

Unter den Organen nimmt eine besondere Stellung der Reichsrat ein, der zur „Vertretung der deutschen Länder bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches gebildet wird". Jedes Land hat mindestens eine Stimme auf eine Million Einwohner, kein Land darf durch zwei Fünftel aller Stimmen vertreten sein. Für Preussen ist in Artikel 163 vorgesehen, dass nach Massgabe eines preussischen Landesgesetzes die Hälfte der preussischen Stimmen von den preussischen Provinzverwaltungen bestellt wird; bis dahin, „aber höchstens auf die Dauer eines Jahres", können sämtliche preussischen Stimmen im Reichsrat von den Mitgliedern der preussischen Regierung abgegeben werden. (Artikel 168.)

Man wird nach all dem künftig statt von einem deutschen „Bundesstaat" und „verbündeten Regierungen" mit monarchischer Spitze und monarchischen Spitzen von einem republikanischen Reichsstaat sprechen.

Umfasst der erste Hauptteil der Verfassung „Aufbau und Aufgaben des Reiches", so enthält der zweite „die Grundrechte und die Grundpflichten der Deutschen". Er hat einen vielfältigen Inhalt. Neben den Schutzbestimmungen der Verfassung von 1848, der französischen „Menschen-

rechte“ und der englischen magna charta finden sich höchst moderne Problem behandelt. Es liegt der grosse Versuch einer Weiterentwicklung der konstitutionellen und sozialen „Freiheiten“ vor und ihrer Ergänzung durch eine Anzahl von „Pflichten“:

Erziehungs- und Unterhaltspflicht, Schulpflicht, Wehrpflicht, Steuerpflicht, Versicherungspflicht, und Artikel 163 bestimmt: „Jeder Deutsche hat unbeschadet seiner persönlichen Freiheit die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert.“ Dies ist der offene, nicht einwandfreie Uebergang von dem System der verbindlichen Rechtpflichten zu den sittlichen und sozialen Pflichten.

Die Probleme, an die sich die Grundpflichten und namentlich die Grundrechte unverzagt heranwagen, können hier nicht im einzelnen durchgesprochen werden. Politisch von besonderer Bedeutung sind die Abschnitte von Kirche, von Schule und von der Sozialisierung. Die Konfessionalität der Schule war in der ersten Ausschusslesung auf den zum Schulfach erklärten Religionsunterricht beschränkt gewesen, ist dann aber im Plenum stark erweitert worden, nachdem das Zentrum und die Sozialdemokratie sich gegenseitig die Konzession gemacht haben, konfessionelle Schulen und als Gegengabe „konfessionsfreie“ Schulen zuzulassen. In dritter Lesung gelang eine, wenn auch nicht hinreichend befriedigende Milderung des für souverän erklärten „Elternrechts“, das „die Einheitsschule“ oder, wie sie die Verfassung genannt hat, „die allen gemeinsame Grundschule“ zu sprengen drohte oder droht. (Artikel 146.)

Das Gebiet des Eigentums und des Erbrechts, der Ehe und selbst der Unehlichkeit ist in den fünf Abschnitten berührt. Der Versuch, dem „Rätegedanken“ fruchtbare Gedanken zu entnehmen und zu gestalten, ist in der Verfassung unternommen, obwohl eigentlich Versuche, auch wenn sie noch so wichtig sind, erst nach der Erprobung in der Verfassung festgelegt werden sollten. Die „beiderseitigen Organisationen und Vereinbarungen der Arbeiter und Angestellten einerseits und der Unternehmer anderseits“ werden grundsätzlich sank-

tioniert. „Gesetzliche Vertretungen“ in „Betriebsarbeiterräten“, „Bezirksarbeiterräten“, einem „Reichsarbeiterrat“ und einem „Reichswirtschaftsrat“ sind als staatliche Einrichtungen behandelt, obwohl sie erst durch ein Reichsgesetz zu wirklichem Leben erweckt werden müssen.

Die neue Reichsverfassung ist von der Nationalversammlung mit 262 gegen 75 Stimmen der Rechten und der Unabhängigen von einem Verfassungsblock, in dessen Mitte sich die Deutsche demokratische Partei sowie die Regierungsparteien der Sozialdemokratie und des Zentrums befanden, also mit mehr als ¾ Mehrheit angenommen worden.

Die Verfassung, die am 31. Juli beschlossen, am 11. August in Kraft getreten und am 21. August 1919 vom Reichspräsidenten beeidigt worden ist, hat nicht die Kraft, Werte und Arbeit zu schaffen, aber sie ist eine Arbeit, welche den Willen zur Einheit und zur freistaatlichen Ordnung entschlossen verwirklicht. Sie kann ein erhöhtes Zukunfts- und Sicherheitsgefühl gewähren oder vorbereiten inmitten der erdbebenartigen Schwankungen und unter dem Druck der Fremdherrschaft eines unerhörten Friedensvertrages. Die deutsche Reichsverfassung ist ein Werk, das eine staatsrechtliche Bibliothek erzeugen und von jeder anderen Verfassungsänderung auch anderer Länder zu Rate gezogen werden wird. Sie hat die Mitwirkung der Wissenschaft nötig, weil sie selbst in Drang und Hast erzeugt ist. Sie braucht, um als „Grundgesetz“ dem Staat zu nützen, vor allem den guten Willen der Staatsbürger und Staatsbürgerinnen, die Einsicht und den Weitblick der Volksvertreter und der Staatsmänner, also die intelligente Mitwirkung der Regierenden und der Regierten.

Von fünfen der Glücklichste

Von Theodor Wolff



Jugendlichen Freiheitshelden, die den Reitertod gesucht haben, kann die Tragik der Niederlage noch einen besonderen poetischen Schimmer verleihen. Staatsmänner, die zum Kriege oder im Kriege geführt haben, stehen, wenn das Waffenglück ausbleibt, nicht glanzumflossen da. Thiers war klein von Gestalt, Jules Favre und Napoleon III. waren, neben Bismarck, gewiss keine sehr stattlichen Erscheinungen, aber Anton v. Werner hat sie noch etwas kleiner, als sie waren, gemalt. Es scheint, dass die menschliche Dummheit, der die Geschichtsmaler und die Geschichtsschreiber im allgemeinen dienen, das so verlangt. Nur der flüchtige Hannibal wird mehr bewundert als der triumphierende Scipio. Aber nicht seine politischen Gedanken und nicht einmal seine Schlachtpläne, sondern die afrikanische Leidenschaftlichkeit seines Wesens und die Furchtbarkeit der karthagischen Katastrophe machen ihn den meisten so interessant. Wenn der zuviel angerufene Gott der Schlachten uns trotz alledem den Sieg gegeben hätte, so würde ein Strahl der Ruhmessonne, würde das, was die Generale davon übrig lassen würden, auf die Kanzler des Krieges fallen. Der Gott ist zu den Angelsachsen und Franzosen übergegangen, und darum würden diese Kanzler auch dann, wenn sie die genialsten Ideen im Hirn gewälzt hätten, in der Weltgeschichte nur die Veilchen im Moose sein. Ich bin den einen von ihnen oft, den anderen nur selten und flüchtig begegnet, während Deutschland immer tiefer in den Blutsumpf hineingeriet. In der Erinnerung an solche Stunden möchte ich ein Steinchen zu jedem der Monumente liefern, die man nicht setzen wird.

Herr v. Bethmann Hollweg ist vielen ein Greuel, aber seine Intimen bewahren ihm Liebe über das Grab hinaus. Es ist immerhin beachtenswert, wenn einem Manne, der keine Karriere mehr vor sich und keine Stellen mehr zu vergeben hat, die Getreuen wirklich treu geblieben sind. Ich habe die mild umhüllenden Argumente, mit denen diese Liebe alle Taten des Herrn v. Bethmann Hollweg angeblich erläuterte, nie mit der notwendigen Hingabe zu betrachten vermocht. Der Hass aber, der ihn nach der ersten Kriegswonne bei jedem Schritte umspritzte, richtete sich besonders gegen das, was das Bessere in ihm war. Er hatte die Gefahren, die das Treiben der Flottenvereinsbrüder, der nationalen Hochmutsprofessoren und der veralldeutschten Parteien über Deutschland heraufbeschworen, mit halbgeöffneten Augen erkannt. Aber er war nachgiebig gegenüber diesen Leuten, deren Patriotismus geschätzt und belohnt wurde, und auch die Sorge, die ihm die russische und französische Politik bereitete, hielt ihn von allem, was den „nationalen Zusammenschluss" hätte stören können, ab. Er sah zu, wie im Jahre der Völkerschlachtfeier die chauvinistischen Adler die Flügel breiteten, und wich vor dem Zabern-Militarismus zurück. Er hatte eigentlich alles ganz anders, hatte eine ganz andere Politik machen wollen, aber er kam, vom Geiste der neuen Cherusker gedrängt, zu einer Politik der starken Geste, und wir kamen mit ihm in den Krieg. Als das Unglück da war, wollte er sich von denjenigen, die ihn immer weiter treiben wollten, befreien, und das ging nun nicht mehr. Weil er versuchte, zur Vernunft zurückzukehren, von der Galeere herunterzukommen, schrie und geiferte man ihn an. Von den mancherlei Unterredungen, die ich in diesen Kriegsjahren mit ihm hatte, ist mir besonders eine ins Gedächtnis eingeprägt. Er wollte mich überzeugen, dass er sich auch nach aussen hin durch seine Reichstagsreden scharf genug von den Annexionisten und Gewaltpolitikern getrennt habe, und er überzeugte mich nicht. Wie gewöhnlich sass er hinter seinem Schreibtisch, eine Zigarette nach der anderen rauchend, und seine Gestalt füllte den Lehnsessel massig und wuchtig aus. Er zitierte immer noch einen seiner Redesätze und holte immer noch ein Blatt Papier hervor. Als ich ihn dazwischen einmal fragte, ob er nicht wenigstens

die widerwärtigsten, schlimmsten „militärischen Notwendigkeiten" verhindern könnte, zog er die runden, vollen Schultern mit einem trüben, entsagungsvollen Lächeln empor und sagte: „Was wollen Sie — der miles gloriosus —" oder ein ähnliches Wort. Ja, er war, wie in Freiligraths Gedicht vom „Löwenritt", die Giraffe, die der Löwe umklammert hält und mit Biss und Krallengriff vorwärtsspornt. Er selbst hatte den Schlüssel umgedreht, das Gitter geöffnet, den Löwen des Militarismus die ersehnte Gelegenheit, sich frei auszuleben, verschafft. Jetzt sassen sie auf seinem Rücken und frassen auch ihn.

Als ich, freundlich aufgefordert, zu dem Nachfolger des Herrn v. Bethmann Hollweg, dem Kanzler Michaelis, kam, sah ich nicht ohne innere Bewegung, dass im Reichskanzlerpalais tapeziert und eingerichtet wurde und dass sich hier offenbar eine für lange Dauer berechnete Besiedelung vollzog. Unten im Garten sass schon die neue Herrin des Hauses am Teetisch im Kreise huldigender Gäste, und Herr Dr. Michaelis hatte das Arbeitszimmer Bethmanns wie eine geweihte Stätte oder wie einen Ort des Malheurs rechts liegen lassen und regierte in einem anderen Raume das Deutsche Reich. Der neue Kanzler, der nicht ganz so küsterhaft wie auf den Bildern aussah und beinahe heiter lächelte, versicherte gleich beim Beginn des Gespräches: „Ich hätte mir nie angemasst, dieses Amt zu übernehmen, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass doch schliesslich die Tatsachen das Entscheidende sind." Und auf meine bescheidene Einwendung, dass man die Tatsachen dirigieren könne und solle, entgegnete er in Ergänzung seines Gedankens: „Allerdings kann man das, aber gewissermassen hängt doch alles von ihnen ab." Ich bemühte mich, ihn für das parlamentarische System zu erwärmen, aber er wurde nicht warm. Dass der Parlamentarismus in Frankreich konsolidierend gewirkt habe, wollte er mir nicht glauben, obgleich die parlamentarische Republik dort schon, dauerhafter als Könige und Kaiser, seit siebenundvierzig Jahren bestand. Nach dieser Unterhaltung hatte ich denn doch den Eindruck, dass der Herr, der den Eingang des Dr. Michaelis gesegnet hatte, bald seinen Ausgang segnen werde, und dass neue Tapeten noch keine Bürgschaft für langes Verweilen seien. Herr Michaelis verliess schon nach hundert ereignisreichen

Tagen das Reichskanzlerpalais, und als erster mit Zustimmung des Parlamentes ernannter Kanzler zog Graf Hertling ein. Graf Hertling, mit dem ich während seines Kanzlerlebens nur einmal, und nur über Unwesentliches, gesprochen habe, war zur Führung eines Volkes in schon unheilvoller Situation eine besonders ungeeignete Persönlichkeit. Er war volksfremd, ohne das leiseste Verständnis für Massenregungen, ein klerikaler Hofmann auf Filzsohlen, ein Staatsmann für Duodezfürstentümer und im übrigen ein schonungsbedürftiger Greis. Die Reden über auswärtige Politik, die er vor dem Kriege als Führer den Zentrums im Reichstage gehalten hatte, waren nur horizontlose bureaukratische Zusammenstellungen des entliehenen amtlichen Materials. Er war Kanzler geworden, weil er an den Erfolg der deutschen Offensive glaubte, und als die Offensive missglückte, legte er sich im Grossen Hauptquartier ins Bett. All sein Sinnen hatte dem Plane gegolten, dem Hause Wittelsbach das Elsass zu verschaffen, und das parlamentarische System, zu dem er sich scheinbar bekannt hatte, war ihm so grässlich wie alles, was demokratisch roch. Noch als alles zusammenbrach, die Oberste Heeresleitung dringend den sofortigen Waffenstillstand forderte, versuchte er, den Kaiser von der Berufung des Prinzen Max von Baden abzubringen, und blind und störrisch sprach er gegen den Eintritt der Sozialdemokratie in das Kabinett. Seine Klage verhallte im Sturm der Ereignisse, die übereinander purzelten, und der Prinz Max von Baden übernahm opfermutig das Amt. Aus den Weissbuchdokumenten ist zu ersehen, wie dieser Prinz vergeblich von hastigem Waffenstillstandsgesuch abgeraten, nur widerwillig und das Schlimmste ahnend den drängenden Wünschen der plötzlich friedensbedürftigen Heerführer nachgegeben hat.

Einige Zeit darauf besuchte ich ihn im Reichskanzlerpalais, und er lud mich zu einem Spaziergang durch den sanft herbstelnden Garten ein. Neben ihm wandelnd sagte ich ihm, dass die Thronentsagung Wilhelms II. unvermeidlich, das Grollen einer Katastrophe schon hörbar, nur durch schnelles Handeln und sofortigen Thronverzicht das wilde Unwetter abzulenken sei. Er hörte ruhig zu, erwähnte die Schwierigkeiten, sagte nicht ja, aber noch weniger nein. Für ihn als den Verwandten und badischen

Thronfolger sei das besonders schwer . . . Schliesslich hat er dem ins Hauptquartier geflüchteten Kaiser dann ja, freilich vergebens, die Wahrheit gezeigt. Es gibt Demokraten, die der Meinung sind, die Revolution sei ganz überflüssig gewesen und mit dem parlamentarischen System, mit einem Regime, wie der Prinz Max es einleitete, hätten wir alle wirklich erstrebenswerten Ziele erreicht. Im Kampf um das parlamentarische System, dem viele Demokraten von damals fremd, teilnahmlos und furchtsam fernblieben, hatte man das glauben können, aber heute glaube ich es nicht mehr. Generäle und Hofcliquen hätten doch immer wieder verstanden, die parlamentarische Macht zu brechen, die parlamentarische Kontrolle zu umgehen. Der Reichstag hätte immer wieder ohnmächtig zu erleuchteten Schlossfenstern, hinter denen erleuchtete Geister über das Schicksal des Volkes entschieden, hinaufgeblickt. Gesichertes parlamentarisches Handeln wurde erst möglich, als mit dem Herzog der Mantelträger, mit dem Monarchen der Generaladjutant fiel.

Während diese Kanzler einander, wie die Generationen in der griechischen Darstellung, die Fackel des Lebens reichten, erschien häufig, und immer für Wochen oder Monate Fürst Bülow als Gast in Berlin. Er machte nicht mehr Weltgeschichte, aber er machte die Randbemerkungen dazu. Die Fehler, die unter seiner Kanzlerschaft teils von ihm selber, teils von Herrn v. Holstein und mit werktätiger Hilfe Wilhelms II. begangen worden waren, hatten Deutschland in eine üble Situation gebracht. Marokko, die Flottenpolitik, die Ablehnung des Chamberlainschen Bündnisantrages und mancherlei anderes hatten den Zusammenschluss der Westmächte begünstigt oder geradezu herbeigeführt. Fürst Bülow hatte mit diplomatischer Geschicklichkeit immer den rettenden kleinen Trick gefunden, hatte immer verstanden, uns im letzten Augenblick von dem Abgrunde, an den er uns herankutschiert hatte, wieder fortzuziehen. Er war ein Spieler, der immer noch ein paar Mark zum Weiterspielen behielt. Zu Anfang des Jahres 1915 hatte er in Rom, wohin sein Feind Jagow ihn hatte ziehen lassen müssen, den Kriegsentschluss der Italiener wenigstens zu verzögern vermocht. Jetzt ruhte er, den Dingen zuschauend, aus. Er war sehr amüsant

und nicht gnädig in seiner Kritik. Er erdolchte mit Anmut und köpfte mit bewundernswert leichter Hand. Aus dem grossen Schatz seiner Erinnerungen, Einfälle und Lesefrüchte streute er feine Perlen aus. Ein italienischer Diplomat in Rom hatte ihm gesagt: „Die deutsche Diplomatie ist bei weitem nicht so verbrecherisch gewesen, wie das Ausland annimmt, und sehr viel dümmer, als es glaubt.“ Einige seiner Freunde wollten ihn bei jeder Kanzlerkrise wieder nach oben tragen, er selber wartete, aber die Linksparteien waren misstrauisch, der Kaiser wollte von dem „Verräter“ nichts wissen, die Fackel ging an ihm vorbei, andere verbrannten sich die Finger daran. Man kann wohl sagen, dass er von fünfen der Glücklichste war.

Kunst

Es bleibt der alte liebe Lauf:
Nimmst du's ernst, frisst es dich auf!
Ist es Spiel,
so hat's kein Ziel..
und wird es zum Geschäft.. ja nun,
so hat's mit Kunst nichts mehr zu tun!

Cäsar Flaischlen.

Die Zukunft des diplomatischen Dienstes

Von Graf Bernstorff



Wer heute über die Zukunft unseres diplomatischen Dienstes schreiben will, muss sich mit grosser Bescheidenheit und Entsagung wappnen. Vor dem Kriege wurde es einem deutschen Vertreter im Auslande leicht, auf seinem Posten die erste Rolle unter seinen Kollegen zu spielen. Trotz allem, was gegen unsere Diplomaten gesagt und geschrieben worden ist, hatten die meisten unserer Botschafter usw. sich sehr gute Stellungen gemacht und wurden ausserhalb Deutschlands höher geachtet als zu Hause, wo vielfach Draufgängertum als der politischen Weisheit letzter Schluss galt. Wohin wir damit gekommen sind, liegt heute klar zutage; doch ist es nicht mehr nötig, im Interesse der Zunft „pro domo“ zu schreiben. Nach unserer Niederlage weiss jetzt wohl jeder, dass die Zentralregierung besser gefahren wäre, wenn sie mehr auf die Diplomaten gehört hätte. So oft in Berlin das Draufgängertum auch das Auswärtige Amt mitriss, wie bei dem „Panther“-Sprung von Agadir, dem U-Boot-Kriege usw., waren die Folgen für uns verhängnisvoll. Wenn im allgemeinen unsere Auslandsposten früher eine durchaus angenehme und beneidenswerte Lebensstellung bedeuteten, so wird dies in der nächsten Zukunft nicht der Fall sein. Die deutschen Diplomaten werden persönliche Demütigungen und Zurücksetzungen in den Kauf nehmen müssen. Nur strenges Pflichtgefühl und der Glaube an die Ewigkeit des deutschen Volkes sowie eigener Feuereifer, was der Franzose „feu sacré“ nennt, können heute einen Mann bewegen, einen Auslandsposten zu übernehmen. Etwas leichter ist die Aufgabe allerdings dadurch geworden, dass uns der Gewaltfriede von Versailles auferlegt wurde. Wer sich in das

Unrecht setzt, schwächt seine Stellung und stärkt die des Gegners. Der Schwamm von Versailles hat die deutschen Fehler und Vergehen von der Schiefertafel der Weltgeschichte fortgewischt. Unsere Diplomaten werden künftig immer darauf pochen müssen, dass sie ein neues Deutschland vertreten, und dass dieses geläuterte Vaterland gleich nach seiner Geburt ein schweres Unrecht erlitten hat.

Seit dem Rücktritte Herrn v. Holsteins, der in seiner Person das alte Auswärtige Amt mit allen seinen Fehlern und Vorzügen verkörperte, wird bei uns ständig von der Reform des diplomatischen Dienstes im In- und Auslande gesprochen. Ueber die Ausarbeitung von Projekten kam man aber niemals hinaus, teils weil die überarbeiteten Staatssekretäre zu schnell wechselten, teils weil der fünfjährige Krieg dazwischen kam. Wenn die republikanische Regierung jetzt ernstlich an die Reform gehen will, so muss sie sich über die Fehler der Vergangenheit unerbittlich klar werden und diese in Zukunft zu vermeiden suchen. Es kommt dabei weniger auf die zu schaffende neue Organisation an, als auf den Geist, der in derselben lebt. Eine auswärtige Politik kann nur Erfolg haben, wenn die Zentralregierung klare Ziele hat und sich auf ihre Vertreter im Auslande unbedingt verlassen kann. Andernfalls muss die Politik Schiffbruch leiden. Die Diplomaten können aber nur Vertrauen zur Zentralregierung haben und diese sachgemäss unterstützen, wenn sie über deren Absichten genau informiert sind. Hier lag der Hauptfehler des alten Regimes. Es bestand zu wenig Fühlung zwischen dem Auslandsdienste und der Zentrale. Aus den Publikationen der jüngsten Vergangenheit geht klar hervor, wie viel Misstrauen als Erbe der Holsteinschen Zeit übriggeblieben war. In Zukunft muss alles Persönliche völlig aus der auswärtigen Politik ausgeschaltet werden und das Sachliche allein entscheiden. Da ist zunächst erforderlich, dass der Minister des Aeussern eine bestimmte Politik im Kopfe trägt sowie dass er mit dieser steht und fällt. Nur in diesem Falle kann er das Vertrauen des Volkes und seiner Untergebenen geniessen. Dann muss der Minister unbedingt Herr im Hause und zu diesem Zwecke in der Lage sein, jeden Untergebenen sofort zu beseitigen, der eine andere Politik vertritt. Solche Mitarbeiter darf der Minister indessen

nicht, um sie aus dem Amte zu beseitigen, in das Ausland senden. Wenn er das tut, tritt die unvermeidliche Konsequenz ein, dass er den Berichten des betreffenden Botschafters keinen Glauben schenkt. Ein Diplomat, auf den nicht gehört wird, ist aber völlig überflüssig. Die fremde Regierung findet das sofort heraus und stellt den Herrn kalt. Ein Botschafter hat nur so lange eine Stellung, wie die Regierung, bei der er akkrediert ist, glaubt, dass er zu Hause Einfluss hat. Daraus folgt, dass unser Minister des Aeussern in Zukunft nur solche Diplomaten in das Ausland senden darf, zu denen er in einem Vertrauensverhältnis steht, welches fortlaufend lebendig erhalten wird. Die Botschafter müssen die politischen Pläne des Ministers genau kennen, während dieser sich immer der Tatsache bewusst bleiben muss, dass er allein die Verantwortung trägt, die er nicht nachträglich auf die Diplomaten abwälzen darf. Wenn der Minister in einem Botschafter einen Konkurrenten erblickt oder ihn aus anderen Gründen durch Vorenthalten von Informationen ärgern will, so soll er ihn lieber gleich absägen. Diplomat spielen ist ja kein einträgliches Geschäft, und ein Botschafter kann in einer Republik zu Hause jederzeit eine andere politische oder publizistische Tätigkeit finden. Obige Anregungen gebe ich auf Grund dreissigjähriger Tätigkeit im auswärtigen Dienste, und ich glaube, dass jeder, der die diplomatische Geschichte des wilhelminischen Zeitalters kennt, mit mir übereinstimmen wird, dass damals nach anderen Rezepten gearbeitet worden ist. Wer von uns Diplomaten mit dem jeweiligen Staatssekretär persönlich befreundet war oder sonst einen Freund in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts hatte, erfuhr privatbrieflich oder mündlich die „vraie vérité!“ Sonst war man auf amtliche Bruchstücke angewiesen. Von Beispielen sehe ich aus persönlichen Gründen ab, sowie deswegen, weil die Schuld am System und nur in Ausnahmefällen an Personen lag. Jedenfalls ist mir in fremden Ländern aufgefallen, wie ganz anders das System war. Dort wurden die Diplomaten viel öfter in die Heimat berufen und bei jeder wichtigen politischen Wendung um ihre Meinung befragt. Soweit unsere In- und Auslandsdiplomatie an der deutschen Niederlage mit Schuld trägt, ist der besprochene Systemfehler in erster Linie dafür verantwortlich.



Graf Brockdorff-Rantzau
Reichsminister des Aeussern a. D.
Für den Almanach gezeichnet von Fritz Wolff

Wenn der Geist unseres Auslandsdienstes bei dessen Neubildung reformiert wird, dürfte es nicht schwer fallen, auch die neuen Schläuche für den neuen Wein zu schaffen. Die Organisation lässt sich durch ein Machtwort des Ministers sehr schnell durchführen, sobald dieser sich über die Personen, deren er sich bedienen will, schlüssig geworden ist. Ich nehme an, dass der Minister in Zukunft stets ein Parteimann sein wird. Ein Fachminister ohne den Rückhalt an einer Partei wird immer grosse Schwierigkeit haben, sich im Kabinett durchzusetzen. Vielfach wird die Ansicht vertreten, dass wir zu dem System der Fachminister zurückkehren sollten und würden. Ich möchte dies nicht glauben, sondern erwarte eher, dass die grossen Parteien innerhalb der Fraktionen oder unter ihren Anhängern künftig immer Männer ihres Vertrauens haben werden, welche als Minister für die verschiedenen Fächer in Betracht kommen können. In parlamentarisch regierten Ländern ergibt es sich ganz von selbst, dass ein Mandat als Abgeordneter die von den Politikern am meisten begehrte Stellung ist. Während sich bei uns bisher alle ehrgeizigen und intelligenten jungen Männer zur Beamtenlaufbahn, insbesondere zur Diplomatie, drängten, weil sich dort die besten Aussichten boten, werden sie künftig in einem Abgeordnetenmandat das Ziel ihrer Sehnsucht sehen. Das dürfte auch bei solchen der Fall sein, die ihre Laufbahn als Diplomaten beginnen. Die vierjährige Legislaturperiode und die Listenwahl werden den Eintritt in den Reichstag allerdings nicht leicht machen. Indessen dürften diese Bestimmungen auch einmal wieder geändert werden.

Mag der Minister Mitglied einer Fraktion sein oder diplomatischer Beamter aus den Reihen der Anhänger dieser Fraktion, jedenfalls wird er in dem Augenblicke, wo er parlamentarischer Minister geworden ist, in erster Linie Politiker sein müssen. Die Kabinettssitzungen, Versammlungen, Ausschüsse usw. werden ihm keine Zeit lassen für den Kleinkram der Routinearbeit. Diese muss er seinem Unterstaatssekretär überlassen, als welchen er den besten vorhandenen Diplomaten aussuchen sollte, der von der Pike auf gedient haben muss. Diesem würden vier weitere Unterstaatssekretäre oder Ministerialdirektoren zu unterstellen sein als Konsulenten für die Rechtsfragen,

wirtschaftlichen Dinge, Personalien usw. und die Presse. Diese Herren sollten keine Abteilungen unter sich haben wie bisher, sondern nur kleine persönliche Bureaus. Die eigentlichen, ebenfalls dem ersten Unterstaatssekretär direkt zu unterstellenden. regional gesonderten Abteilungen des Auswärtigen Amtes müssten an ihrer Spitze Referenten haben, Diplomaten, etwa im Gesandten- oder Botschaftsratsrange. Ich würde mir ungefähr folgende vier Abteilungen denken: 1. Grossbritannien, dessen Kolonien und Skandinavien, 2. die romanischen Länder Europas nebst deren Kolonien, 3. die slawischen Länder, 4. der amerikanische Weltteil mit Ausnahme der englischen Kolonien. Die Referenten müssten berechtigt sein, im allgemeinen ihre Untergebenen selbst auszuwählen, damit wirklich einheitlich gearbeitet wird und sie die volle Verantwortung tragen können. In jeder Abteilung würden alle auf die betreffenden Länder bezüglichen Fragen zu bearbeiten sein. Die Referenten müssten also diplomatische, juristische und volkswirtschaftliche Mitarbeiter haben, sowie je einen Journalisten. Ich glaube, dass eine solche Organisation des Auswärtigen Amtes gut und erfolgreich arbeiten könnte. Es wird vielleicht der Einwurf gemacht werden, dass die oben erwähnten Unterstaatssekretäre oder Ministerialdirektoren, die man, wie in England und Amerika, als zweiten, dritten usw. bezeichnen könnte, beschäftigungslos in der Luft schweben würden. Ich möchte dies nicht annehmen, da es immer grössere Fragen juristischer und volkswirtschaftlicher Natur gibt, die von diesen Herren zu bearbeiten wären, und ihnen ausserdem die mündlichen Verhandlungen mit dem Auslande, z. B. dem Völkerbunde, obliegen würden. Der Minister und der erste Unterstaatssekretär benötigen auch unbedingt Konsulenten auf den genannten Gebieten. Ebenso wird es erforderlich sein, einen höheren Beamten zur Hand zu haben, der mit den Leitern der grossen Zeitungen ständig in Fühlung bleibt. Fast wichtiger als die Reform des diplomatischen Dienstes ist eine Aenderung der Haltung unserer Presse. Es ist ganz unmöglich, auswärtige Politik zu treiben, wenn die Zeitungen der Regierungsparteien mit der Opposition gegen diese Politik arbeiten. Wir müssen schnell wenigstens so viel von anderen parlamentarischen Ländern lernen, dass wir die Notwendigkeit strenger Parteidisziplin

anerkennen. Eine Partei oder eine Koalition, die regieren will, muss Macht haben, und diese ist nur durch Einigkeit zu erreichen. Wenn jeder Politiker und jede Zeitung glaubt Eigenbrödelei treiben zu können, ist Parlamentarismus unmöglich. Ich weiss, dass es dem deutschen Charakter schwer werden wird, sich solche Auffassungen anzueignen. Indessen lehrt Not beten, und wenn wir wieder aufsteigen wollen, müssen wir wirkliche Politiker werden. „Propter invidiam" dürfen wir nicht mehr handeln, und nicht mehr glauben, dass es das erste Grundrecht eines jeden Deutschen ist, die Regierung anzugreifen, selbst wenn sie aus der eigenen Partei hervorgegangen ist. Endlich liegt es auf der Hand, dass es einen Ministerialdirektor im Auswärtigen Amte geben muss, welcher die Personalien, Kassenfragen usw. zu bearbeiten hat.

Die Disziplin unserer Diplomaten im Auslande war immer mustergültig. Fälle von Illoyalität und selbständiger Politik sind äusserst selten gewesen. Man könnte höchstens unseren Diplomaten den Vorwurf machen, dass sie ihre abweichende Meinung nicht energisch genug bei der Zentralregierung zur Geltung gebracht hätten. Es ist indessen zu bedenken, dass Berufsdiplomaten nicht für den Gang der Politik verantwortlich sind. Sie haben die Aufgabe, die Politik der Zentralregierung nach besten Kräften auszuführen und über die Verhältnisse im Auslande, wie sie diese sehen, zu berichten. In der Beeinflussung der heimischen Regierung durch die letztere Tätigkeit liegt heutzutage der Hauptwert der Diplomatie. Wenn ein Botschafter jedesmal zurückzutreten hätte, wenn er mit der Politik seiner Regierung nicht harmoniert, so könnte es keine Berufsdiplomatie mehr geben. Gegen diese ist vielfach bei uns Sturm gelaufen worden, während ich in Amerika die entgegengesetzte Strömung beobachten konnte. Dort geht man mehr und mehr zu dem System der Berufsdiplomatie über. In einer parlamentarischen Republik werden selbstverständlich immer Aussenseiter für einige grosse diplomatische Posten in Betracht kommen. Dieses Verfahren sollte aber nicht zum System erhoben werden, weil sich sonst niemand mehr finden wird, der bereit wäre, die Diplomatie als Beruf zu ergreifen. Eine Laufbahn, bei welcher der Marschallstab regelmässig von einem anderen in der Westen-

tasche getragen wird, bietet keinen Reiz. Eine Mischung beider Systeme wäre sehr zu empfehlen, weil dadurch mehr deutsche Politiker in das Ausland kämen und mehr Diplomaten wieder als Politiker in die Heimat. Die ersteren würden die Welt kennen lernen, und die letzteren nicht, wie jetzt häufig, landfremd werden. England sendet vorwiegend Berufsdiplomaten in das Ausland, während Amerika häufig sehr gute Diplomaten improvisiert hat, wie Andrew White, Joseph Choate und andere, die meistens aus Gelehrten- oder Juristenkreisen stammten. Der jetzige Friedensdelegierte Henry White ist das Hauptbeispiel eines amerikanischen Berufsdiplomaten. Aber auch er musste vor sechs Jahren den Botschafterposten in Paris aufgeben, als die Demokraten an das Ruder kamen, weil er selbst zur republikanischen Partei gehörte. Die Politik ist eine Kunst und lässt sich nicht erlernen. „Wer als Meister ward geboren", wird natürlich jederzeit einen Minister- oder Botschafterposten mit Erfolg bekleiden können. Aber selbst das künstlerische Genie bedarf des Fleisses, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Abgesehen von der Arbeit, gehört zum Erfolge in der auswärtigen Politik doch eine gewisse Kenntnis von Land und Leuten. Namentlich für einen Minister des Aeussern ist es von grosser Bedeutung, wenn man von ihm, wie Homer von Odysseus, sagen kann, „dass er vieler Menschen Städte gesehen und deren Sinn erkannt" habe. Selbst bei unserem grossen Bismarck war öfters zu merken, dass er der Englisch sprechenden Welt ziemlich fremd gegenüberstand, trotz seiner Vorliebe für Shakespeare und seiner Freundschaft mit Motley.

Wenn in Zukunft als sicher zu betrachten ist, dass ein grösserer Wechsel als bisher zwischen den In- und Auslandspolitikern stattfinden wird, bleibt zum Schlusse nur noch die letzte notwendige Reform zu erwähnen, nämlich die völlige Verschmelzung zwischen dem diplomatischen und dem Konsulatsdienst. Die Zweiteilung ist gänzlich veraltet, seitdem wirtschaftliche Fragen in der Politik zu einer fast ausschlaggebenden Stellung gelangten. Eine Botschaft und ein Generalkonsulat in der gleichen Stadt sind weder notwendig noch nützlich. Statt dessen müssen an den Botschaften Pass- und Schiffahrtsabteilungen errichtet werden. Das bisherige Nebeneinanderarbeiten der

beiden Auslandsstellen brachte nur Eifersüchteleien, Kompetenzstreitigkeiten, doppelte Arbeit und sonstige Unzuträglichkeiten aller Art. Wenn es in Zukunft nur einen Auslandsberuf gibt und die Konsulate den Botschaften bzw. den Gesandtschaften unterstellt sind, wird das alles aufhören. Der Vizekonsul wird dann wissen, dass er ebenso gut Botschafter werden kann wie der Legationssekretär, während bisher beide einander mit unüberwindlichem Misstrauen betrachteten. Dabei spielte natürlich die „gesellschaftliche Stellung" eine Rolle. Aber auch diese hat sich überlebt. Es wird doch keiner mehr glauben, dass man heutzutage noch in den „Salons" Politik machen kann; wenigstens sicher nicht mehr in solchen Salons, wo die „Eleganz" eine Rolle spielt. Die gesamte Berichterstattung der Konsuln muss durch die Botschaften gehen, und zwar vor der Absendung der Berichte. Nur so ist Einheitlichkeit zu erzielen. Etwaige Meinungsverschiedenheiten müssen in dem betreffenden Lande ausgetragen werden, damit die Zentrale ein einheitliches Bild erhält, auf welches sie sich verlassen kann. Es darf in Zukunft nicht wieder vorkommen, wie in Amerika vor Ausbruch des Krieges mit den Vereinigten Staaten, dass ein Generalkonsulat direkt gegen eine Botschaft Krieg führt. Wenn diese Angelegenheit nicht durch Schmähschriften öffentlich bekannt geworden wäre, hätte ich sie hier nicht erwähnt. Der Fall ist aber ein eklatantes Beispiel dafür, wieviel Unheil dadurch angestiftet werden kann, dass es in einem fremden Lande zwei deutsche Stellen gibt, deren Kompetenzen und Verhältnis zu einander nicht einwandfrei klargestellt sind. Die Ausbildung der jüngeren Beamten würde durch die Verschmelzung der beiden Berufe nur gewinnen. Als Konsul in Chicago oder San Franzisko ist mehr zu lernen, als in Washington als zweiter oder dritter Sekretär. Das gleiche gilt von Moskau und St. Petersburg oder von Amsterdam und dem Haag. Ich sehe nur eine Schwierigkeit bei der Verschmelzung der beiden Auslandsdienste; nämlich die Gehaltsfrage. Bisher hat man von den Diplomaten erwartet, dass sie ihren Dienst als Vergnügen betrachten sollten. Selbst bei den Botschaftern war das Gehalt nur ein Zuschuss; ausgekommen mit demselben ist wohl noch niemals ein Diplomat. Deshalb nahm man nur wohlhabende Männer in den Dienst auf, während den Konsuln

ein bescheideneres Leben möglich war. Allerdings haben auch letztere selten mit ihrem Gehalt auskommen können. Dieses Problem, welches noch durch den Stand unserer Valuta sehr erschwert wird, dürfte dem Herrn Finanzminister einiges Kopfzerbrechen kosten. Wenn nicht alles bei dem alten bleiben soll, muss er trotz unserer Finanznöte die Taschen aufmachen. Es gibt nichts Undemokratischeres auf der Welt als hohe Beamtenposten, welche nur reichen Leuten gegeben werden können. Eine einmalige grosse Ausgabe würde viel helfen. Wenn man jetzt anstatt der hohen Umzugskosten, die jährlich gezahlt werden, eine Summe auswürfe, um alle Botschaften usw. vollkommen mit dem Nötigen auszustatten, würden die Diplomaten viel Geld sparen. Bisher mussten sie Möbel, Silber, Wäsche usw. anschaffen, um eine Botschaft auszustatten. Das alles konnten sie später im Privatleben in dem Masse nicht brauchen. Jetzt böte sich auch, nach dem Beispiele der französischen Republik, die Gelegenheit, die Botschaften mit Möbel, Tapisserien usw. aus überflüssig gewordenen Schlössern auszustatten. Die materielle Frage darf bei der Reform des diplomatischen Dienstes nicht als kleinlich bei Seite geschoben werden, denn wo soll eine demokratische Republik Männer finden, die bereit sind, finanzielle Einbussen zu erleiden, um Auslandsposten zu übernehmen, die heutzutage wenig Reiz bieten? Das deutsche Volk hat eine schwere Arbeit vor sich, wenn es die Wunden des fünfjährigen Krieges heilen will. Dabei wird die Unterstützung des Auslandes dringend benötigt, und deshalb muss unser diplomatischer Dienst in jeder Weise zu einer brauchbaren und gediegenen Hilfstruppe gestaltet werden.

Und immer neue Landschaft . . .

Und immer neue Landschaft ründet sich um mich,
und immer neues Sichereignen ist mein Leben.
Was fern nun ist und wie ein Stern verblich,
wird nie mehr mir verjüngt zurückgegeben.

Wo ist die Heimat? Und wo werden Mütter sein?
Es gehen und kommen viele, die mich lieben wollen.
Dies heißt hier: Markt. Und dieses —: Haus. Ich geh hinein
und weiß nicht, ob wir uns Geschwister nennen sollen.

Schornsteine stehn wie Bäume steil am Horizont.
Und lange Straßen gähnen schwarz und unbesonnt.
Was rauscht um mich? Man sagt —: Motoren, Eisenbahnen!

Was brennt wie Stern an Stern gereiht —: Laternen glühn!
Ich riesle ganz in mir. Und fremd wie meine Ahnen
muß ich ein fremdes Leben glühend weiterblühn.

Paul Zech

Die Aufgaben der deutschen Politik

Von Minister a. D. Georg Gothein
Mitglied der Nationalversammlung



eutschland steht vor der schwersten politischen Aufgabe, die je einem Staatswesen gestellt worden ist. Zerstückelt, wertvollster Teile seines Landes beraubt, die Kolonien verloren, seine Handelsflotte ihm weggenommen, der Besitz seiner Staatsangehörigen im feindlichen Ausland — und das ist mehr als drei Viertel der Welt — konfisziert, von der Gleichberechtigung der Nationen im wirtschaftlichen Verkehr ausgeschlossen, durch einen fünfjährigen Krieg mit einer entsetzlichen Hunger- und Rohstoffblockade, durch eine nachfolgende schwere Revolution aufs furchtbarste geschwächt, soll es noch gegenüber dem Ausland Lasten übernehmen, die zu tragen das alte, reiche, mächtige Deutschland der Vorkriegszeit kaum fähig gewesen wäre, geschweige dieses zermürbte, in dem Arbeitswillen seiner Bevölkerung unsagbar geschwächte Land.

Allein die inneren Lasten des Reiches sind auf mindestens 17 Milliarden Mark zu veranschlagen, auf weitere acht das, was wir dem Ausland liefern sollen. Dazu kommen die Unsummen, welche Gliedstaaten und Gemeinden erfordern; all das soll getragen werden von einer Bevölkerung, die im Kriege rund zwei Millionen ihrer arbeitskräftigsten Männer verloren hat, die durch die Abtretung wichtigster Gebiete um weitere 6½ Millionen Menschen verringert sein wird.

Die Nationalversammlung hat diesen entsetzlichen dem deutschen Volk abgepressten Frieden ratifiziert in dem vollen Bewusstsein, dass es eine Unmöglichkeit ist, alle seine Bedingungen zu

erfüllen; wohl wissend, dass die Nichterfüllung den Alliierten das Recht gibt, jederzeit gegen Deutschland mit den schrecklichsten Repressalien vorzugehen. Und doch waren bis auf die Deutschnationalen alle Parteien von dem Bewusstsein durchdrungen, dass alles geschehen müsse, was irgend möglich sei, um die Bedingungen dieses Friedensvertrages zu erfüllen, um den Feinden die Möglichkeit zu nehmen, zur erneuten Blockade, zur weitergehenden Besetzung deutschen Gebietes, zu weiteren Erpressungen zu greifen.

In dieser furchtbaren Situation bleibt dem deutschen Volke lediglich die Hoffnung, das Gewissen der Welt werde eines Tages erwachen und sich aufbäumen gegen die Versklavung eines Volkes, das der Welt auf allen Gebieten, der Kunst, Wissenschaft und Technik, die höchsten Dienste geleistet hat.

Nicht mit den Waffen können wir hoffen, die verlorenen Gebiete wiederzugewinnen, das Joch abzuschütteln, das uns unsere Feinde auferlegt haben; denn bei der Entwicklung gerade der Waffentechnik, bei der Verkoppelung dieses Friedensvertrages mit dem Völkerbund muss das aussichtslos erscheinen. Jeder Versuch auf diesem Gebiet, den wir in edlem Freiheitsdrang und gerechtem Zorn über die menschenunwürdige Unterdrückung und Ausbeutung unseres Volkes machen würden, das Joch abzuschütteln, würde im Blute erstickt werden, würde unsere Lage noch weit mehr verschlimmern. Uns bleiben allein geistige Waffen, um gegen das furchtbare Schicksal zu kämpfen, das uns aufgezwungen ist. Das Gewissen der Welt, den Sinn für Gerechtigkeit müssen wir in allen Ländern der Welt wachrufen, müssen das Verständnis für die edlen Ziele der Völkerverständigung, des Pazifismus erwecken. Wir müssen die geistige Führung darin übernehmen, wie wir einst die Führung im Kampf für die Freiheit der Religion wie des Denkens, wie wir die Führung auf den erhabensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft gehabt haben. Bruch mit jedem Gedanken der Machtpolitik, gleiches Recht für alle Völker, gleiches Recht für jedermann im Staat! Förderung der Kultur, Hebung der sozial zurückgebliebenen Schichten, das muss das Panier sein, unter dem die deutsche Politik in Zukunft kämpft.

Diese Aufgaben der deutschen Politik stehen in schroffem Widerspruch zu den Ideengängen, von welchen sich die rechts stehenden Parteien leiten lassen. Allerdings hat auch die Deutsche Volkspartei in ihrer Protesterklärung zur Ratifikation des Friedensvertrages sich zu getreulicher Erfüllung dessen bekannt und damit der Machtpolitik entsagt; hat auch sie ihre Hoffnung auf das Erwachen des Rechtsbewusstseins und der Gerechtigkeit bei den anderen Völkern gesetzt und damit einen bedeutsamen Strich zwischen sich und den Deutschnationalen gezogen. Einen nicht minder bedeutsamen unter die politische Vergangenheit der Elemente, aus denen sie hervorgegangen ist. Sie hat damit einen starken Ruck nach links vollzogen; man wird abzuwarten haben, ob das bloss eine rhetorische Erklärung war oder ob sie bereit ist, ihr auch Taten folgen zu lassen. Wäre es doch überhaupt besser, wenn diese Partei ihren rechten Flügel nach rechts, ihren linken nach links abstiesse. Eine solche reinliche Scheidung könnte eine nicht unerhebliche Stärkung der Deutschen demokratischen Partei herbeiführen, ohne dass diese genötigt wäre, ihre Politik irgendwie mehr nach rechts zu orientieren. Denn völlig klar ist, dass die ungeheuren Aufgaben der deutschen Politik nicht von einer der bestehenden Parteien allein gelöst werden können; ebenso klar ist, dass der Versuch, sie lediglich durch ein Bündnis zwischen Mehrheitssozialdemokratie und Zentrum zu lösen, ein mehr als bedenklicher ist, und dass daher der gegebene Weg ist, die drei grossen Parteien der Mehrheitssozialisten, der Deutschdemokraten und des Zentrums zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen. Auf das letztere könnte erst dann verzichtet werden, wenn Mehrheitssozialisten und Demokraten bei den nächsten Wahlen zusammen eine tragfähige Regierungsmehrheit zu bilden vermöchten. Diese Hoffnung ist nicht übergross. Bei der Verwirrung, die gerade die Köpfe weiter Arbeiter- und Angestelltenkreise ergriffen hat, wird man vielmehr mit einer Schwächung der mehrheitssozialistischen Partei rechnen müssen. Gerade das würde es ihnen aber unmöglich machen, mit dem Zentrum allein eine Mehrheit zu bilden; in der künftigen Koalition würde also die Stellung der Deutschen demokratischen Partei eine weit stärkere werden, als sie es im alten Block der Mehrheitsparteien war.

Das letztere würde für unsere innere wie für unsere äussere Politik von höchstem Vorteil sein. Zunächst für die äussere. Die Regierungen der siegreichen wie der neutralen Mächte sind keine sozialistischen, und das Misstrauen gegenüber Deutschland beruht nicht zum geringsten darauf, dass man Sorge vor der sozialistischen Entwicklung, die zum Bolschewismus führen könnte, hegt. Diese Sorge des Auslandes wird noch verstärkt durch gewisse von den Mehrheitssozialisten und ihren Führern in der Regierung mit Vorliebe gebrauchte Schlagworte. Hierher gehört die Behauptung, dass „die Kriege ihre Ursache im Kapitalismus" haben. Weder die ausländischen Völker, noch das deutsche können auf die kapitalistische Produktionsweise verzichten. Sie ist wenigstens für absehbare Zeit, wenn nicht für immer, für den grösseren Umfang der Produktion und des Handels die allein brauchbare. Sozialisierung ist eine Quantitätsfrage; das hat niemand besser erkannt als Bebel, wenn er meinte: das Ziel ist nichts, die Bewegung ist alles. Wohl kann und soll man jeden Wirtschaftszweig, der sich zweckmässig, das heisst mit grösserem volkswirtschaftlichen und sozialen Nutzen, in den öffentlichen Betrieb überführen lässt, sozialisieren. Aber auf dem wirtschaftlichen Trümmerhaufen, den das deutsche Wirtschaftsleben heute darstellt, kann nicht das künstlich und verzwickt konstruierte Gebäude eines Zwangswirtschaftsstaats aufgeführt werden. Nach der fünfjährigen Fesselung gilt es, die im deutschen Volk lebenden wirtschaftlichen Kräfte zu neuer Betätigung frei zu machen, nicht, sie zu hemmen. Gerade unsere Zwangsorganisation, gerade die gebundene Planwirtschaft des Wirtschaftsministers Wissell hat das Ausland mit dem grössten Misstrauen gegen uns erfüllt.

Und ist es klug, jenen Staaten, deren Wohlwollen wir nun einmal unbedingt erringen müssen, immer und immer wieder zu sagen: „Ihr seid rückständige kapitalistische Staaten, und der Kapitalismus ist die Ursache der Kriege." Damit bringt man sich von vornherein in einen dauernden Gegensatz zu ihnen. Nicht der Kapitalismus, sondern der Imperialismus — in früheren Jahrhunderten nannte man ihn Merkantilismus —, die Verquickung von machtpolitischen und dynastischen mit wirtschaftspolitischen Interessen, ist so häufig die Ursache der Kriege

gewesen. Der Kapitalismus an sich kann durchaus freihändlerisch und pazifistisch sein. Die grosse Freihandelsbewegung, die unter Führung von Richard Cobden und John Bright durch die Welt ging, war gleichzeitig eine ausgesprochen pazifistische, auf die Verständigung der Völker gerichtete.

Nicht die kapitalistischen Produzenten, nicht die Vertreter des Handels und der Börse oder der Schiffahrt waren die Kriegstreiber, sondern nationalistische, militaristische, agrarische Kreise und unklare Köpfe verschiedenster Berufe, unter denen Handel und Industrie nur sporadisch vorkamen. In Deutschland, Russland, Oesterreich-Ungarn dürfte nach dem Ausgang des Krieges auch der letzte kapitalistische Produzent oder Kaufmann von jeder Kriegsschwärmerei kuriert sein. Aber auch in den siegreichen Ländern dürfte sich — wenn erst der Rausch von Blut, Sieg, Hass und Rache der Ernüchterung Platz gemacht hat — die Ueberzeugung rasch Geltung verschaffen, wie recht Normann Angell gehabt hat, dass der Krieg die falsche Rechnung sei. Nichts ist imstande, die ungeheuren Verluste zu ersetzen, die selbst den Siegern der Krieg gebracht hat, und die gewaltigen Steuerlasten, welche auch sie tragen müssen, werden sie Tag für Tag daran erinnern. Wir Deutschen sollten es daher auch als unsere besondere Aufgabe ansehen, den kapitalistischen Kreisen des In- und Auslandes ständig zu Gemüte zu führen, dass gerade Handel, Industrie und Schiffahrt nichts so notwendig brauchen wie Frieden und Ordnung, dass es daher ihr Interesse ist, die Ursachen der Kriege, die Vergewaltigung einzelner Völker, ihre wirtschaftliche Versklavung, die naturgemäss zu Revolutionen und neuen Kriegen führen muss, durch eine gerechte Gestaltung der Verhältnisse zu verhüten.

Soll Deutschland wieder gesunden, so gilt es vor allem, die Ordnung wieder herzustellen. Nicht an den Errungenschaften der Revolution — und diese begann längst vor dem 9. November: der Bruch mit dem Militarismus, die Reform des Wahlrechts in den Einzelstaaten, das parlamentarische System waren bereits durch den alten Reichstag sichergestellt — wollen wir rütteln. An der republikanischen Verfassung wollen wir in Reich und Einzelstaaten festhalten, auf dem Wege zu weiterer wirtschaftlicher und politischer Vereinheitlichung fortschreiten.

Die Mitwirkung von Arbeitern, Beamten und Angestellten bei der Gestaltung ihres Arbeitsverhältnisses muss ausgebaut und sichergestellt werden. Aber sie darf nicht so weit gehen, um den ordnungsmässigen Gang der Staatsmaschine zu gefährden, um dem Unternehmer die notwendige Schaffensfreudigkeit zu nehmen. Den fortgesetzten rücksichtslosen, blinden Forderungen auf Lohn- und Gehaltserhöhungen, den wilden Streiks muss energisch Halt geboten werden, wenn nicht das ganze deutsche Wirtschaftsleben in die Brüche gehen soll. Niemand würde darunter schwerer leiden als diese Klassen selber, die jetzt in kurzsichtigem Egoismus für sich Sondervorteile erstreben, ohne sich darum zu kümmern, ob darüber der Allgemeinheit die grössten wirtschaftlichen Nachteile zugefügt werden.

Eine Regierung, die nicht für Ordnung sorgt, verdient nicht zu regieren. Freilich darf man nicht verkennen, dass es im wesentlichen eine Machtfrage ist, ob sie für Ordnung sorgen kann. Je mehr wir in der Stärke unseres Militärs beschränkt sind, um so heiliger wird die Verpflichtung aller Parteien, die Regierung in dem Streben, Ordnung zu schaffen, zu unterstützen. Eine Opposition, die der Regierung lediglich aus dem Wunsch, sie zu stürzen und selbst ans Ruder zu kommen, Schwierigkeiten bereitet, handelt in jetziger Zeit geradezu vaterlandsverräterisch.

Freilich, wir erleben heute vielfach das Schauspiel, dass die Mehrheitssozialisten aus Angst vor den Unabhängigen, die Unabhängigen aus Angst vor den Spartacisten sich zu Schritten verleiten lassen, die bei den grossen Massen der Verführten populär sind, letzten Endes aber eine schwere Gefahr für die innere Entwicklung bedeuten und der Regierung Stärke und Rückhalt rauben. Gerade demgegenüber ist eine starke, innerlich geschlossene, jede Popularitätshascherei entschlossen ablehnende feste demokratische Partei eine dringende Staatsnotwendigkeit.

Die ist sie auch in den Wirtschaftsfragen. Den Kampf gegen die unklare und gefährliche kapitalistisch-zünftlerische Wissell-Möllendorffsche gebundene Planwirtschaft hat die Deutsche demokratische Partei führend und energisch aufgenommen. Allen gefährlichen Experimenten muss sie sich in den Weg stellen und anderseits doch den Mut haben, diejenigen

Betriebszweige in die öffentliche Wirtschaft zu überführen, die dafür reif sind. Nicht abrupter sofortiger Abbruch jeder Zwangswirtschaft, aber deren entschiedener und rascher Abbau, damit das deutsche Wirtschaftsleben wieder angekurbelt wird, damit den Millionen Arbeitsloser, die durch die zurückströmenden 900 000 Gefangenen eine wesentliche Verstärkung erhalten, Arbeit geschafft werden kann. Aber Hand in Hand damit energischer Abbau der Arbeitslosenunterstützung! Es geht nicht an, dass jeder in dem Betriebszweig Beschäftigung erhält, in dem er vor oder während des Krieges war. Er muss Arbeit dort nehmen, wo Arbeitsgelegenheit ist.

Eine gute Wirtschaftspolitik, eine gute Politik überhaupt, setzt eine geordnete Finanzpolitik voraus. Ueber diese wird an anderer Stelle gesprochen werden. Sie bedingt aber, dass wir zur bewährten altpreussischen Sparsamkeit zurückkehren, nicht mit blossen Worten, sondern mit Taten. Ohne sie gehen wir an der Finanznot zugrunde.

Alles ist aber vergeblich, wenn das Volk sich nicht wieder in allen seinen Teilen mit dem energischen Arbeitswillen erfüllt, der es vor dem Kriege ausgezeichnet hat. Deutsch sein heisst arbeiten; heisst, eine Arbeit um ihrer selbst willen tun; heisst, sie als sittliche Pflicht empfinden. Der Krieg ist das Gegenteil des moralischen Stahlbades gewesen, als das ihn die Alldeutschen immer angepriesen haben. Die moralische Verwilderung in allen Teilen des Volkes hat einen erschreckenden Umfang erreicht. Wer es mit der Zukunft des deutschen Volkes ernst meint, muss mit aller Kraft gegen sie ankämpfen, muss dafür Sorge tragen, dass Treu und Glauben, dass die Achtung vor Gesetz und Recht, dass das Gefühl für die Pflicht gegen sich und seine Familie das Gefühl für die Pflicht gegenüber dem Vaterlande im Herzen des deutschen Volkes wieder lebendig wird. Nur dann kann die Politik das deutsche Volk aus diesem entsetzlichen Elend durch eine lange Wanderung in der Wüste wieder einem gelobten Lande zuführen, in dem es in Frieden sich und seinen kulturellen Aufgaben lebt.

Die Männer der Revolution

Von Erich Dombrowski



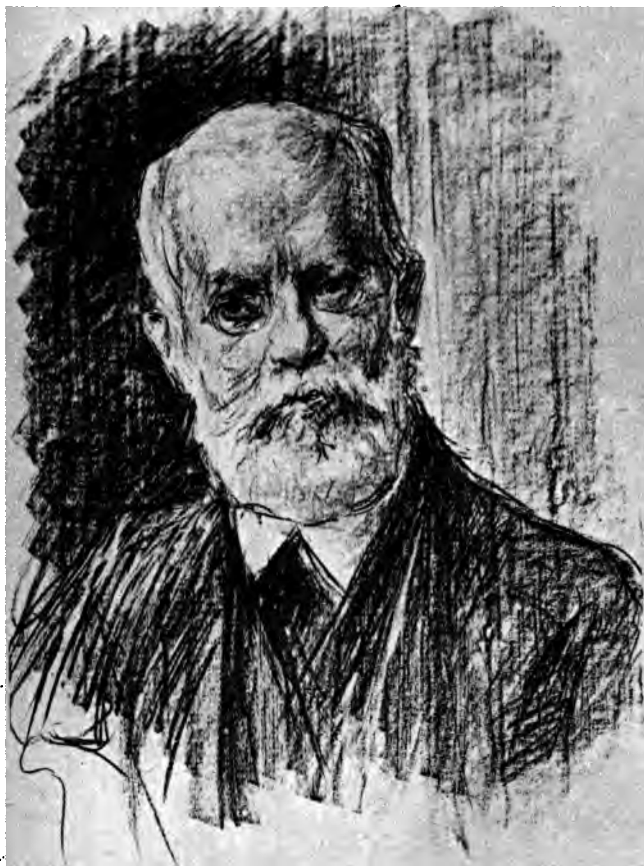
Weit reichen die letzten Fäden der Revolution zurück. Noch zwei Tage vor Kriegsausbruch demonstrierten die Arbeitermassen in machtvollen Strassenkundgebungen für den Frieden. In Berlin, in München, in Dresden und sonstwo. Hermann Müller wurde in letzter Minute noch rasch nach Paris entsendet, um zusammen mit den französischen Sozialisten eine gemeinsame Formel für die Ablehnung der Kriegskredite zu vereinbaren. Als er über die Grenze fuhr, waren, hüben und drüben, die Vorbereitungen für die Mobilmachung bereits in vollem Gange. Jaurès erklärte Journalisten in den Wandelgängen der Kammer, dass es nicht zum Kriege kommen werde, da die sozialistische Internationale nicht mitmachen werde. Und dann kam alles anders. Jaurès fiel durch die Kugel eines chauvinistisch erhitzten Mordbuben. Die französische und die deutsche Sozialdemokratie fanden die Einigungsformel nicht. Hermann Müller musste in abenteuerlicher Flucht nach Deutschland zurück. Die Würfel waren gefallen.

In der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion platzten die Geister aufeinander. Die Minderheit fügte sich aber der Mehrheit, und alle, bis auf den Abgeordneten Kunert, der hinausging, stimmten in der entscheidenden Reichstagssitzung vom 4. August 1914 für den ersten Vier-Milliarden-Kredit der Regierung. Das ganze deutsche Volk, vom Kaiser bis zum letzten Arbeiter, schien geschlossen in den grossen Krieg zu gehen. Schien. Doch schon nach einigen Wochen, als der erste Kriegsrausch verflogen, als die dahinrasende deutsche Offensive an der Marne ins Stocken geraten, als aus dem Bewegungs- ein

unabsehbarer Verteidigungskrieg geworden, als Geld- und Ländergier in die Herzen vieler eingezogen war, als man den reinen Verteidigungscharakter des Krieges zu verleugnen begann, schon im September regten sich unter der Decke die revolutionären Geister, die darauf ausgingen, durch einen gewaltsamen Umsturz dem Völkermorden ein Ende zu setzen. Dieser stille Kampf ward auch zu einer Auseinandersetzung der Radikalen und der Gemässigten innerhalb der sozialistischen Internationale und vornehmlich innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. In Zimmerwald und in Kienthal trafen sich diese sozialistischen Verschwörernaturen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Italiens, und in diesen stillen Schweizer Städtchen wurde der „imperialistischen" Sozialdemokratie aller Länder der Fehdehandschuh hingeworfen. In der „Berner Tagwacht" eröffnete Radek, der einst in der deutschen Sozialdemokratie eine etwas undurchsichtige Rolle gespielt hatte, einen heftigen Federkrieg gegen die „kaisertreuen" deutschen Genossen, und geheimnisvolle, mit grauer Schreibmaschinenschrift hergestellte Briefe, die die Unterschrift „Spartacus" trugen, schlichen sich in die Fabriken und die Versammlungen, von irgendwem verteilt, ein. Diese Spartacus-Briefe, die regelmässig auch mir von anonymer Seite zugingen, tauchten zu Anfang des Jahres 1916 auf, erschienen in periodischer Reihenfolge und forderten die Arbeiterschaft in blutrünstigen Phrasen zu Generalstreik und Revolution auf. Rosa Luxemburg soll sie, vielleicht nicht allein, verfasst haben.

Im Januar 1915 war die Opposition gegen die sozialdemokratische Fraktion bereits so stark angewachsen, dass sich der Parteivorstand in einer scharfen Erklärung gegen die Liebknecht-Mehring-Gruppe wenden musste, die den Mittelpunkt der Opposition bildete. Karl Liebknecht sonderte sich mehr und mehr von der offiziellen Kriegspolitik der Sozialdemokratie ab, beging einen Disziplinbruch nach dem anderen und rief wiederholt im Reichstage durch seine wilden Reden wider den Krieg tumultuöse Vorgänge hervor. Die Fraktion verurteilte Liebknechts Vorgehen als unvereinbar mit den Interessen der Partei. Einmal und noch einmal. Vergebens. Der Abgeordnete Rühle schloss sich Liebknecht an. Karl

Mit Genehmigung des Verlages Paul Cassirer



Dr. Karl Kautsky
Nach einem Steindruck von Max Liebermann

Kautsky, Rosa Luxemburg und Pannekoek, die führenden sozialdemokratischen Theoretiker, gesellten sich hinzu. Diese Minderheitsgruppe wandte sich im April 1915 mit einem revolutionären Friedensmanifest, das die Pariser „Humanité" veröffentlichte, ans Ausland. Aber zu einem regelrechten Skandal in der Partei wurde erst ein Aufruf: „Das Gebot der Stunde", der, von Hugo Haase, Eduard Bernstein und Karl Kautsky verfasst, in der „Leipziger Volkszeitung" abgedruckt wurde. Hierin wurde die Gesamtpartei zum politischen Frontwechsel, zum Kampf gegen Krieg, gegen Militarismus und gegen Kapitalismus aufgefordert.

Die Spaltung der Partei war unaufhaltsam. Es kam im März 1916 zu den stürmischen Auseinandersetzungen beider Richtungen im Reichstage: hie Ebert — Scheidemann, hie Haase — Ledebour. Und dann folgte die Trennung. Die Radikalen, im ganzen achtzehn, schlossen sich zu einer Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft zusammen und begründeten später, nachdem sie dauernd Zuwachs erhalten hatten, die Unabhängige sozialdemokratische Partei. Die alte, die Mehrheitssozialdemokratie, und die Gewerkschaften blieben der Kriegspolitik des 4. August 1914 treu. Die Unabhängigen gerieten mehr und mehr auf die revolutionäre Bahn, ohne aber vorerst sich nach aussen hin blosszustellen. Nur Liebknecht, der sich links noch von den Unabhängigen hielt, liess nicht locker. Als Armierungssoldat hatte er sich in seiner wilden Agitation dazu hinreissen lassen, am 1. Mai 1916 auf dem Potsdamer Platz zu Berlin Demonstrationen hervorzurufen, aufreizende Flugblätter zu verteilen und „Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung!" zu rufen. Diesmal hatte er sich zu weit vorgewagt. Er wurde verhaftet, das Parlament entkleidete ihn der Immunität, lieferte ihn dem Strafrichter aus, und er musste ins Zuchthaus wandern. Der stärkste Exponent des revolutionären Gedankens war einstweilen mundtot gemacht worden.

1917. Neue revolutionäre Wellen drohten über Deutschland hereinzubrechen. Diesmal ging's von der Marine aus. Die Meuterer hatten sich mit den Abgeordneten Haase, Dittmann und Vogtherr in Verbindung gesetzt und heimliche Zwiesprache im Fraktionszimmer des Reichs-

tages gepflogen. Luise Zietz schürte das glimmende Feuer. Aber die oberen Militärs kamen dahinter. Mit drakonischer Schärfe schritten sie ein. Der Aufruhr wurde im Keim erstickt, und als im Reichstage der Reichskanzler Michaelis und der Staatssekretär v. Capelle nun, die äusserste Linke anklagend, diese Dinge ans Tageslicht zogen, wussten sich die drei Angeschuldigten geschickt aus der peinlichen Affäre zu ziehen. Luise Zietz aber wurde in Schutzhaft gesteckt.

1918. Die Gärung im Reiche wuchs. In Russland hatte der Bolschewismus gesiegt und fing an, zarte Beziehungen zu den revolutionären Elementen Deutschlands herzustellen. Im Januar glaubte man, die Zeit sei gekommen. In Berlin streikten die Rüstungsarbeiter. Andere Gruppen sollten sich ihnen anschliessen. Wie ein fliegendes Feuer dehnte sich der Ausstand über das ganze Reich aus. Es sollte ein Generalstreik werden, der Auftakt zur Revolution. Aber die gross gedachte Bewegung zersplitterte sich. Die Reichsregierung weigerte sich, mit den Streikenden selbst zu verhandeln, da sie auch politische Forderungen aufgestellt hatten. Den rasch gebildeten Arbeiterrat, der in Berlin aus fünfhundert Arbeitern bestand, erkannte sie nicht an. Die Erregung wuchs. Graf Hertling und Herr v. Payer, sein Stellvertreter, gaben nicht nach. Die Arbeitermassen drohten sich von der sozialdemokratischen Parteileitung und den Gewerkschaften, die den Ausstand als eine politische Bewegung ursprünglich nicht gebilligt hatten, frei zu machen und völlig ins revolutionäre Fahrwasser zu gleiten. Da sprangen die Ebert und Scheidemann, die Bauer und Legien ein und stellten sich, zusammen mit den Unabhängigen, an die Spitze des Streiks, um die Arbeiter in der Hand zu behalten. Aber die Unabhängigen lehnten schliesslich ein gemeinschaftliches Vorgehen mit der Generalkommission der freien Gewerkschaften ab, der Oberbefehlshaber in den Marken griff, nach blutigen Zusammenstössen der Polizei mit den Arbeitern in den Strassen Berlins, energisch zu, stellte die wichtigsten Rüstungsbetriebe unter militärische Leitung, sprach den Arbeitszwang aus, und der Streikaufruhr ward in letzter Stunde gebannt. Dittmann, der sich besonders hervorgetan hatte, wurde verhaftet und wegen Landesverrats zu Festungshaft verurteilt, und in München

steckte man Kurt Eisner und Frau Lerch ins Gefängnis. — Dann kam die deutsche Frühjahrsoffensive im Westen. Noch einmal geriet das Volk in einen Siegestaumel. Der Endkampf schien bevorzustehen, und der Friede winkte. Doch wiederum war's trügerischer Schein. Der 8. August, der schwarze Tag der deutschen Kriegsgeschichte, machte alle Hoffnungen auf eine siegreiche Beendigung des Krieges zuschanden. Die Türkei brach zusammen, Bulgarien und Oesterreich-Ungarn. Deutschland bat um Waffenstillstand. Prinz Max von Baden wurde als Reichskanzler das Haupt eines parlamentarischen Kabinetts: Scheidemann, Erzberger, Groeber, Bauer, Payer und Haussmann bildeten das politische Kabinett. Der demokratische Gedanke hatte sich Bahn gebrochen. Aber es war bereits zu spät für eine ruhige, für eine organische Fortentwicklung. Die Ereignisse überstürzten sich. Der Kaiser war nicht mehr zu halten. Aber er sah die Notwendigkeit seines Rücktritts nicht ein. Er flüchtete aus Potsdam in den Kreis seiner Generäle an der Front. Scheidemann schrieb in einem Brief an den Reichskanzler, dass nur noch der Verzicht des Monarchen auf die Krone die revolutionäre Gefahr bannen könne. Umsonst. Der Kaiser war schwerhörig. Unterdessen hatte eine weitverzweigte revolutionäre Minierarbeit das ganze Reich unterwühlt. Der Mittelpunkt dieser Bewegung war die russische Botschaft in Berlin. Die Führer der Unabhängigen gingen hier ein und aus, die Haase, Ledebour, Oscar Cohn und Barth. Waffen und bolschewistische Flugblätter wurden in Massen von Russland nach Deutschland geschmuggelt. Eine neue Matrosenmeuterei gab den äusseren Anstoss. Von Kiel breitete sich der revolutionäre Brand in kaum einer Woche über das ganze Reich aus. Die Kronen der Dynastien purzelten aufs Pflaster. Zuletzt, am 9. November, fiel, nachdem die zum besonderen Schutze Berlins herangeholten Naumburger Jäger sich der Sozialdemokratie zur Verfügung gestellt hatten, auch die Reichshauptstadt den Revolutionären in die Hände.

Ein paar Tage lang war das Chaos. Die Arbeiter- und Soldatenräte herrschten unbeschränkt. Die Gefängnisse wurden gewaltsam geöffnet. In diesem Strudel wirrer Ereignisse verlangten die Arbeiter und die Soldaten ein Zusammengehen der

beiden feindlichen, sozialistischen Richtungen, um eine Revolutionsregierung zustande zu bringen, und sechs Männer traten als Volksbeauftragte mit gleichen Rechten an die Spitze des Reiches, drei Mehrheitssozialdemokraten und drei Unabhängige: Ebert, Scheidemann und Landsberg; Haase, Dittmann und Barth. Eine neue Epoche Deutschlands hob an.

Das alte System hatte endgültig abgewirtschaftet und mit ihm die alten Männer. Neue Männer stiegen aus der Tiefe des Volkes herauf und nahmen die Zügel der Regierung in die Hand. Wer, was waren sie? Was war ihre Vergangenheit? Schauen wir sie uns an . . .

*

Friedrich Ebert ward in jenen Tagen geboren, da ganz Deutschland, 1871, nach dem Sieg über Frankreich jubelnd die Fahnen aus den Häusern steckte, da das neue, imperialistische Deutschland eben in Versailles entstanden war. In einer der kleinen engen Gassen Heidelbergs hatte er das Licht der Welt erblickt. In proletarischer Enge wuchs er auf. Dort, wo Kunst und Natur in verschwenderischer Fülle, wo studentische Lebenslust dem Menschen die Welt so verführerisch schön erscheinen lässt, verbrachte er in stiller Dürftigkeit seine Jugend. Mit dem vierzehnten Jahre verliess er die Volksschule und wurde von seinem Vater zu einem Sattler in die Lehre gesteckt. Ein frischer, lebendiger junger Mensch, der sich früh schon zu den „Enterbten“ zählte und der sich daher zu den Sozialisten hingezogen fühlte. Gierig verschlang er die Zeitung, die insgeheim zugesteckten Flugblätter und sog, immer lesend und lesend, seine Seele voll mit den Idealen der sozialdemokratischen Weltanschauung. Damals zur Zeit des Sozialistengesetzes. Und dann, als Bismarck stürzt, als Wilhelm II. eine neue soziale Aera mit grosser Geste ankündigt, wird auch der jugendliche Ebert von dem geistigen Frühlingssturm erfasst. Nun ist der Weg frei. Jetzt kann er, endlich, für den Gedanken der Sozialdemokratie offen und ehrlich streiten. Eberts Wanderjahre enden in Bremen. In der Organisation schwimmt er, mit dem frisch pulsierenden südlichen Blut, bald oben und wird Redakteur der „Bremer Bürgerzeitung“. Jahre vergehen ohne sonderliche Zwischenfälle. Er übernimmt eine Gastwirtschaft, wird

Budiker und pflegt bei Speis' und Trank seinen Leib. Bei den Wahlen zur Bürgerschaft wird er als Kandidat aufgestellt, wird gewählt und rückt bei dem zunehmenden Umfang des Parteibaues allmählich auf zum Arbeitersekretär. Fünf Jahre später war er bereits Vorsitzender der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands und wurde in den Vorstand der Gesamtpartei entsandt. Auch hier setzte sich der Mann mit der schwarzen Wolle und dem spiessbürgerlichen Henriquatre rasch durch. Sein Gebiet war das Organisieren. Darin leistete er nicht Alltägliches.

Erst 1912 kam er mit der grossen sozialistischen Woge in das Parlament am Königsplatz. Elberfeld-Barmen entsandte ihn in den Reichstag. Nach dem Tode Bebels war er, zusammen mit Haase, zum Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei gewählt worden. In den inneren Parteikämpfen hielt er sich rechts. Bei Kriegsausbruch machte er die Politik der Regierung mit. Die Partei folgte ihm. Nach der Trennung von den Radikalen versuchte er mit den Fortschrittlern und dem Zentrum praktische positive Arbeit zu leisten. Der Interfraktionelle Ausschuss entsteht. Ebert und Scheidemann spielen die führende Rolle darin. Sie drängen auf eine Reformpolitik, sie drücken auf einen Frieden. Die Friedensentschliessung kommt zustande. Zuletzt wird er Vorsitzender des allmächtigen Hauptausschusses im Reichstage. Als Prinz Max nach dem Rücktritt des Grafen Hertling das Kanzleramt übernehmen will, bespricht er sich zuerst mit Ebert, und beide verstehen einander in einer Zeit, da die Katastrophe bereits unabwendbar ist. Ebert wird als Staatssekretär in dem ersten Kabinett des parlamentarischen Regimes genannt. Aber im letzten Augenblick stoppt er ab. Scheidemann, Bauer und David werden vorgeschickt. Er will in den kommenden Stürmen die Zügel der Partei in der Hand behalten. Die Wolken ballen sich am politischen Himmel. Es kommen die dunklen Novembertage. Ebert stellt wiederholt der Reichsregierung den Ernst der Situation vor. Die revolutionäre Bewegung setzt in Kiel ein und pflanzt sich mit unheimlicher Schnelligkeit von Ort zu Ort fort. Ebert weilt beim Kanzler. „Ich werde“, sagt der Prinz, „noch heute abend ins Hauptquartier abreisen, um den Kaiser zur Abdankung zu veranlassen.

Dann kann noch alles gerettet werden.“ Ebert, der gleich Scheidemann mit dem Austritt der Sozialdemokratie aus der Regierung gedroht hatte, versprach, das Seinige zu tun, damit seine Partei und die Massen das Ergebnis des Besuches abwarteten. Aber Ebert hatte, zuvorkommend, zu viel versprochen. Die Ereignisse waren schon zu weit vorgeschritten. Am 9. November, als auch Berlin, die letzte Feste des alten Systems, fiel, erschien Ebert vormittags mit einer Deputation von Abgeordneten und Arbeitern im Reichskanzlerpalais und begründete die Notwendigkeit einer sozialdemokratischen Reichsregierung. „Das zwingt mich,“ erwiderte der Prinz resigniert, „meine Entlassung zu nehmen, denn es bedeutet den Zusammenbruch meiner Politik, nicht zu vergewaltigen, sondern zu überzeugen.“ Unter Zustimmung sämtlicher Staatssekretäre überträgt der Prinz darauf Ebert das Kanzleramt. Am Tage danach, am Sonntag früh, verkünden die Blätter und die Plakatsäulen bereits das erste Manifest Eberts: „Friede, Freiheit und Ordnung.“ Am selben Tage berief er die Staatssekretäre noch einmal zu einer, zur letzten Sitzung, um ihnen Kenntnis von einem Funkspruch der Obersten Heeresleitung zu geben. Darin wurde die schnelle Annahme der Waffenstillstandsbedingungen verlangt, falls Aenderungen nicht zu erreichen seien. Die Staatssekretäre lehnten es ab, dazu Stellung zu nehmen. Nun sah sich Ebert genötigt, selbst zu handeln, und er bevollmächtigte die Waffenstillstandskommission zur Annahme der Bedingungen. Sang- und klanglos verschwand das ganze Kabinett. Noch am Sonntag wurde zur Leitung der Reichsgeschäfte der revolutionäre Rat der Volksbeauftragten gebildet. Ebert war einen Tag lang Reichskanzler gewesen und übernahm nun den Vorsitz des Sechsmänner-Rates.

Dornenvolle Wochen begannen. Aeusserlich gingen die beiden sozialistischen Parteien vereint vor. Im Innern entstanden täglich neue Differenzen. Der Rat der Volksbeauftragten konnte, innerlich gespalten und gehemmt, zu keinen Entschlüssen kommen. Alles war halb und halb. Ebert hielt die demokratische Linie ein, wandte sich gegen die Diktatur des Proletariats und arbeitete auf die Nationalversammlung hin. Die anderen, die Haase, Ledebour, Liebknecht und Luxemburg, wollten, Hals über Kopf, den Kapitalismus beseitigen und alle Produktionsmittel

vergesellschaften. Der weihnachtliche Aufruhr der Marine im Berliner Schloss führte zur Scheidung der Geister. Die Unabhängigen traten aus dem Rat der Volksbeauftragten aus und gingen in die schroffste Opposition. Anfang Januar 1919 gibt's eine neue Revolution. Die Kommunisten, die Liebknecht, Ledebour und Scholz, bilden bereits eine Gegenregierung. Sieben Tage dauert in Berlin der Kampf. Die Regierung Ebert-Scheidemann kämpft um ihre Existenz und Ebert, „der Bluthund", um seinen Kopf. Endlich wird ihm der Sieg. Die Wahlen zur Nationalversammlung werden vollzogen. Ebert und gleich ihm die anderen Volksbeauftragten legen ihr Amt in die Hand der souveränen Volksvertretung. Eine Notverfassung wird rasch gezimmert, und Ebert wird von der Nationalversammlung zum provisorischen Reichspräsidenten gewählt. Am 21. August, am Tage des Abschieds der Nationalversammlung von Weimar, wird er in feierlicher Sitzung, bei Glockenläuten und Orgelklang, vom Präsidenten Fehrenbach auf die inzwischen fertiggestellte Reichsverfassung vereidigt. „Ihr Vertrauen", erklärt er in einer kurzen Ansprache an das Parlament, „wird mir Kraft geben. immer der erste zu sein, wenn es gilt, Bekenntnis und Zeugnis abzulegen für den neuen Lebensgrundsatz des deutschen Volkes: Freiheit und Recht."

*

Philipp Scheidemann. Eine stattliche, stämmige Gestalt. Weissblondes Haar zu beiden Seiten des Kopfes. Eine hellschimmernde Glatze in der Mitte. Ein Henriquatre am Kinn. Ein Kneifer auf den wasserblauen Augen. In Hessen-Kassel anno 1865 geboren, Sohn eines Handwerksmeisters, dessen Geschäft infolge Kränklichkeit zurückging. In kümmerlichen Verhältnissen wuchs der Knabe heran, besuchte die Bürgerschule, war ein loses Früchtchen, ein draufgängerischer Bube und wurde zum Buchdrucker in die Lehre geschickt. Hier, unter den Setzern, schnappte er die ersten sozialistischen Brocken auf. Als die Lehrzeit beendet war, trat er, im April 1883, der sozialdemokratischen Partei bei. Blutigrot war seine unausgereifte sozialistische Weltanschauung. Bald wurde er, unter dem Sozialistengesetz, verschiedener Umtriebe wegen gemassregelt.

Nach kurzer Wanderburschenzeit ging er nach Marburg in Stellung. Hier kam er, der Universität so nahe, mit der Wissenschaft in Berührung und fühlte sich besonders zu Hermann Cohen, dem Philosophen, hingezogen. Mit dreissig Jahren übernahm er die „Mitteldeutsche Sonntagszeitung“ in Giessen, ward Journalist, Faktor, Inseratensammler und Arbeitersekretär in einer Person und wurde dann nacheinander leitender Redakteur der sozialdemokratischen Blätter in Nürnberg, Offenbach und Kassel. Hier, an seinem Geburtsorte, blieb er mehrere Jahre lang, wurde (nach manchen Enttäuschungen als Kandidat) Stadtverordneter und 1903 von den Solingern in den Reichstag gewählt. Einer unter vielen. Er stand auf dem linken Flügel der Partei und sah sich nach irgendeinem Spezialfach um. So verfiel er, da alles andere abgegrast war, auf das Viehseuchengesetz. Damit fing's, bescheiden, an. Auf den Parteitagen sprach er gern und oft. Aber er war, trotz seines Radikalismus, kein polternder Draufgänger wie die Zubeil, Ledebour und Stadthagen, die Opposition um jeden Preis zu machen pflegten. Mit August Bebel wusste er sich gut zu stellen. Der fand Wohlgefallen an ihm. 1911 wurde er in den Vorstand der Partei gewählt und musste nun nach Berlin-Steglitz übersiedeln. Im Reichstage setzte er sich allmählich durch. Einmal gab's einen kleinen Skandal. Scheidemann hatte 1912 in einer Rede heftige Angriffe wider die Hohenzollern gerichtet, von Wortbruch und ähnlichen Dingen gesprochen, als plötzlich Herr v. Bethmann Hollweg sich in seiner ganzen himmelberührenden Länge erhob, ein säuerliches Gesicht zog, seinen Kollegen vom hohen Bundesrat ein vielsagendes Zeichen gab und mit ihnen, in geschlossener Linie, aus dem Plenarsaal marschierte. Der Präsident des Hauses, der gerade ein wenig eingenickt war, hatte nicht aufgemerkt, musste erst das Stenogramm abwarten und erteilte dann vorschriftsgemäss Herrn Scheidemann nachträglich einen Ordnungsruf. Langsam fanden sich nunmehr die Herren der Regierung wieder auf ihren Plätzen ein. Und noch einmal war er der Stein des Anstosses. Als 1912 der neue Reichstag gewählt war und der schwarz-blaue Block eine Niederlage erlitten hatte, schritt man zur Präsidentenwahl, bei der man die neuen Mehrheitsverhältnisse berücksichtigen musste. Die Sozialdemokratie

war aus den Wahlen als die stärkste Partei hervorgegangen. Trotzdem verzichtete sie auf den ersten Sitz im Präsidium. Aber den zweiten wollte sie haben. Herr Spahn wurde erster, Scheidemann und Herr Paasche von den Nationalliberalen gingen aus der Wahl als Vizepräsidenten hervor. Entsetzlich! Ein Roter auf der Ehrenbank des deutschen Volkes! Der Blätterwald der Rechten und der Mitte rauschte vor Unmut. Die bürgerliche Volksseele kochte. Also Neuwahl, da Spahn und Paasche mit zitternden Beinchen rasch vom Amt zurücktraten. Scheidemann fiel natürlich aus.

Im Kriege hielt sich Scheidemann zur Politik des 4. August 1914. Aber wieder und wieder drängte er auf einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden. „Was französisch ist, soll französisch bleiben, was belgisch ist, soll belgisch bleiben, und was deutsch ist, soll deutsch bleiben," das war der Scheidemann-Frieden, der Verzichtfrieden, wie ihn die Rechte höhnisch nannte. Im Reichstag, in Versammlungen und in der Presse hat er unaufhörlich dafür gewirkt. Ein sauberer Redner, der mit einem leichten scharfen Unterton spricht. Schlagfertig weiss er jedem Einwand zu begegnen, und Witz und Sarkasmus würzen seinen Vortrag. Er selbst, im schmucken Cutaway, elegant und glatt wie ein Staatsmann, und die Zuhörer hängen an seinen Lippen. 1913 wurde er Vorsitzender der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Häufige Agitationsreisen führten ihn ins Ausland, in die Schweiz, nach Frankreich und in die Vereinigten Staaten von Amerika. Im Kriege versuchte er diese seine internationalen Beziehungen dem grossen Ganzen dienstbar zu machen. Als Prinz Max das parlamentarische Kabinett bildete, trat Scheidemann auf den Mehrheitsbeschluss der Fraktion, gegen seinen eigenen Wunsch, ein. Als Staatssekretär setzte er sofort eine allgemeine politische Amnestie, auch für Liebknecht, durch. Er war es, der die Abdankung des Kaisers verlangte, um die Revolution vielleicht noch zu verhüten. Am 9. November verkündete er vom Balkon des Reichstages die deutsche Republik. Dann nahm er Platz im Rate der Volksbeauftragten und wurde im Februar, nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung, der Ministerpräsident des Koalitionskabinetts. Er hatte einen schweren Stand. Seine Politik, die auf die Mitarbeit der Demo-

kraten und des Zentrums angewiesen war, trug alle Schattenseiten eines Kompromisses an sich. Häufig wurde er von den Ereignissen geschoben. Das wirtschaftliche Rätesystem zwangen ihm die sozialen Unruhen im März-April 1919 ab. Die Friedensbedingungen der Entente bezeichnete er erst auf den Druck der Demokraten hin in jener grossen Rede vor der Nationalversammlung in der Aula der Berliner Universität als völlig unannehmbar. „Die Hand soll dem verdorren, der diesen Vertrag unterschreibt." Und als im Juni die Versailler Verhandlungen kein wesentlich günstigeres Ergebnis hatten, das Kabinett aber trotzdem nicht auf seinem ablehnenden Standpunkte verharrte, trat er als aufrechter Mann von seinem Posten zurück und fuhr, nach den unaufhörlichen Aufregungen vieler Monate, nach der Schweiz, um sich zunächst einmal zu erholen.

*

Hugo Haase sass im Reichstage ganz links, dort, wo die Wand war. Ein kleiner, etwas gebückter Mensch. Schwarzes, ein wenig gelichtetes Haar. Schmächtiger, herabhängender Schnurrbart. Bewegliche, herumrutschende graue Augen. Kein Rhetoriker. Aber er sagte klar und ein bisschen herausfordernd, was er will. Ein Ostpreusse, der seinen breiten, etwas ordinären Dialekt niemals verleugnen kann. In einem Dorfe bei Allenstein wurde er 1863 geboren. Sohn eines Kleinhändlers. In Rastenburg kommt er aufs Gymnasium und bezieht in Königsberg die Universität. Jurist. Wird Referendar, macht den Assessor und lässt sich als Anwalt nieder. Er wird der Advokat des Proletariats und wirkt, helfend unter den Aermsten der Armen, im stillen. Bald entsendet ihn das Vertrauen der Masse ins Königsberger Stadtverordnetenkollegium. In den Reichstag trägt ihn 1897 eine Nachwahl, und da findet er, obwohl Intellektueller, rasch die Zuneigung der Bebel und Singer. Sein Radikalismus imponiert. Aber er ist nicht radikal um der Opposition willen. Ihm steht die Sache höher, und stets zeigt er Verständnis für praktische Fragen, für Taktik, wenn sie nicht die Grundprinzipien berührt. Nur den Revisionismus bekämpft er mit Feuer und Schwert. Mit Eisner, dem schillernden „Vorwärts"-Leitartikler, rechnete er ab, und Hildebrand, den sozialimperialistischen Kolonialpolitiker, zerrte er vor das Ketzergericht. Denn in-

zwischen war er Parteivorsitzender geworden. Am Vorabend der Kriegsentscheidung jagte er die Massen auf die Strasse, um für den Frieden zu demonstrieren. Vorschnell hatte er, wie die Auslandspresse später ausplauderte, die Genossen am anderen Ufer wissen lassen, dass die deutsche Sozialdemokratie den Krieg verhindern werde. Darauf hatte man drüben gebaut und war nun enttäuscht. Haase ward der Perfidie geziehen. Haase hatte anfangs, dem Mehrheitsbeschlusse der Reichstagsfraktion folgend, schweigend und duldend die Kriegspolitik des 4. August 1914 mitgemacht. Im Frühling 1915 aber entrollte er die Fahne der Palastrevolution in der Partei. Der Vorsitzende, der gegen seine eigene Partei revoltierte: ein Novum. Die Mehrheit warf ihm in wilder Polemik vor, durch seinen in der „Leipziger Volkszeitung" erschienenen Aufruf: „Das Gebot der Stunde" der Partei in den Rücken gefallen zu sein. Parteivorstand, Parteiausschuss, Parteipresse und Gewerkschaften wurden mobil gemacht. Alles schrie, tobte Haase nieder und verlangte seinen Rücktritt. Schliesslich mit Erfolg. Im März 1916 gab's dann den grossen Krach im Reichstage. Mit fliegenden Fahnen marschierte unter Führung Haases die neue sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft nach links ab. In jener tumultuösen Sitzung rief Haase einem Staatssekretär, der ihm die Qualifikation als Volksvertreter abgesprochen hatte, zu: „Der Herr Staatssekretär hat den Mut gehabt, anzuzweifeln, ob ich noch ein rechter Volksvertreter bin. Darüber steht ihm eine Kompetenz nicht zu. Das eine will ich Ihnen sagen, dass diejenigen die besten Patrioten sind, die nach zwanzig Monaten Krieg für die Verständigung der Völker, für die Beendigung des Krieges eintreten."

Haase wurde nun immer weiter nach links getrieben. Aus der Opposition kam er schliesslich dazu, bewusst auf die Revolution hinzuarbeiten. Der erste Matrosenputsch 1917 schlug fehl. Die grosse Streikbewegung im Januar darauf desgleichen. Enge Beziehungen verknüpften ihn mit Joffe, dem Berliner Botschafter des russischen Bolschewismus. Am 9. November 1919 trat er in den revolutionären Rat der Volksbeauftragten. Ein kluger, kritischer Mensch, aber kein handelnder Politiker. Ein Hamlet des Kritizismus. So musste er zu guter Letzt mit Dittmann und Barth aus dem Rate ausscheiden, weil eine positive, wieder auf

bauende Arbeit mit den Ebert und Scheidemann und Landsberg seinem ganzen Wesen nicht lag. Während andere, wie Ledebour, Eichhorn und Barth, noch weiter nach links rückten und offen die Diktatur des Proletariats durch eine neue Revolution erzwingen wollten, blieb er, zaghaft, auf halbem Wege stehen. Er konzedierte der äussersten Linken, den Kommunisten, die Räte, aber die Räte sollten als politische Organe neben dem Parlament stehen. Auch mit dem linken Flügel der Unabhängigen, mit den Däumig und Ledebour, geriet er auf dem Parteitage der Unabhängigen im Frühling 1919 auseinander. So wurde er allmählich zum Nationalliberalen der Unabhängigen Sozialdemokratie. Ein Taktiker, ein lavierender Opponent, ein Offizier ohne ein Fähnlein hinter sich.

*

Wilhelm Dittmann ist kein Politiker mit scharfen Konturen. Er ist immer der kleine Parteisekretär geblieben. Eine an sich stattliche Erscheinung. Volles, zurückgekämmtes dunkelblondes Haupthaar. Spitzbart. Stechende Augen. Flatternder Schlips. Fliegende Rockschösse. Donnernder Redner. Radikal bis in die Puppen. Revolutionär in bunter Weste. Er hat seine Meriten um die sozialdemokratische Partei. Anno 1874 wurde er zu Eutin an einem trüben Novembertage geboren. Dort besuchte er auch die Volksschule und lernte vier Jahre lang das Tischlerhandwerk. Er hatte eine feste Faust, packte kräftig zu, und wo er hobelte, fielen die Späne. Mit 21 Jahren wurde er Mitglied der Partei und der Gewerkschaft und machte sich auf den Weg. Er zog als wandernder Handwerksbursche durch fast ganz Schleswig-Holstein, verdingte sich bald hier, bald dort, kam nach der Provinz Brandenburg und gelangte schliesslich nach Berlin. 1899 wurde er, nachdem er die höheren Weihen des Sozialismus in der Reichshauptstadt erhalten hatte, als Redakteur an die „Norddeutsche Volksstimme" nach Bremerhaven entsendet. Drei Jahre darauf kam er in gleicher Eigenschaft nach Solingen, wurde von dort als Parteisekretär nach Frankfurt am Main berufen. Er wurde Bezirksvorsitzender, wurde Stadtverordneter und zog als erster Sozialdemokrat ins Präsidium der Stadtverordnetenversammlung ein. 1909 ist er wieder Redakteur in Solingen. Manches unüberlegte, manches

hitzige Wort ahndet der Staatsanwalt. Als Delegierter der Partei wird er nach Bremen, Leipzig, Magdeburg und Jena zu den Parteitagen gesandt und nimmt auch an den Internationalen Sozialistenkongressen in Stuttgart und Kopenhagen teil. In den Reichstag kommt er erst spät: 1912 für Lennep-Remscheid-Mettmann. Hier liess er sich auf dem linken Flügel nieder, machte 1916 die Trennung im Gefolge Haases und Ledebours mit und trat von nun an mehr in den Vordergrund. Sein parlamentarischer Höhepunkt ist 1916 die von ihm im Reichstage entfesselte Debatte über die Schutzhaftschmach. Durch sein wohltemperiertes Pathos weiss er schliesslich fast den ganzen Reichstag auf seine Seite zu bringen. Hinter den Kulissen bereitet er eifrig den Boden für die Revolution. 1917 ist er als Drahtzieher am Marineputsch indirekt beteiligt, Januar 1918 an der grossen Streikbewegung und wird eingelocht. Die allgemeine Oktober-Amnestie öffnet auch seine Gefängnispforten. Sofort veranstaltet er sieben Versammlungen am Niederrhein, fordert die sozialistische Republik und agitiert am 5. November in Hamburg, um der Kieler revolutionären Welle den Weg zu ebnen. Fünf Tage später sitzt er im hohen Rate der Volksbeauftragten. Als strammer Unabhängiger zieht er ein und hat nun, täglich vor neue praktische Entscheidungen gestellt, zu handeln und Farbe zu bekennen. Und da, in den wenigen Wochen des Regierens, fing er (zunächst innerlich) von ganz links allmählich nach rechts zu rutschen an. Auf dem ersten Rätekongress im Dezember 1918, da er Berichterstatter für den Rat der Volksbeauftragten war, schrie sein Herz auf, als Ledebour ihn mit giftigen Pfeilen stichelte und wieder stichelte, und er legte ein Bekenntnis ab für den grossen gemeinsamen Sozialismus, um bei den Wahlen zur Nationalversammlung eine Einheitsfront wider den Kapitalismus zu bilden und die Errungenschaften der Revolution sicherzustellen. Aber sein Appell war vergebens. Die Einheitsfront kam nicht zustande. Im Gegenteil. Am 28. Dezember 1918 schied er gleich Haase und Barth mit Ach und Krach aus dem Rate der Volksbeauftragten aus, und bei den Wahlen für die Nationalversammlung blieb er auf der Strecke.

*

Georg Ledebour ist der grosse Schauspieler der Radikalen. Ein Mensch mit unglaublichem Temperament, der, wenn er spricht, mit Händen und Füssen herumfuchtelt und die Augen rollt. Ein langes politisches Leben liegt bereits hinter ihm. Zu Hannover wurde er 1850 geboren, wollte, nachdem er die Realschule besucht hatte, zur Bühne gehen, aber ein Beinleiden, das ihm zeitlebens haften blieb, machte diese Hoffnung zunichte. So wandte er sich dem Lehrerberufe zu. Aber auch daraus wurde auf die Dauer nichts. Er wurde Schriftsteller und Redakteur. Demokrat. Zuerst arbeitete er an den „Demokratischen Blättern", dann an der traditionsreichen „Berliner Volkszeitung". In Wort und Schrift bekämpfte er den Sozialismus. Doch allmählich mauserte er sich zu ihm durch und fand im „Vorwärts" ein Unterkommen. Ledebour war von jeher ein Desperado. Er machte Opposition um der Opposition willen. Bebel konnte die querköpfige Raketenkiste nicht ausstehen. Auf dem Dresdener Parteitage, als all die stinkende Mohrenwäsche der Partei vor aller Oeffentlichkeit gewaschen wurde, bekam auch Ledebour von Bebel eins ausgewischt. Der sechste Berliner Reichstagswahlkreis, in dem ehedem Wilhelm Liebknecht gethront hatte, entsandte ihn in den Reichstag. Hier machte er mitunter fürchterlichen Krakehl. Stets sprach er mit grosser Geste und gewaltigem Pathos, oft sarkastisch und persönlich zugespitzt. Der grosse Moment seines Lebens war die Revolution. Von der alten Sozialdemokratie hatte er sich bei der Spaltung getrennt und war mit den Haase-Leuten nach links abgerückt. Jetzt, im November 1918, erschien ihm die Revolution unvollendet. Als Vorsitzender des Vollzugsrats der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte fing er an, fürchterlich zu randalieren. Selbst seine unabhängigen Freunde im Rat der Volksbeauftragten griff er an und schlug sich schliesslich zu den Radikalsten, zu Liebknecht, Luxemburg und Eichhorn. Eine neue Revolution sollte das am 9. November begonnene Werk vollenden, die alte Sozialdemokratie wegfegen und die Räteherrschaft aufrichten. Aber die Januar-Erhebung schlug fehl. Ledebour wurde aus dem Bett heraus verhaftet. Der Prozess wurde ihm gemacht. Noch einmal spielte er eine grosse Rolle. Schliesslich wurde er frei-

gesprochen. Eine kleine Weile darauf zog er sich von der politischen Bühne zurück.

*

Karl Liebknecht war der blutrünstige Fanatiker der Revolution. Ein schmächtiger Mensch mit kleiner krächzender Stimme. Rechtsanwalt. Phantastisch und eitel, von den Dämonen wilder Leidenschaft getrieben. Im bürgerlichen Leben ein Mensch, der, wenn man ihn ansprach, erröten konnte wie ein Primaner. Mit dem Vater, dem Parteiveteran Wilhelm Liebknecht, stand er sich, solange der Alte lebte, nie gut. Karl wollte seine eigenen Wege gehen und rumorte schon als Student in sozialdemokratischen Arbeiterversammlungen herum. In vielen Prozessen wurde er nachher der Verteidiger der „Enterbten" und „Deklassierten". 1902 wurde er ins erste Ehrenamt berufen. Er wurde Stadtverordneter in Berlin, wurde Mitglied der Armendirektion, kam sechs Jahre darauf mit einigen anderen Genossen in das bis dahin sozialistenreine Preussische Abgeordnetenhaus und paukte hier mit dem Präsidenten, dem würdigen, langbärtigen Grafen Schwerin-Löwitz, manchen Strauss aus. Sein Spezialgebiet war die antimilitaristische Propaganda. Ein Büchelchen „Militarismus und Antimilitarismus" brachte ihn auf die Anklagebank des Reichsgerichts. Anderthalb Jahre Festung wurden ihm aufgebrummt. 1910 reiste er, wie einst sein Vater, nach Amerika, um einmal aus der engen deutschen Atmosphäre herauszukommen. Hier lernt er den Kapitalismus in seinen ausgeprägtesten Formen kennen und fast wird ihm der Aufenthalt in Amerika zum Damaskus. Lange bleiben die amerikanischen Eindrücke aber nicht haften. 1912 entsendet ihn der Kaiser-Wahlkreis, Potsdam-Osthavelland, in den Reichstag. Nun legt er los. Nun hat er eine grosse Plattform für sein Wirken. Einen grossen Vorstoss richtete er gegen Krupp und die Rüstungsindustrie, gegen dunkle Bestechungsgeschichten und gegen die internationale Verbrüderung des Rüstungskapitals der Krupp, Ehrhard, Creuzot, Armstrong und alle der anderen. Gewaltig war das Aufsehen, das seine Enthüllungen im In- und Auslande machten. Liebknecht stand tagelang im Mittelpunkte der Diskussion. Grössenwahn hob an seine Seele zu umfächeln. Im Kriege hielt er sich zunächst zur Partei, brach aber bald wieder

und wieder aus der Hürde aus und wandte sich im Reichstage in wilden Worten gegen das Völkermorden und den „Kriegsanleiheschwindel". Mehr als einmal rief er dadurch furchtbare Tumultszenen hervor. Am 1. Mai 1916 packten ihn dann die Häscher, da er als Armierungssoldat in Berlin auf dem Potsdamer Platz: „Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung!" rief und aufreizende Flugblätter verteilte. Der Reichstag entzog ihm die Immunität. Das Kriegsgericht und das Reichsmilitärgericht werden in Bewegung gesetzt. Er wird ins Zuchthaus geschickt. Erst die Regierung des Prinzen Max bringt ihm die Befreiung. In Berlin wird er wie ein Märtyrer empfangen. Wie ein Triumphator hält er seinen Einzug. Vor der Hochburg der Bolschewisten, an der russischen Botschaft Unter den Linden, hält er eine Ansprache an die Menge. Die Revolution ist mit ihm durch das Brandenburger Tor eingezogen. Und dann kommt der 9. November. Liebknecht scheint sich verzehn-, verzwanzigfacht zu haben. Denn er ist überall, um die Massen aufzupeitschen. Aber als man ihn nach der zwangsweisen Einigung der beiden sozialistischen Parteien auffordert, ins Kabinett einzutreten, weicht er aus. Er will noch weiter. Das ist noch nicht seine Revolution. Er wühlt, hetzt, agitiert weiter. Streiks und wieder Streiks. Generalstreiks. Strassendemonstrationen. Putsche. Aufruhr. Revolution. Anfang Januar ist es so weit. Mit Ledebour und Scholz will er die neue Regierung bilden. Schon ist halb Berlin in seiner Hand. Da schlägt Noskes Infanterie und Artillerie seine Schar nieder. Liebknecht irrt umher, gibt aber seine Position noch nicht auf. Rosa Luxemburg an seiner Seite. Inzwischen haben sie die Kommunistische Partei begründet. Da werden beide im Berliner Westen überrascht, verhaftet und von der Soldateska umgebracht.

*

Gustav Noske rettete Deutschland in Tagen höchster Not vor dem Chaos des Kommunismus. Ein baumlanger Kerl. Kurz geschnittenes schwarzes Haar, das in die Stirn hineinragt. Dunkler herabhängender Schnurrbart. Langes ovales Gesicht mit derben Zügen. Eine Brille gibt dem Ganzen ein etwas gemildertes Gepräge. Alles ist Wille, ist Kraft, ist Gewalt an

diesem Mann. Wenn er im Parlament spricht, wird er in leidenschaftlicher Polemik mit seinen Gegnern grob wie Bohnenstroh. Er spricht in Handgranaten, und seine Worte sind spitzer Stacheldraht. Allemal gibt's Krach mit der äussersten Linken. Luise Zietz ruft dann automatisch: „Bluthund, Mörder, Lügner", und Noske bleibt ihr die Antwort nicht schuldig.

In Brandenburg an der Havel kam er 1868 als Sohn eines Handwerkers zur Welt. Er besuchte die Volksschule, wurde Holzarbeiter, war beim Militär jahrelang Unteroffizier und kam später, Sozialdemokrat und Gewerkschaftler, als Redakteur an die Parteiorgane in Brandenburg, Königsberg und Chemnitz. Eine Zeitlang war er Stadtverordneter in Königsberg (Preussen) und wurde 1906 in Chemnitz in den Reichstag gewählt. Hier wurde er Spezialist in Militär-, Marine- und Kolonialfragen, schrieb auch ein Buch über Kolonialpolitik und Sozialdemokratie und zählte sich zu den Revisionisten. Als in Kiel die Matrosenrevolution ausbrach, schickte ihn das Kabinett rasch zur Besänftigung der Gemüter hin. Die Matrosen wählten ihn sofort zum Gouverneur, und einige Tage lang hoffte er, der revolutionären Bewegung Herr zu werden. In Kiel regierte er mit eiserner Faust und schaffte Ordnung. Am 28. Dezember 1918, als die Unabhängigen aus dem Rate der Volksbeauftragten ausschieden, trat er in den Rat ein. Am 6. Januar, als die Not aufs höchste gestiegen war und Berlin und das ganze Reich im Kommunismus unterzugehen drohten, wurde ihm der Oberbefehl über die Truppen zur Rückeroberung Berlins übertragen, und er ging nach Dahlem, um das Militär zu organisieren. Am 11. Januar war es so weit. Das „Vorwärts"-Gebäude wurde beschossen. Die Truppen zogen mit Noske an der Spitze in Berlin ein, und der Kommunistenspuk wurde gebannt. Bei der Bildung der Koalitionsregierung in der Nationalversammlung wurde er am 13. Februar Reichswehrminister, brachte die Gesetze über die Neuorganisation des Landheeres und der Marine ein und setzte sich im Juni für die Unterzeichnung des Friedens ein, da er die Verantwortung für eine neue Revolution infolge einer Ablehnung des Friedens nicht tragen zu können glaubte.

*

Hugo Preuss ist der Schöpfer der neuen demokratisch-republikanischen Verfassung. Einer, der im Leben seines Glaubensbekenntnisses und seiner freiheitlichen politischen Anschauungen wegen viel Enttäuschungen durchgemacht hat. Ein geborener Berliner. Am 28. Oktober 1860 wurde er an der Spree geboren. In Heidelberg und Berlin studierte er Jurisprudenz und Geschichte. Aber da er demokratisch dachte, kam er in jenen Zeitläuften nicht für die Verwaltungslaufbahn in Betracht. Mit 25 Jahren wurde er Mitarbeiter der „Nation" Theodor Barths und veröffentlichte seine ersten politischen Broschüren in den „Sammlungen" Virchows und Holtzendorffs. 1889 habilitierte er sich als Privatdozent für Staatsrecht an der Universität Berlin. Gneist, Gierke und Liszt traten ihm, nicht nur wissenschaftlich, näher. Aber schon bei seiner Habilitation wusste er, was seiner harrte. Der damalige Dekan Eck sagte ihm freundschaftlich: „Täuschen Sie sich nicht darüber, dass Sie bei Ihren Anschauungen und Ihrem Charakter nach Lage unserer Verhältnisse keine Aussicht auf Karriere haben." Aber Preuss antwortete: „Ich kann nur meinen Weg gehen, und den werde ich gehen." Das Wort hat er gehalten. 1890 kandidierte er zum erstenmal für den Reichstag. Vergebens. Später fiel er noch zweimal durch. Dem alten Freisinn war er wegen seiner entschieden demokratischen Gesinnung suspekt. Besonders der Berliner Kommunalfreisinn war ihm nicht hold. Immerhin war er von 1895 bis 1910 Stadtverordneter und dann ununterbrochen bis 1918 Stadtrat von Berlin. 1906 wurde er Professor des öffentlichen Rechts an der Berliner Handelshochschule, 1918 ihr Rektor. Eine Reihe staatsrechtlicher und demokratisch-politischer Schriften ist seiner Feder entsprossen. Am 15. November 1918 veröffentlichte er im „Berliner Tageblatt" einen Leitartikel: „Volksstaat oder verkehrter Obrigkeitsstaat", der sich sehr scharf gegen die Tendenz zu einer Diktatur des Proletariats wendete. Am nächsten Morgen wurde ihm vom Rate der Volksbeauftragten das Staatssekretariat des Innern angeboten. Nun konnte er im grossen wirken. Er schuf das Wahlgesetz (das Verhältniswahlsystem und das Frauenwahlrecht) für die Nationalversammlung, und er entwarf in kühnen Strichen eine neue Reichsverfassung. Infolge der Krise wegen der Friedensfrage trat er im

Juni 1919 aus dem Reichskabinett aus, blieb aber als Reichskommissar so lange in der Regierung, bis das grosse Verfassungswerk vollendet war. Ein Idealist, ein demokratischer Politiker von nicht gewöhnlichem Schnitt.

*

Eugen Schiffer war der Finanzminister der Revolution. Am 14. Februar 1860 wurde er in Breslau geboren, besuchte die Universitäten in Breslau, Leipzig und Tübingen, um Jura zu studieren, wurde Amtsrichter in Zabrze (Oberschlesien), Landrichter in Magdeburg, Kammergerichtsrat und Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin. Ein feiner Kopf. Ein scharf geschnittenes Gesicht, das alle Augenblicke nervös zuckt. Ein Redner von nicht alltäglicher Beredsamkeit. Ein witziger, schlagfertiger Debatter. Ein starker ethischer Zug ist ihm eigen. Ins preussische Abgeordnetenhaus kam er schon 1903, in den Reichstag erst 1912. Ein Parlamentarier, der mit allen Wässern gewaschen ist. Ein Taktiker und Praktiker. In der Nationalliberalen Partei spielte er eine nicht geringe Rolle, hielt sich stets aber zum linken Flügel. Im Gegensatz zu Bassermann und Stresemann unterstützte er Bethmann Hollwegs Verständigungspolitik während des Krieges. Bei den ersten schüchternen Versuchen einer Parlamentarisierung der Reichsregierung trat er als Vertreter der Nationalliberalen Partei unter dem Grafen Rödern als Unterstaatssekretär ins Reichsschatzamt und nahm an der Kriegssteuergesetzgebung hervorragenden Anteil. Die Revolution schwemmte den Grafen Rödern über Bord, und Schiffer trat an seine Stelle. Eine ungeheuere Aufgabe, die heillos verfahrenen Finanzen zu sanieren, ward ihm gestellt. Er sah sich vor eine Sysiphusarbeit gestellt. Im Koalitionskabinett behielt er zwar das Finanzportefeuille als demokratischer Parteiminister bei, aber schliesslich verzagte er und trat ganz plötzlich aus dem Amte aus. Er hatte wohl die Grundlagen für die neue Reichsfinanzreform geschaffen, aber die Ausführung selbst überliess er anderen. Er begab sich von der hohen Regierungsbank in das Parkett der Abgeordneten zurück und wurde bald darauf zum Vorsitzenden der Demokratischen Fraktion gewählt.

*

Mathias Erzberger unterzeichnete in den ersten Tagen der Revolution den Waffenstillstandsvertrag mit der Entente und gab so dem deutschen Volke die Waffenruhe. Er ist von jeher eine der umstrittensten politischen Persönlichkeiten Deutschlands gewesen. Ein Geschäftlhuber. Ein Draufgänger. Einer, der immer von sich reden machen musste, der, fleissig wie eine Biene, Hans Dampf in allen Gassen sein wollte. Einer, der von der Pike auf gedient hat. Einer, der, dialektisch gewandt, nie um eine Antwort verlegen war und der sich noch stets, wenn er in der Patsche sass, an seinem eigenen Zopf herauszog. Ein 45jähriger mit blühenden Pausbacken, dem selbst die Kriegskohlrübenwinter nichts anzutun vermochten. Rundlich dick, selbstbewusst und, wie ein Jagdhund, voll feinster Witterung für das Kommende.

In Buttenhausen, dicht bei Bieberach, dem Abderitennest, wurde er am 22. September 1874 in kleinen Verhältnissen geboren. Lehrer sollte er ursprünglich werden. Aber als er's mit neunzehn Jahren erreicht hatte, sehnte sich seine Brust nach mehr. Sein Sinnen und Trachten reichte bis an die Sterne. Mit 21 Jahren war er bereits Redakteur im Zentrumsbau. Sieben Jahre sass er, nach einem kurzen Studienausflug in die Schweiz, in der katholisch-konfessionellen Freiburger Hochschule sowie in Stuttgart und war publizistisch in der christlichen Gewerkschaftsbewegung tätig. 1897 wurde er zum Internationalen Arbeiterkongress nach Zürich delegiert, und 1903 wurde er von den Massen, denen seine Suada gefiel, in den Reichstag entsendet. Ein achtundzwanzigjähriger Benjamin, der sich unter all den ergrauten Zentrumshäuptern recht einsam vorkam. Was sollte er hier anfangen. Nur zuhören? Das genügte ihm nicht. Er suchte sich die Kolonien, die er nie gesehen hatte, als Spezialität aus. Am 31. Januar 1905 trat er aus dem Dunkel der Spezialität an die grell leuchtende Rampe und sprach, frisch und keck, den durch den Aufstand in Südwestafrika geschädigten Ansiedlern jeden Anspruch auf Entschädigung ab. Der Krach mit der Regierung war da. Herr Spahn, der Zentrumsführer, begehrte auf. Ein Jahr darauf kam die ganze Partei ins Rutschen, als Erzberger eine neue koloniale Skandalaffäre provozierte: den Fall Pöplau. Das Zentrum lehnte den Nachtragskredit ab, und Fürst Bülow löste den Reichstag auf.

Erzberger blieb in der öffentlichen Diskussion. In alle möglichen Angelegenheiten wurde er verwickelt. Als Pius X. das Zentrum zu einer streng katholischen Partei machen wollte, machte er's anfänglich mit, schwenkte dann aber um, als das Gros der Partei sich seine Selbständigkeit bewahrte. Im Kriege übertrumpfte er ursprünglich alle anderen in wildem Annexionismus. Dann, nach der Marne-Schlacht, lernte er rasch um und entwickelte sich zum Pazifisten. Er machte seine internationalen katholischen Beziehungen mobil, um für Deutschlands Sache zu werben und für den Frieden zu wirken. Bald war er in Rom, bald in der Schweiz, bald in Bukarest, bald in Wien. Er sah das Ungewitter heraufziehen, sah Oesterreich-Ungarns Zusammenbruch kommen und bereitete nun die berühmte Friedensentschliessung des Reichstages vom 19. Juli 1917 vor. Vergebens. Die Katastrophe war unaufhaltsam. Im Oktober 1918 trat er als Minister ohne Portefeuille in das parlamentarische Kabinett des Prinzen Max und übernahm den Propagandadienst in der Heimat. Dann, als alles verloren war, wurde er mit den Waffenstillstandsverhandlungen betraut. Glücklich war seine Rolle dabei nicht. Auch im ersten Koalitionskabinett, nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung, hatte er diese Aufgabe noch weiter durchzuführen, geriet dann aber während der eigentlichen Friedensverhandlungen mit dem Aussenminister und Chef der Versailler Friedensdelegation, Graf Brockdorff-Rantzau, aneinander, weil er dessen ablehnende Haltung den feindlichen Bedingungen gegenüber nicht guthiess. Nach dem Ausscheiden der Demokraten aus dem Kabinett während der letzten Friedensdebatte übernahm er das Vizepräsidium und das Finanzministerium im Kabinett, dem er nun völlig den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken konnte. In einer überaus schwierigen Situation, als man im Zentrum und auf der Linken keine klare Stellung zum Friedensultimatum gewinnen konnte, rettete er durch eine geschickte Taktik die Situation. Als Finanzminister bekam er es fertig, den Widerstand der Einzelstaaten gegen eine Reichseinkommensteuer und eine Vereinheitlichung fast des gesamten Steuerwesens durch das Reich zu überwinden. Aber vieles Dilettantenhafte lief nebenher, das dem Kredit des Deutschen Reichs und der Valuta

im Auslande schwer geschadet hat. Ein Allerweltsmensch. So recht für die Uebergangszeit geschaffen. Flink, behende, rasch mit seinem Entschlusse fertig. Ein Handelnder, wo die anderen aus den Ueberlegungen nicht herauskamen.

*

Eine interessante Ergänzung zu dem vorstehenden Artikel bilden die beiden folgenden Briefe von Philipp Scheidemann und Noske, die uns zum Abdruck im Almanach freundlichst zur Verfügung gestellt wurden.

Mein Vater arbeitete als Handwerksmeister für die beste Kundschaft der kurfürstlich hessischen Residenzstadt Kassel, in der ich am 26. Juli 1865 geboren bin. Er war ein lebensfroher Mann, der mit meiner Mutter, einer klugen und herzensguten Frau, in der glücklichsten Ehe lebte. Als Opfer der Feldzüge von 1866 und 1870/71 ist er schon im Alter von 37 Jahren gestorben. Infolge jahrelangen Siechtums, dem er verfiel, hatte er seinem Geschäft nicht mehr in der gewohnten Weise vorstehen können, so dass die Verhältnisse, unter denen die Familie lebte, immer kümmerlicher wurden. Ich konnte deshalb auch die höhere Bürgerschule (jetzige Oberrealschule) nicht über die Konfirmation hinaus besuchen, musste vielmehr, entgegen den ursprünglichen Absichten meiner Eltern, die Buchdruckerei erlernen. Ich habe nur sieben Jahre lang Schulunterricht genossen, hatte aber vortreffliche Lehrer, die sich mit besonderer Liebe meiner angenommen haben, obwohl ich wahrhaftig nicht gerade ein Musterknabe war. Zwar lernte ich überaus leicht, aber durch eifrige Betätigung an, auf und in der Fulda, durch die Veranstaltung zumeist sehr erfolgreicher Schellenparaden und lausbübischer Strassenaufläufe, durch die sehr gewissenhafte und mit enormem Appetit vorgenommene Kontrolle fremder Obstbäume — kurz und gut: durch ähnliche wichtige Beschäftigung war ich derart in Anspruch genommen, dass ich für minder dringliche Dinge, wie es Schulaufgaben im Hause waren, keine Zeit übrig behielt. Ich war, um es ganz offen zu sagen, ein sehr böses Früchtchen, das seinen Eltern und Lehrern viel Verdruss bereitet hat.

In der vierjährigen Lehrzeit erlernte ich nicht nur Johannes Gutenbergs schwarze Kunst, sondern lauschte auch mit grosser Aufmerksamkeit den Reden der Gehilfen, die sich fast alle zur Sozialdemokratie bekannten. An dem Tage, an dem ich im April 1883 meine Lehrzeit beendete, trat ich dem Buchdruckerverband bei und

schloss mich der Sozialdemokratischen Partei meiner Vaterstadt an. Ich war bis zu meinem 20. Jahre so radikal, dass die heutigen Spartacisten mir wahrscheinlich als harmlose Spiessbürger erschienen wären. Freilich lebten wir unter dem Sozialistengesetz; meine Arbeitszeit als Lehrling hatte täglich mindestens zwölf Stunden betragen, die wöchentliche Entschädigung betrug in den vier Lehrjahren 2,00, 2,50, 3,00 und 3,50 Mark! Als ich mein 19. Lebensjahr vollendete, war ich schon ein halbes Jahr „in der Fremde". O Wanderburschenherrlichkeit!

In Kassel, wohin ich auf Wunsch meiner Mutter zurückgekehrt war, betätigte ich mich eifrig in der Arbeiterbewegung. 1888 wegen sozialistischer Umtriebe gemassregelt, hatte ich die Wahl, nach Berlin oder Marburg in Stellung zu gehen. Ein guter Stern liess mich für Marburg entscheiden, wo ich Zeit und Gelegenheit zu ernsthaftem Studium fand. Ich darf sagen, dass ich mich dort auf die Hosen gesetzt habe, ohne dabei ein Stubenhocker zu werden — o nein! Mit besonderem Interesse besuchte ich — später auch noch von Giessen aus — Kollegien Hermann Cohens. Die letzte Begegnung mit diesem seltenen Menschen sollte ich an dem Tage haben, an dem er — vor wenigen Monaten — für immer die Augen schliessen musste! Ich werde ihn dankbar im Gedächtnis behalten.

1895 übernahm ich auf Drängen Dr. Davids die Redaktion der „Mitteldeutschen Sonntags-Zeitung" in Giessen, die vornehmlich der Landagitation diente und im besonderen den Kampf gegen den Antisemitismus führte. Ich war nicht nur Redakteur, sondern musste auch alle die Geschäfte besorgen, die heutzutage von den Arbeitersekretären geleistet werden. Ausserdem musste ich Inserate sammeln und die Gebühren dafür einkassieren. Da ich eifrig agitieren sollte, redete ich denn auch unverdrossen darauf los. Ich redete, wie ich in der „M. S.-Z." schrieb, die den Vergleich mit dem berühmten Arizona-Kicker periodenweise wohl aufnehmen konnte. Die Stellung war glänzend und rechtfertigte den häufig gegen mich geschleuderten Vorwurf, dass ich mich von Arbeitergroschen mäste, durchaus. Mein monatliches Einkommen betrug 120 Mark! Davon brauchte ich aber auch nur die Lokalmiete, die Heizung, Beleuchtung und Reinigung zu zahlen. Was übrigblieb, konnte ich mit Frau und drei Kindern verprassen. Das haben wir denn auch fünf Jahre lang redlich getan. Hab' Dank, du treues Weib, ohne dich wär's nicht gegangen!

Spätere Stationen als leitender und leidender Redakteur waren: Nürnberg, Offenbach und Kassel. In meiner Vaterstadt wurde ich

auch Stadtverordneter. 1903 wurde ich für Solingen in den Reichstag gewählt, nachdem ich schon x-mal bei Stadtverordneten-, Landtags- und Reichstagswahlen mit Pauken und Trompeten durchgefallen war. Da in der 81 Mann starken Reichstagsfraktion alle politischen Referate in festen Händen waren, stürzte ich mich tollkühn auf das Viehseuchengesetz und alles, was mit ähnlich interessanten Fragen zusammenhing. So kam ich in die fröhlichsten Kämpfe mit den preussischen Junkern, bei denen ich immer beliebter wurde. So fing's an. Als Bebel kränklicher wurde, musste ich die ersten Etatsreden halten. — Alles Weitere will ich kurz und bündig berichten: ich wurde 1911 in den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei gewählt und musste deshalb zu meinem lebhaften Bedauern meine hessische Heimat, die ich aufrichtig liebte, verlassen. 1912 wurde ich zum 1. Vizepräsidenten des Reichstages gewählt. 1913 wurde ich auch Fraktionsvorsitzender. Im selben Jahre unternahm ich auf Einladung der dortigen Sozialisten eine Agitationstour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. In Paris habe ich wiederholt — zusammen mit Jaurès, Vaillant u. a. — in grossen Versammlungen geredet; in der Schweiz habe ich in allen grösseren Städten (von Basel bis Genf) agitatorisch gewirkt. — Im Reichstag wurde ich noch einmal Vizepräsident im Jahre 1918; ausserdem war ich Vorsitzender der Schutzhaftkommission und des Verfassungsausschusses; im letztgenannten Ausschuss war ich bestrebt, auf einen entschiedenen demokratischen Ausbau Deutschlands hinzuwirken. Im Kriege trat ich von Anfang an für einen Frieden der Verständigung ein. („Was französisch ist, soll französisch bleiben; was belgisch ist, soll belgisch bleiben, und was deutsch ist, soll deutsch bleiben!") Gegen den „Scheidemann-Frieden" hat die gesamte Reaktion wie toll gewütet. Doch an dieser Stelle will ich über diese Fragen nicht mehr sagen.

Als Ende September 1918 die Fraktion vor die Entscheidung gestellt wurde, in das Kabinett des Prinzen Max einzutreten, gehörte ich nicht zu den Befürwortern, wurde aber selbst bestimmt, als Staatssekretär einzutreten. Mein erster Erfolg im Kabinett war die Freilassung Liebknechts, gegen die die Militärs sich entschieden sträubten. Ich sah als Folge des unheilvollen Krieges und des Schneckenganges der notwendigen demokratischen und sozialen Reformen grosses Unheil heraufziehen; ich stellte daraufhin meine ganze Taktik im Kabinett ein. Im Hauptquartier wollte man keine Vernunft annehmen; der Kaiser hatte weder die richtigen Ratgeber noch die erforderliche Entschlusskraft, wahrscheinlich auch gar nicht das volle Verständnis für die Situation. Ich hatte keine Neigung,

die Verantwortung für eine Politik mit zu tragen, die wesentlich zu ändern ich nicht in der Lage war. Ich stellte deshalb dem Prinzen Max wegen der Abdankung des Kaisers ein Ultimatum. Am 9. November waren die „5 Minuten vor 12", über die ich im „Vorwärts" geschrieben hatte, abgelaufen! In die erste Revolutionsregierung trat ich als Volksbeauftragter ein. Nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung, den Ebert, Landsberg und ich nach Möglichkeit zu beschleunigen versucht hatten, wurde ich Ministerpräsident des Kabinetts, das sich aus Mitgliedern des Zentrums, der Demokraten und Sozialdemokraten zusammensetzte. Ende Juni nahm ich meine Entlassung, weil ich es mit meiner Ueberzeugung nicht vereinbaren konnte, das Gegenteil von dem zu tun, was ich am 12. Mai im Auftrag des Kabinetts und unter grossem Jubel der Nationalversammlung aller Welt versichert hatte: dieser Friedensvertrag ist für uns unannehmbar!

Am Zürichsee, den 3. August 1919.

Philipp Scheidemann.

Geboren bin ich in Brandenburg a. H. am 9. Juli 1868 als Sohn des Webers Karl Noske. Ein Jahr besuchte ich die Volksschule, dann die Bürgerschule bis zum 14. Jahre. Als Holzarbeiter war ich bis zum 27. Jahre tätig. Am sozialdemokratischen Parteileben und an der Gewerkschaftsbewegung nahm ich frühzeitig lebhaften Anteil. Redakteur war ich erst einige Monate an der „Brandenburger Zeitung", dann 5 Jahre leitender Redakteur der „Königsberger Volkszeitung". Nach Chemnitz ging ich im Juli 1902. In den Reichstag wurde ich 1906 gewählt. Als Stadtverordneter habe ich in Königsberg und Chemnitz mein Interesse für kommunale Angelegenheiten bewiesen. In den ersten Novembertagen 1918 war ich in Kiel. Die Matrosen, die führerlos waren, wählten mich zum Gouverneur am 6. November. Am 28. Dezember trat ich in die Reichsregierung ein. Am 6. Januar wurde mir der Oberbefehl über die Truppen übertragen und ich ging nach Dahlem. Am 11. Januar zog ich mit den ersten Truppen in Berlin ein. Seit dem 13. Februar bin ich Reichswehrminister.

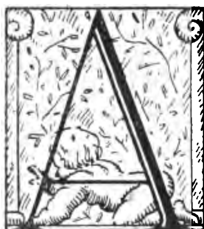
G. Noske.

Schwarz-Rot-Gold

Das Symbol unserer künftigen Nationalpolitik

Von Geheimrat Dr. Heinrich Herkner

I.

m 31. Juli 1919, kurz vor 9 Uhr abends, ist die Verfassung der Deutschen Republik von unserer Nationalversammlung, die aus dem freiesten Wahlrecht, das es gibt, hervorgegangen ist, mit überwältigender Mehrheit angenommen worden. Lebhafter Beifall erfüllte das Haus, und auf dem Dache des Nationalversammlungsgebäudes stieg zum ersten Male die schwarz-rot-goldene Fahne am Maste hoch, „stürmisch begrüsst von der zahlreich versammelten Bürgerschaft“. So hat sich, wenigstens nach dem Berichte der „Frankfurter Zeitung“, der Eintritt unseres Volkes in eine neue Epoche seines Staatslebens in Weimar abgespielt. Anders lautet die Darstellung der Berliner Presse: „Die Zuschauer nahmen die Hissung der Fahne ohne jede Kundgebung auf.“ Warum? War es Teilnahmslosigkeit, Verständnislosigkeit oder verbissener Groll gegen die Trikolore der Deutschen Republik?

Von Männern, bei denen man nach ihrer geschichtlichen Bildung und ihrer Stellung zu dem politischen Umschwunge eine andere Gesinnung erwarten könnte, habe ich Aeusserungen vernommen, die für die neuen Farben nichts weniger als freundliche Gefühle bedeuteten. Man werde nach wie vor nur in preussischen oder schwarz-weiss-roten Farben flaggen.

Es ist kaum zu fassen. Schon 1336 wurde von Kaiser und Reich den Herzogen von Württemberg als Reichsbannerherren eine Reichssturmfahne verliehen, in der die Farben Schwarz, Rot und Gelb vertreten waren. Schwarz-Rot-Gold waren die Farben der allgemeinen deutschen Burschenschaft, jener von Fichtes

Geiste erfüllten edlen Jünglinge, welche für deutsche Freiheit und deutsche Einheit sich unbedenklich zum Tode, zu Gefängnis, zu Festung oder Exilierung verdammen liessen. Mit schwarz-rot-goldenen Farben geschmückt huldigte Friedrich Wilhelm IV. in den Märztagen von 1848 der siegreichen Revolution in Berlin und auch in Wien wehte vom altehrwürdigen Stefansturm die schwarz-rot-goldene Fahne. So blieben diese Farben das Symbol aller Deutschen, welche nur im Zusammenschlusse des ganzen Deutschland auf freiheitlicher Grundlage eine Lösung der deutschen Frage erblicken wollten. Und als das Jahr 1866 jedes staatsrechtliche Band zwischen den Deutschen der Donaumonarchie und des Deutschen Reiches zerrissen hatte, hielten die Deutschösterreicher diese Farben nach wie vor hoch als Wahrzeichen ihres Deutschtums gegenüber der slawischen Trikolore, mit der Tschechen und Südslawen für ihre nationalpolitischen Ideale zu demonstrieren pflegten.

Im Angesichte dieser Farben hat mein Herz immer höher geschlagen. Trotz alles pflichtgemässen Respektes vor den blendenden äusseren Erfolgen des bismarckischen und wilhelminischen Grosspreussens, seiner Tüchtigkeit, Kraft und mächtigen Sachkultur: mit seinen Farben konnte ich mich niemals aussöhnen. Ihr Schwarz-Weiss klang mir wie ein dumpfes Memento mori für das junge rote Leben der Freiheit. Als aber am 1. August vier schwarz-rot-gelbe Fahnen auf dem Reichstagsgebäude flatterten, zog es nach jahrelanger Trübsal zum ersten Male wieder wie Frühlingsahnen durch meine Brust. Zeit meines Lebens habe ich die Trikolore der grossdeutschen Demokratie als klangreichsten, schönsten Farbenakkord empfunden. Ich muss dem Rembrandt-Deutschen, gegen den ich im übrigen manches einzuwenden habe, doch darin recht geben, dass er schrieb: „Wenn es irgendeine Farbenzusammenstellung gibt, die vornehmer ist als Schwarz und Gold, so ist es Rot und Gold; und wenn es irgendeine Farbenzusammenstellung gibt, die vornehmer ist als beide, so ist es Schwarz-Rot-Gold.“ Sie strahlen eine glückverheissende Wärme aus, versetzen uns in die südwestlichen Gaue unseres Vaterlandes, in die Heimat der deutschen Demokratie. Das Schwarz-Rot Württembergs lässt Schillers und Uhlands Verse erklingen, während das frohe Rot-Gelb

Badens unvergessliche Tage zurückruft, an welchen das Freiburger Münster und das Heidelberger Schloss sich festlich schmückten.

Diese Farben bedeuten aber auch ein ernstes Programm. Sie sollen uns stets an die grossen nationalpolitischen Aufgaben mahnen, die unser Volksstaat noch zu lösen hat. Sie sagen unseren Brüdern, die uns entrissen werden oder denen man verwehrt, sich mit uns zu vereinigen, dass wir sie niemals vergessen wollen und niemals vergessen können. Deshalb wollen wir uns in der Freude an diesen Farben auch nicht beirren lassen, wenn alldeutsche Imperialisten in ihnen das Zeichen erblicken wollen, unter dem die schwarze, rote und goldene Internationale heimtückische Komplotte zur Vernichtung blonder Odinskinder schmieden.

II.

Nicht um den deutschen Welthandel und die deutsche Schiffahrt, sondern um das preussische Selbstherrschertum, dessen Militarismus und Missachtung des Selbstbestimmungsrechts der Völker zu vernichten und dadurch auch das deutsche Volk selbst zu befreien, ist, wie uns Staatsmänner, Tagespresse und Literatur der Entente immer wieder versicherten, der Krieg gegen uns „jusqu'au bout" geführt worden. Kein Zweifel, gerade den edelsten und geistig höchststehenden Männern in den Reihen unserer Gegner ist es mit dieser Parole durchaus ernst gewesen. Sie fühlen sich heute tief beschämt, dass der Militarismus und die Habsucht ihrer eigenen Völker die Friedensschlüsse des preussischen Militarismus in Brest-Litowsk und Bukarest zu sehr massvollen und humanen Aktionen gestempelt haben. „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen — — Und bin nun selbst der Sünde bloss!"

Die, soweit ich sehe, sittlich und politisch bedeutendste Erscheinung der englischen Kriegsliteratur, das Sammelwerk „War and Democracy, by R. W. Seton-Watson, J. Dover Wilson, Alfred E. Zimmern and Arthur Greenwood, London 1915", vertritt in sachkundiger, durchaus ehrlicher und konsequenter Weise das Programm, die Karte Europas nach den Prinzipien des nationalen Selbstbestimmungsrechts umzugestalten. Mit grösstem Nachdruck wird die Forderung aufgestellt,

dass dem deutschen Volke unmöglich vorenthalten werden darf, was man Tschechen, Polen, Südslawen und Rumänen zugesteht. Muss Deutschland in Elsass-Lothringen, Nordschleswig und Posen das nationale Selbstbestimmungsrecht anerkennen und deshalb auf etwa sechs Millionen Einwohner verzichten, kann es auch verlangen, dass die Deutschösterreicher, die nach der Zertrümmerung Oesterreichs politisch obdachlos werden, sich ihm anschliessen dürfen. Dabei wird Deutschland sogar mehr gewinnen als verlieren. Dieser Gewinn ist zu begrüssen. Er wird es Deutschland erleichtern, sich mit der Niederlage und ihren Folgen auszusöhnen, also keine Revanchestimmung entstehen lassen. Ueberdies wird durch den Eintritt von mehr als acht Millionen Deutschösterreichern, die bereits in Literatur, Kunst, Musik und ganz besonders in der Theorie der politischen Oekonomie Leistungen ersten Ranges aufweisen, die Entpreussung des deutschen Volkes mächtige Fortschritte machen.

Aber freilich, vor einer Konsequenz ihres Standpunktes schrecken doch auch diese sympathischsten Vertreter der angelsächsischen Demokratie zurück. Während ihnen das tschechische Recht auf die Angliederung der Oberungarn bewohnenden, also ausserhalb der historischen und geographischen Grenzen Böhmens lebenden Slowaken ausser allem Zweifel steht, da die Slowakei nur eine „natürliche Fortsetzung“ Böhmens bedeute, können sie sich nicht zu der Auffassung erheben, dass auch die deutschen Siedelungsgebiete, von denen die Tschechen umfasst werden, nur eine „natürliche Fortsetzung“ Deutschlands darstellen. Allein die südwestlichen (Böhmerwald) und nordöstlichen Teile Deutschböhmens längs der Grenze Schlesiens sollten den benachbarten deutschen Gliedstaaten zufallen. Dagegen beständen „unüberwindliche Einwände“ gegen jede Verschiebung der historischen Grenzen im Norden des Königreiches. Das industrielle Leben sei zu einem erheblichen Teile in diesen deutschen Bezirken konzentriert und gerade deswegen seien dort auch starke tschechische Minderheiten entstanden. Die Vermengung der Nationalitäten mache Opfer unvermeidlich. Müssen aber Opfer erfolgen, so ist es Sache derjenigen, die den Krieg verlieren, nicht Sache der Sieger, sie auf sich zu nehmen. Aber administrative Garantien müssten ersonnen werden, um die

Sprachenrechte der Minderheiten, mögen es Deutsche oder Tschechen sein, wirksam zu schützen.

Zwei Umstände berechtigen also, nach der Auffassung dieser englischen Demokraten, dazu, das Selbstbestimmungsrecht der Deutschböhmen einzuschränken: sie erscheinen als die Träger der industriellen Entwicklung und leben gerade in ihrem Industriegebiete mit starken tschechischen Minderheiten im Gemenge.

Warum die industrielle Bedeutung, die den Deutschböhmen in der Tat zukommt, ihr Selbstbestimmungsrecht schmälern soll, ist, vom naturrechtlichen Standpunkte der Demokratie aus gesehen, schlechterdings nicht zu begreifen. Sie sind gerade ihres Industriebetriebes wegen von der tschechischen Agrarwirtschaft weit abhängiger als die tschechischen Landwirte von der deutschen Industrie. Die schweren Leiden, die Deutschböhmen im Kriege zu erdulden hatte und denen es zum Teil noch unterliegt — in einzelnen Bezirken des deutschböhmischen Erzgebirges verhungert die Bevölkerung — ergaben sich daraus, dass die Tschechen, als sie die Deutschen noch nicht mit Maschinengewehren und Handgranaten bekämpfen konnten, die Ueberschüsse ihrer Lebensmittelproduktion zurückhielten. Wird der nationale Kampf dadurch geschlichtet, dass die zumeist scharf ausgeprägte Sprachgrenze mit der politischen Grenze zusammenfällt, so kann der Güteraustausch durch Handelsverträge weit besser gesichert werden als unter der Herrschaft der bestehenden Verhältnisse, die auch die wirtschaftlichen Beziehungen in den Dienst der nationalen Kämpfe pressen. Im übrigen ist es schon längst gar nicht mehr zutreffend, sich die Tschechen nur als Landwirte vorzustellen. Die sehr bedeutende Grosseisen- und Maschinenindustrie, der Steinkohlenbergbau, die Zuckerfabrikation, die Brauerei und zahlreiche Unternehmungen der Textilindustrie in Böhmen und noch mehr in Mähren befinden sich im tschechischen Sprachgebiete.

Aber die tschechischen Minderheiten! Bei der Beurteilung dieser gewiss sehr ernsten Frage kommt vor allem in Betracht 1. die ziffernmässige Bedeutung dieser Minderheiten und 2. die Verteilung der Minderheiten auf das deutsche und tschechische Sprachgebiet.

In den Sudetenländern (Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien) wohnen von den Deutschen 3 109 825 oder 88 Prozent im geschlossenen deutschen, von den Tschechen 6 128 563 oder 98 Prozent im geschlossenen tschechischen Sprachgebiete; 402 857 oder 12 Prozent der Deutschen bilden Minderheiten im tschechischen, 162 674 oder 2 Prozent der Tschechen Minderheiten im deutschen Gebiete. Die „Opfer", welche die Deutschen bei der Trennung bringen müssen, sind also von vornherein sehr viel grösser als die der Tschechen: die Deutschen müssen 12 Prozent, die Tschechen nur 2 Prozent preisgeben. Im übrigen verteilen sich die 162 674 Tschechen des deutschen Sprachgebietes zu mehr als einem Drittel auf 500 Quadratkilometer, während das ganze deutsche Sprachgebiet 26 000 Quadratkilometer ausmacht. Es sind einige Bezirke des grossen Braunkohlenrevieres, in denen die tschechischen Arbeiterschaft eine ähnliche Bedeutung gewonnen hat wie die polnische in Westfalen. Diese Arbeiter bilden aber keine sesshafte Bevölkerung, sie wandern mit der Erschöpfung der Flöze oder in höherem Lebensalter wieder ab. Wichtig ist, dass diese Bergarbeitergemeinden nur als Sprachinseln im deutschen Gebiet entstanden sind und nicht mit dem tschechischen Gebiete zusammenhängen. Der noch verbleibende Rest von rund 100 000 Tschechen bildet unerhebliche Minderheiten von 6 bis 8 Prozent der Bevölkerung in einigen Industriestädten wie Aussig, Reichenberg und Gablonz. Das ganze übrige Nordböhmen ist zu 98 oder 99 Prozent der Bevölkerung rein deutsch. Selbst an der Sprachgrenze ist eine nationale Gemengelage kaum vorhanden. So besitzt z. B. der an der Sprachgrenze gelegene Bezirk Dauba unter 13 613 Deutschen nur 97 Tschechen, der tschechische Nachbarbezirk unter 42 892 Tschechen nur 72 Deutsche.

So liegen die tatsächlichen Verhältnisse. Die Tschechen haben früher wohl behauptet, dass die Nationalitätenstatistik zu ihrem Nachteil durch die Wiener Regierung gefälscht worden sei. Erhebungen, welche die Tschechen vorgenommen haben, und jetzt die unter tschechischer Gewaltherrschaft durchgeführten Gemeindewahlen, führten aber zu denselben Ergebnissen. Es entfielen in Böhmen 67,34 Prozent der Stimmen auf

tschechische, 32,18 Prozent auf deutsche Kandidaten. Die österreichische Statistik von 1910 ergab 61,66 Prozent Tschechen und 36,45 Prozent Deutsche. Berücksichtigt man, dass die Deutschen aus bekannten Gründen im Kriege sehr viel schwerere Verluste erlitten haben als die Tschechen und dass die Wahlstatistik nicht vollständig ist, da in einer grossen Zahl von Gemeinden wegen Fehlens eines Wahlkampfes nicht gewählt wurde, so wird man zu der Annahme gedrängt, dass die österreichische Statistik ein getreues Spiegelbild der tatsächlich bestehenden Siedelungsverhältnisse geliefert hat.

Wenn man nun auch, wie es die Engländer tun, aus der Tatsache, dass die Tschechen der siegenden Partei — übrigens grösstenteils erst nach deren Siege — sich angeschlossen haben, die Forderung ableiten will, wo nationale Opfer zu bringen seien, müssten sie die Deutschen auf sich nehmen, so kann doch das Vorhandensein irgendwelcher unbedeutender tschechischer Minderheiten mitten im geschlossenen deutschen Sprachgebiete unmöglich die Preisgabe dieses ganzen Gebietes an die Tschechen begründen. Man kann höchstens sagen, wo an das geschlossene Sprachgebiet national gemischte Gemeinden oder Bezirke anstossen, soll, wenn man nicht die Entscheidung durch Volksabstimmung vorzieht, schon eine tschechische Minderheit von 30 Prozent genügen, um diese Gebiete der Tschechoslowakei zuzuweisen. Und man kann überdies den vom deutschen Sprachgebiete eingeschlossenen tschechischen Minderheiten weitgehenderen Minderheitsschutz sichern, als man den deutschen Minderheiten im tschechischen Gebiete gewährt. So ist z. B. schon jetzt durch die Deutschösterreich im Interesse der Wiener Tschechen auferlegten Rechte der nationalen Minderheiten ein Zustand begründet worden, den die Tschechen den Deutschböhmen nicht gewähren wollen. Man kann also dem „Siege" der Tschechen gerecht werden, ohne die Ungeheuerlichkeit zu begehen, die nordböhmischen Bezirke von Tannwald, Gablonz, Reichenberg, Friedland, Kratzau, Gabel, Niemes, Dauba, Wegstädtl, Böhmisch-Leipa, Haida, Zwickau, Warnsdorf, Rumburg, Schluckenau, Böhmisch-Kamnitz, Bensen, Tetschen, Aussig, Karbitz und Nordwestböhmen (Karlsbad,



Herrenbildnis
Nach einer Radierung von
Erich Wolfsfeld

Eger, Marienbad!) den Tschechen zu überlassen, weil in diesen Bezirken 0,01 bis 4 Prozent Tschechen leben.

Es besteht kein Zweifel, dass der englische Liberalismus, der während des Krieges begreiflicherweise ganz unter dem Einflusse einseitig tschechischer „Aufklärungen“ stand, seinen Standpunkt revidiert, sobald er erst einmal den wirklichen Stand der Dinge erfasst haben wird.

III.

Ungleich grösser sind die Schwierigkeiten, welche die französische Politik bereitet. Der Gedanke, dass das Reich trotz der Niederlage mit einer grösseren Volkszahl aus dem Kriege hervorgehen könnte als es bei dem Ausbruche des Krieges besass, scheint auch dem liberalsten und besonnensten Franzosen unerträglich zu sein. Für Frankreich war das Nationalitätenprinzip nur ein Mittel, um den stärksten Bundesgenossen Deutschlands, Oesterreich-Ungarn, zu vernichten. Nachdem dieses Ziel in einem alle Erwartungen weit übersteigenden Masse errungen ist, sucht man jetzt ein neues, unter französischem Protektorate stehendes, deutschfeindlich gesinntes Oesterreich wieder aufzubauen. Manche Franzosen wollten die Deutschösterreicher mit Süddeutschland vereinigen und sie dem preussischen Norddeutschland in die Flanke setzen. Sie sind nun wohl schon zu der Einsicht vorgedrungen, dass die Deutschen von heute, weder in Oesterreich noch in Süddeutschland, den Deutschen der Rheinbundzeit gleichen. So kommt es für sie also darauf an, die tschechische Machtsphäre nach jeder Richtung auszudehnen. Selbstverständlich werden alle Deutschen der Sudetenländer den Tschechen preisgegeben. Aber auch Deutschösterreich soll tschechischer Vasallenstaat werden. Prag soll die reiche Erbschaft Wiens antreten. Versagt man Deutschösterreich, das volkswirtschaftlich für sich nicht bestehen kann, die Vereinigung mit Deutschland, so muss es ja der tschechischen Hegemonie anheimfallen.

Natürlich muss, schon der angelsächsischen Bundesgenossen wegen, diese brutale Machtpolitik im Stile Ludwigs XIV. und Napoleons I. etwas beschönigt werden. Um die Vergewaltigung der Deutschen in Böhmen zu verhüllen, wird die Existenz der

Deutschböhmen geleugnet. Es gäbe eigentlich nur germanisierte Tschechen. Die Entdeutschung dieser Tschechen sei bereits zu einem guten Teile vollendet. „Les Allemands n'occupent plus que quelques centres miniers dans les montagnes." So schreibt Herr Yves Guyot, „ancien ministre, rédacteur en chef du Journal des Economistes", in einem weit verbreiteten Buche „Les causes et les conséquences de la guerre" (Paris 1915, S. 322). Es handelt sich also nicht um Irrtümer eines belanglosen Tagesschriftstellers. Wie früher gezeigt wurde, trifft gerade das Gegenteil zu. Die Zentren des Bergbaues sind nicht die letzten Bollwerke des Deutschtumes, sondern die gefährlichsten Vorposten der Tschechen im deutschen Sprachgebiete.

In bezug auf die Bewohner Deutschösterreichs wird kühn behauptet, dass sie keineswegs mit Deutschland vereinigt werden wollten. So schreibt René Pinon in der „Revue des deux mondes" vom 1. Juni 1919 über „La réconstruction de l'Europe Danubienne" und kann nicht Worte genug finden, um zu beweisen, dass die Deutschösterreicher mit den „Boches" gar nichts gemein hätten. Sie seien keltischen Ursprunges, ehrenhafte, starke, sympathische Stämme, nur darauf bedacht, sich unter ihren Herden und schwarzen Fichten dem Kultus ihres poetischen Katholizismus hinzugeben und ungestört von den Händeln der grossen Welt in Frieden und Eintracht das Leben zu geniessen.

Was die Deutschösterreicher wollen, ist ja sehr leicht festzustellen. Die deutschösterreichische Regierung hat stets auf dem Standpunkte gestanden, das Volk über die Frage des Anschlusses durch Abstimmung selbst entscheiden zu lassen. Warum soll also das sonst von den Franzosen so hoch gehaltene Plebiszit nicht auch hier zur Geltung kommen?

Der Kampf, den Frankreich gegen die Verwirklichung der grossdeutschen Idee führt, wird ihm dadurch sehr erleichtert, dass „grossdeutsch" mit „alldeutsch" identifiziert wird. Im einen wie im anderen Falle handele es sich um „Pangermanisme". Ob die französische Sprache nicht gestattet, die beiden Begriffe zu einem sprachlich korrekten, besonderen Ausdruck zu bringen, ob Leichtfertigkeit oder böse Absicht zugrunde liegt, jedenfalls kann, wie die Dinge dank der Tätigkeit unserer Alldeutschen liegen, die Anschlussbewegung gar nicht

schlimmer geschädigt werden, als wenn man sie als Ausfluss alldeutscher Gesinnung hinstellt. Obwohl auch die Alldeutschen für die Vereinigung mit den Deutschösterreichern eintreten, stellen alldeutsche und grossdeutsche Politik unversöhnliche Gegensätze vor.

Die alldeutsche Politik ist aus der Entartung hervorgewachsen, welcher Bismarcks grosspreussische Politik unter Wilhelm II. verfallen ist. Auch über den ausserhalb des Reiches gelegenen deutschen Siedelungsgebieten sollten die Fittiche des Hohenzollernaars schweben. Als deutsch wurden dabei freilich auch Länder angesehen, in denen lediglich die Träger der höheren Kultur, des Kapital- und Grundbesitzes dem Deutschtum angehören. Für den Alldeutschen sind deshalb Kurland, Livland und selbst Estland deutsche Länder, da ihr Adel deutschen Ursprungs ist und die Städte vor 50 oder 60 Jahren noch ganz deutsch waren. Aber 1913 hatte Riga nur noch 13 Prozent deutsche Bewohner. Im ganzen Baltikum erreicht die deutsche Bevölkerung nicht einmal 10 Prozent; trotzdem ist es für den richtigen Alldeutschen deutsches Gebiet. Dieselben Grundsätze gelten aber auch für die österreichischen Länder. Böhmen, Mähren, Krain, Südsteiermark sind deutsch, weil sich in den Städten dieser Gebiete, wenigstens vor Jahrzehnten, das mittlere und höhere Bürgertum ebenso wie der Adel auf dem Lande zum Deutschtum bekannten. Obwohl heute die Slawen in Böhmen 63 Prozent, in Mähren 71,75 Prozent, in Krain 94 Prozent ausmachen, würde der Alldeutsche diese Gebiete ohne weiteres in ihrem ganzen Umfange annektieren und nach den im deutschen Osten so glänzend bewährten hakatistischen Grundsätzen „eindeutschen“. Manche alldeutsche Politiker besitzen übrigens noch einfachere Rezepte. Man erteilt in solchen Gebieten eben nur denjenigen politische Rechte, welche sich als Deutsche bekennen. In dieser Hinsicht schwebte die Nationalitätenpolitik des magyarischen Junkertums unseren Alldeutschen stets als unübertreffliches Muster vor, die Seton-Watson, der beste Kenner dieser Verhältnisse, mit Recht als eine der grössten Infamien der letzten 50 Jahre bezeichnet hat. So haben es zehn Millionen Magyaren fertiggebracht, dass die in Ungarn wohnenden drei Millionen Rumänen und zwei Millionen

Slowaken im ungarischen Reichstage so gut wie gar nicht vertreten waren. Insofern ist die alldeutsche Politik ihrem ganzen Wesen nach notwendig antidemokratisch-imperialistische Gewaltpolitik.

Im schroffen Gegensatze zu diesen Gedankengängen bedeutet die grossdeutsche Idee gar nichts anderes als die Anerkennung des demokratischen Nationalitätenprinzips auch dort, wo es dem deutschen Volke zu statten kommt. Wo Deutsche, die dem grossen mitteleuropäischen deutschen Siedelungsgebiete angehören, selbst den Wunsch hegen, mit diesem politisch verbunden zu werden, soll ihnen der Anschluss nicht verwehrt werden dürfen. Die grossdeutsche Politik denkt also nicht daran, etwa die Deutschschweizer zum Eintritt in das Reich zu drängen, da unter diesen selbst bis jetzt nicht die mindeste Neigung zu einer Wiedervereinigung mit dem deutschen Volke besteht. Es liegt der grossdeutschen Politik vollkommen fern, die Deutschösterreicher zu „annektieren". Sehr korrekt ist der Standpunkt der grossdeutschen Politik in den „Gegenvorschlägen der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen" (Zweiter Teil II. 6) zur Geltung gebracht worden: „Deutschland hat nie die Absicht gehabt und wird sie nie haben, die deutsch-österreichische Grenze gewaltsam zu verschieben. Sollte aber die Bevölkerung Oesterreichs, dessen Geschichte und Kultur seit tausend Jahren auf das engste mit dem deutschen Stammlande verbunden ist, wünschen, den erst in jüngster Zeit durch kriegerische Entscheidung gelösten staatlichen Zusammenhang mit Deutschland wieder herbeizuführen, so kann Deutschland sich nicht verpflichten, dem Wunsche seiner deutschen Brüder in Oesterreich sich zu widersetzen, da das Selbstbestimmungsrecht der Völker allgemein und nicht lediglich zuungunsten Deutschlands gelten muss. Ein anderes Verfahren würde den Grundsätzen der Kongressrede des Präsidenten Wilson vom 11. Februar 1918 widersprechen."

Die grossdeutsche Politik ist deshalb auch frei von allen Angriffsgedanken, während alldeutsche Politiker vom Schlage Bernhardis, wie die Aerzte des 18. Jahrhunderts, alles mit Aderlässen kurieren wollen. Ist der Gegner schwach, so muss man seine Schwäche ausnutzen, erstarkt der Gegner, dann muss man

einschreiten, um ihn nicht noch stärker werden zu lassen; ist man selbst in übler Lage, muss man angreifen, um in eine bessere zu kommen. Befindet man sich in auskömmlichen Verhältnissen, muss man Kriege führen, um nicht im Wohlleben unterzugehen. Bestehen keine wirtschaftlichen Gegensätze, so kann doch die Ehre, die Würde der Fahne, den Krieg notwendig machen. Gibt es keine Konflikte in der auswärtigen Politik, so kann die Lage im Innern den Krieg empfehlen. Bietet die Gegenwart keine Veranlassung, so kann die Rücksicht auf die Zukunft den Krieg fordern. Bernhardi versteigt sich sogar zu dem Ausspruche: „Selbst wenn Friedrich der Grosse Schlesien ohne Krieg hätte bekommen können, so wäre es bedauerlich gewesen, wenn er auf die Kriegführung verzichtet hätte. Preussens Stellung hätte dann der sittlichen Werte entbehrt, welche erfochten wurden." So gesehen, gilt der Krieg als ein Universalmittel in allen Lebenslagen eines Volkes.

Die grossdeutsche Politik dagegen erstrebt einen echten Völkerbund und die friedliche Schlichtung der internationalen Streitfälle. Es gehört also kein Genie, sondern nur ein wenig guter Wille dazu, um die fundamentalen Unterschiede zwischen grossdeutscher und alldeutscher Politik zu erfassen.

IV.

Am 28. Oktober 1918 ist die Konstituierung des Staates Deutschösterreich erfolgt, der für sich alle in Westösterreich gelegenen deutschen Siedelungsgebiete in Anspruch nahm. Die Deutschen Südböhmens und Südmährens sollten an Ober- und Niederösterreich angeschlossen, die übrigen Deutschen der Sudetenländer in den Provinzen „Deutschböhmen" und „Sudetenland" vereinigt werden. Hier wie dort wurden entsprechende Landesregierungen und -versammlungen eingesetzt. Am 12. November erklärte die deutschösterreichische Nationalversammlung Deutschösterreich zur Republik und zu einem Bestandteile der grossdeutschen Volksrepublik. Am 13. November teilte der Leiter des deutschösterreichischen Staatsamtes des Aeussern, Dr. Otto Bauer, dem Volksbeauftragten Haase diesen Beschluss mit. Vier Tage später sandte Haase im Namen der Volksbeauftragten eine ausweichende Antwort nach Wien.

Um die verstimmende Wirkung einigermassen abzuschwächen, schrieb am 18. November die „Deutsche Allgemeine Zeitung“: Selbstverständlich würde der Anschluss Deutschösterreichs in ganz Deutschland mit Freuden begrüsst werden. Aber die deutsche Regierung müsse gegenwärtig bei allen staatsrechtlichen Erklärungen Rücksicht auf die Entente nehmen.

Das liessen sich die Tschechen und Polen nicht zweimal sagen. Schon in der zweiten Hälfte November beginnt der Vormarsch der Tschechen nach Deutschböhmen und Sudetenland. Am 7. Dezember wird Teplitz, das zur Hauptstadt Deutschböhmens erklärt worden war, besetzt. Die deutschböhmische Landesregierung, ohne Artillerie und andere militärische Machtmittel, muss das Land verlassen.

Auch die Volksbeauftragten in Berlin wagten es nicht, der tschechischen Invasion in Gebiete, die sich als Bestandteile der grossdeutschen Volksrepublik ansahen, mit bewaffneter Macht entgegenzutreten. Die Tschechen waren als ein Teil der alliierten Streitmächte einmarschiert unter Berufung darauf, dass die Waffenstillstandsbedingungen vom 3. November den Alliierten das Recht verliehen, strategisch wichtige Punkte des alten Oesterreich zu besetzen. Völkerrechtlich wurde die tschechische Invasion somit als Okkupation durch eine feindliche Macht konstruiert. Tatsächlich gingen die Tschechen aber so vor, als ob Land und Leute ihnen bereits endgültig zugesprochen worden wären. Sie bezeichneten alle Bemühungen der Deutschböhmen, über ihre politische Zukunft selbst zu bestimmen, einfach als Hochverrat, erpressten von den deutschen Beamten einen Treueid für den tschechoslowakischen Staat und zogen Deutsche zum Militärdienst ein, während doch die Ententemächte selbst in Noten an Deutschösterreich erklärten, dass die Grenzfragen nur durch den Friedenskongress geregelt werden könnten.

Führende Persönlichkeiten der deutschen Politik (Solf, Brockdorff-Rantzau, Ebert, Scheidemann, die leitenden Männer aller Parteiorganisationen), massgebende Organe der Tagespresse, zahlreiche öffentliche Versammlungen haben zwar immer und immer wieder gegen die Unterdrückung des Selbstbestimmungsrechts der Deutschösterreicher entschiedene Verwahrungen eingelegt, man hat den deutschösterreichischen

Gesandten als Gast zur Mitwirkung in dem Staatenausschuss herangezogen, aber unter dem bleiernen Drucke der Niederlage und der schweren inneren Kämpfe ist eine Volksbewegung grossen Stils zugunsten der grossdeutschen Ideale doch nicht in Fluss gekommen. Dazu trat, dass man sich in weiten Kreisen von den territorialen Zugeständnissen, die man mit der Annahme der 14 Punkte bereits gemacht hatte, eine irrige Vorstellung bildete. Man glaubte noch Gebiete retten zu können, die unwiderruflich verloren waren. Ja hie und da tauchte sogar der Plan auf, durch den Verzicht auf Deutschösterreich einen wesentlichen Teil der von den Polen beanspruchten Gebiete zu behalten.

Die Versailler Friedensbedingungen haben diese Illusionen zerstört. Der Anschluss Deutschösterreichs ist von der Zustimmung des Völkerbundes, d. h., da Einstimmigkeit erforderlich sein würde, von der Zustimmung Frankreichs abhängig gemacht worden und die Tschechoslowakei behält nicht nur die historischen Grenzen gegenüber Deutschland, sondern darf noch zwei oberschlesische Kreise mit einer erheblichen Zahl deutscher Bewohner für sich beanspruchen.

Noch härter als für Deutschland sind die Friedensbedingungen für Deutschösterreich formuliert worden. Ob bei den Verhandlungen, die zu gewissen Milderungen geführt haben, von Deutschösterreich noch besondere Versprechungen, auf den Anschluss unter allen Umständen zu verzichten, erpresst worden sind, entzieht sich der Beurteilung. Jedenfalls hat es der österreichische Staatssekretär des Aeusseren Bauer für richtig gehalten, sein Amt am 25. Juli niederzulegen, da die von ihm vertretene Anschlusspolitik zunächst erfolglos geblieben ist. Damit hat das erste Kapitel unserer grossdeutschen Politik einen traurigen Abschluss gefunden.

V.

War diese Politik, angesichts der durch unseren militärischen Zusammenbruch eingetretenen Machtverschiebungen, von vornherein zum Scheitern verurteilt? Hätte eine andere Diplomatie Besseres erreichen können? Es hat nicht an warnenden Stimmen wie auch Ratschlägen gefehlt, man solle mit den

Anschlussabsichten erst nach dem Abschlusse des Friedens hervortreten.

Konnte man die Anschlussidee überhaupt unterdrücken? Im November glaubte man, bei uns und in Oesterreich, doch noch fest an die Einhaltung der Zusagen, welche die Entente mit der Annahme der 14 Punkte gegeben hatte. Wer mochte damit rechnen, dass die Entente, die jahrelang für die Unverbrüchlichkeit und Heiligkeit internationaler Verträge gekämpft haben wollte, sich nun plötzlich de facto auf den Boden der berüchtigten völkerrechtlichen Lehre von der clausula rebus sic stantibus stellen würde?

Und wenn man in Oesterreich und bei uns von dem Anschluss nicht gesprochen hätte, kein Politiker der Entente hätte je geglaubt, dass der Anschluss nicht beabsichtigt sei. Die ganze, sehr erhebliche Ententeliteratur über die Auflösung Oesterreich-Ungarns hatte die Einbeziehung der Deutschösterreicher stets als eine so wichtige Frage behandelt, dass Frankreich auf alle Fälle sich gegen den ihm unerwünschten Anschluss ausreichend gesichert haben würde. Wir hätten nun wieder die bekannte hinterhältige Politik des ancien régime getrieben, mit dem einzigen Erfolge, dass man uns verachtet und der Unverbesserlichkeit geziehen haben würde.

Hat uns die Anschlusspolitik bis jetzt auch noch keine realen Erfolge beschert, so doch einen unvergänglichen ideellen Gewinn.

Es war eine grosse, für die Entwicklung unseres Nationalbewusstseins unschätzbare Tat, dass die Deutschösterreicher trotz aller nicht unberechtigten Verstimmungen, die die Kriegspolitik unserer Obersten Heeresleitung bei ihnen erzeugt hatte, trotz des fürchterlichsten Niederganges der deutschen Macht ein einmütiges, offenes, tapferes Bekenntnis für ihre untrennbare Schicksalsgemeinschaft mit dem ganzen deutschen Volke abgelegt haben.

Der Anschlussgedanke ist nicht tot, er ruht nur und wird über kurz oder lang eine glorreiche Auferstehung feiern. Der Imperialismus der Entente hat sich in Versailles und St. Germain zu Tode gesiegt. Alle moralischen Energien, die vor und während des Krieges als Bundesgenossen der Entente gewirkt

haben, stehen heute auf unserer Seite. Es gibt für uns nur eine furchtbare Gefahr: der Rückfall in die alte Machtpolitik. Wir haben durch die Tat zu beweisen, ob es uns mit der Bekehrung zu Demokratie und Pazifismus heiliger Ernst ist oder ob wir in dem Bekenntnis zu den 14 Punkten nur ein taktisches Manöver erblicken, das uns als Fallschirm bei unserem Niedergange retten sollte und das, nachdem es den beabsichtigten Erfolg zunächst nicht erzielt hat, wenigstens innerlich bald wieder zum alten Eisen geworfen werden kann.

Schwarz-Rot-Gold ist das Symbol des neuen Geistes, der uns mit den Besten aller Völker verbinden soll, und nur in diesem Zeichen werden unsere berechtigten grossdeutschen Ideale siegen![1])

---

[1]) In ausführlicher Weise habe ich mich über die Wiedergeburt der grossdeutschen Idee in einem soeben bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen Buche „Deutschland und Deutschösterreich" ausgesprochen.

Wasserfahrt.

Von Sigurd Kaiser.

Dieses Gewölk aufquellend. Gegen Norden
senkt sich gelb der Tag. Im Aehrenfelde
ist das Blut des Mohns noch röter geworden.
Und ein Stern liegt silbern in der Schelde.

Fährt ein Boot stromabwärts über Wasser.
Ruhen unsere Ruder, tropfend unterm Glimmen
dieses Abendlichts, drin schärfer und blasser
Septemberkrähen in schiefen Zügen schwimmen.

Sehe nun, da alle Grenzen rücken
und das Licht ins dunstige Dunkel rinnt,
tief zurückgelehnt in Schmerz und Entzücken,
dich wie ein gelbes Segel im Meereswind,

Ach, wie eine verspätete Schwalbe schiessen
über die Rebenhügel ins dämmernde Land.
Und ein Rauch steht über den fahlen Wiesen.
Und der Kiel läuft singend auf den Sand.

Veraltete Wirtschaftsbegriffe

Von Leo Jolles

er Krieg hat an die Stelle des Wertbegriffes die Zahl gesetzt. Je mehr die alten Werte verschwanden, desto grösser wurden die Zahlen. Sie drängten sich immer weiter vor und füllten schliesslich den ganzen Raum aus, der sonst vom Wirtschaftskapital, von Handel, Industrie, Schiffahrt besetzt war. Die Zahlen schwollen zu Milliarden an und steigerten den Begriff der Wertlosigkeit beinahe ins Unendliche. Die Nationalökonomie, die der Krieg entdeckte und entwickelte, ist die Lehre vom Unwert, die Entwicklungsgeschichte der Null. Ein bedeutender italienischer Mathematiker schrieb ein Buch über transzendentale, übersinnliche Zahlen. Seine Deduktionen, so scharfsinnig sie sein mögen, sind durch die Praxis in den Schatten gestellt worden. Die Umwandlung von Wirtschaftsgütern, von Eisen, Kohle, Stahl, Wolle, Kupfer, Maschinen, Eisenbahnen, Fabriken in Zahlen, wie sie sich während des Krieges vollzog, ist der riesigste Entwertungsprozess, den die Geschichte je erlebt hat, und zugleich das furchtbarste Paradoxon, das ein menschliches Hirn hätte ausklügeln können: die Null ausgedrückt in Milliardenziffern.

Die Menschheit müsse sich daran gewöhnen, mit Milliarden zu rechnen. Das wurde den Leuten eingetrichtert, damit sie vor der Grösse, der Riesenhaftigkeit der Summen, die der Krieg verschlang, nicht in den Abgrund des Zweifels versänken. Und dann hatte man sich daran gewöhnt, hundert Milliarden als einen Pappenstiel anzusehen, und alle Scheu vor dem gigantischen

Einmaleins verloren. Diese Erfahrung konnte man sehr leicht machen. Man hörte zum Beispiel die ruhige Frage: „Fordern die Franzosen hundert Millionen oder hundert Milliarden von uns?“ Ganz so, als wenn einer fragte: „Kostet das Pfund Butter zehn oder zwanzig Mark?“ Die Beschäftigung mit neun- und zehnstelligen Zahlen stumpft ab. Und nie zuvor mussten die Menschen sich so oft mit Riesensummen abgeben, wie seit dem 1. August 1914. Das Verständnis für die Zahl an sich hat zugenommen; die Erkenntnis des Wertes hat sich verringert. Weil es überhaupt keinen Normalwert mehr gibt. Der ist aus dem Bereich der Wirtschaft verschwunden. Früher hatte man Inlandspreise, Weltmarktpreise, Börsenkurse; man hatte das Gold als Massstab für den Wert einer Sache; die Gegenüberstellung eines, weder vom Unsinn noch vom Verbrechen abhängenden, Verhältnisses von Angebot und Nachfrage. Heute hat man Gold, das nicht da ist und durch Seltenheit einen märchenhaften Ueberwert erreichte. Einen ins Phantastische verzerrten Gradmesser, der sich weiter und weiter ins Unerreichbare reckt, je dünner er wird. Einen Inlandspreis, der teils vom Staat, teils vom Wucher bestimmt wird. Einen Weltmarkt, auf dem es nur noch Handelsmonopole, keinen freien Wettbewerb mehr gibt.

Wenn es gelänge, die Goldproduktion zu verhundertfachen — was natürlich nicht möglich ist —, würde eine Senkung des Warenpreises einsetzen, weil das Gold als Zahlungsmittel wieder an seinen alten Platz rücken und die Minderwertigkeit des Papiergeldes einschränken würde. Das käme ganz von selbst, da die Goldwährung durch den Krieg nur unterbrochen, nicht beseitigt worden ist. Ihre Gegner haben sich bemüht, ihr Ende zu verkünden und etwas Neues an ihre Stelle zu setzen. Aber sie hat alle Anstrengungen überdauert und ist geblieben, was sie war. Sie ist noch da, wenn auch die Banken ihre Noten nicht in Gold einlösen. Und kein Staat hat erklärt, dass die Einlösungspflicht für immer aufgehoben sein soll. Aber selbst wenn das geschehen sollte, so würde das Gold seine alte Eigenschaft als Währungsmetall behalten, weil eine Wiederherstellung des zerstörten Wertbegriffes nur dadurch möglich ist, dass an die Stelle uferloser Zahlen die greifbare Grösse einer,

aller Welt bekannten, Werteinheit tritt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen für die unverwundbare Bedeutung des Goldes, sei die Verordnung genannt, dass die Zölle, die an Deutschland zu entrichten sind, in Gold gezahlt werden müssen. Diese Bestimmung war der erste Versuch, den Deutschland unternahm, sich aus dem Meer von Papier auf die Goldklippe zu retten.

Als der Krieg sich zu einem immer gefährlicheren Verzehrer von Wirtschaftskapital entwickelte, sagte man, dass der Staat am längsten aushalten könne, der am stärksten produziere. Der grösste Besitz von Verbrauchsgütern sicherte die Ueberlegenheit. Dem Gold wurde die volkswirtschaftliche Bedeutung abgesprochen. Namentlich im blockierten Gebiet, dem durch die Absperrung von den Märkten des Auslandes die Möglichkeiten des Eintausches von Gold gegen Ware sehr beschränkt worden waren. Hätte Deutschland so viel Gold gehabt, wie es Papiergeld fabrizierte, wäre es trotzdem verhungert, wenn ihm sein Gold nicht das Tor zu einer riesigen Vorratskammer hätte aufschliessen können. Das wäre nicht möglich gewesen, da die feindlichen Länder um so sicherer in den Besitz des deutschen Goldes gelangt wären, je weniger sie ihm Zutritt zu ihren Märkten gestatteten. Der reichste Nibelungenhort hätte das belagerte Deutschland nicht retten können. Aber das besiegte Deutschland konnte er heilen. Leider hat es einen solchen Nibelungenhort nicht gegeben; und wir müssen uns begnügen, theoretisch festzustellen, dass das Verhältnis des Goldes zu den Wirtschaftsgütern eine neue Bedeutung gewonnen hat, seitdem der Krieg zu Ende gegangen ist. Deutschland muss versuchen, zum Gold wieder Beziehungen zu gewinnen, die es ihm ermöglichen, das Gold allmählich auf das Niveau hinunterzudrücken, auf dem es sich vor dem Kriege befunden hat. Dann kann die ruhende Goldwährung von neuem in Kraft gesetzt werden. Und nun entsteht die Frage, wie schlägt man die Brücke von der Gegenwart zur Zukunft?

Gibt es ein Mittel, um das fehlende Gold in seinem Verhältnis zur Gewinnung von Verbrauchsgütern zu ersetzen? Ein Ersatzgold? Es gibt nur eines: die Arbeit, die Güter hervorbringt. Denn für Deutschland gilt noch immer die Lehre des Krieges: „Wahre deine Unabhängigkeit durch Steigerung deiner

Produktion. Du bist nicht in der Lage, Güter einzukaufen, weil du kein Zahlungsmittel hast, das in einem annehmbaren Verhältnis zur Ware steht. Also bleibt dir, nur übrig, selbst zu produzieren, um dich aus eigenen Quellen versorgen zu können und Güter zu gewinnen, die du gegen fremde Güter eintauschen kannst." Nur so wird es möglich sein, dem Papiergeld, dem einzigen Umlaufsmittel, das Deutschland noch zur Verfügung hat, die Eigenschaften wiederzugewinnen, die es zum internationalen Währungsgeld machen. Die Arbeit muss sich durchzusetzen suchen, um den gleichen Kredit zu erlangen, den das Gold von sich aus hat. Nur so kann der Mangel an Gold ausgeglichen werden. Das wird nicht leicht sein, weil sich im Bereich der Arbeit eine Ueberschätzung des Geldbesitzes eingestellt hat. Auf die sind letzten Endes alle Streiks, die wir seit Deutschlands Umsturz erlebten, zurückzuführen. Der Arbeiter will einen möglichst grossen Haufen papierner Zettel haben, weil er glaubt, sich damit die Glückseligkeit erkaufen zu können. Dieser Irrglaube ist durch die allgemeine Not entstanden. Das Leben ist ein Luxusartikel geworden. In Geldbeträgen ausgedrückt, stellt das Menschenleben ein drei- bis viermal so grosses Kapital wie vor dem Kriege dar. Es soll aber kein totes Kapital sein, was an sich schon ein Widerspruch zu dem genannten Wertobjekt wäre, und deshalb müsste das grössere Kapital auch grössere Zinsen abwerfen. Da zeigt sich nun der Knick in der Linie der Gedanken. Er befindet sich an der Stelle, wo die Produktivität des Kapitals stehen sollte, die Fruchtbarkeit, die durch Arbeit gewonnen wird. Häufung zinsloser Geldzettel bedeutet Unfruchtbarkeit. Das ist der Standpunkt, der sich aus dem Verhalten der Arbeiter ergibt. Der höhere Lohn an sich ist nur eine Summierung von Papiergeld. Er gewinnt erst dann volkswirtschaftliche Bedeutung, wenn er aus höherem Arbeitsertrag fliesst. Wird es möglich sein, die Erkenntnis von dem Aberglauben an den absoluten Wert eines Hundertmarkscheines zu befreien und dahin zu lenken, dass sie zwischen der fabrikmässigen Arbeit der Notenpresse und dem wirtschaftlichen Schaffen des Arbeiters und der Maschine unterscheiden lernt? Der Erfolg wäre sicherer, wenn man die Suggestion vertilgen könnte, die von der Milliardenziffer aus-

geht. Die Luft ist angefüllt mit riesigen Zahlen, und die Phantasie gibt sich ungezügelt märchenhaften Vorstellungen hin, weil der Krieg die Disziplin des Rechnens beseitigt hat. So ist es gekommen, dass die neue Zeit mit einer Sucht nach Geldzetteln begann, statt dass sie mit fruchtbarer Arbeit angefangen hätte. Und es macht einen groteskkomischen Eindruck, wie hart nebeneinander die bis zum Assignatenwesen gesteigerte Entwertung des Papiergeldes und das eifrige Streben nach dem Besitz dieses Geldes stehen.

Man hätte den Versuch machen sollen, weite Strecken Landes dem Arbeiter zur Bebauung zu geben, damit er, zunächst für sich, später für einen grösseren Kreis von Menschen, den Unterhalt schaffe. Der Boden macht frei, da er dem Menschen alles liefert, was er zum Leben braucht. Und die Bearbeitung des Landes wäre die Arbeit gewesen, die am raschesten hätte ins Werk gesetzt werden können, weil die notwendigen Maschinen und Geräte, die Arbeitstiere und Düngestoffe, vorhanden gewesen wären. Das Volk hätte sofort angefangen zu arbeiten und wäre mit den schlimmen Zeiten, unter denen die Zukunft steht, fertig geworden. Denn es hätte gewusst, dass es auf der Scholle nicht für die Feinde, sondern für sich arbeitete. Hätte man den Versuch der Landverteilung gemacht, so würde man gesehen haben, was stärker gewesen wäre: der Trieb nach der Lohnerhöhung ohne Gegenleistung, das Verlangen nach dem entwerteten Papiergeld, oder die Einsicht, dass ein rascher Uebergang zur Produktivität, durch Aufnahme der zuerst möglichen primitiven Arbeit, die Rettung vor dem Untergang bedeuten würde. Die Probe ist nicht angestellt worden, und so blieb vielleicht die Enttäuschung über eine falsche Wahl erspart. Die Gewinnung fruchtbaren Bodens, die Befreiung von fremder Nahrungsmittelzufuhr hätte die wichtigste Aufgabe im ersten Lebensabschnitt nach dem Kriege sein sollen. Deutschland hat eine seiner reichsten Kornkammern, ein wertvolles Stück vom Lande östlich der Elbe, verloren; und es ist nicht sicher, dass Kanada, Argentinien, Australien mit ihren Bodenschätzen den Verlust für Deutschland ausgleichen können. Die rasche Wiedereinsetzung der Landwirtschaft zum ersten Produzenten des Reiches hätte es

gekonnt, wenn die Arbeit gleich zu ihrem Recht gekommen wäre. Dann hätte auch verhindert werden können, dass eine Kohlennot entstand. Die ist das Alpha und Omega des wirtschaftlichen Elends; denn ohne Kohle gibt es weder Bewegung noch Wärme, es fehlen also die beiden wichtigsten Triebkräfte des organischen Lebens im Arbeitsbereich. Der Verlust, den Deutschland durch die Okkupation der Saar und durch das unsichere Schicksal Oberschlesiens erleidet, ist nicht so gross wie die Einbusse, die das langsame Sterben der Ruhrzechen gebracht hat. Es war nicht nur böser Wille von Spartakus, der eines der reichsten Zechengebiete der Welt unfruchtbar machte, sondern zum grossen Teil war es die allgemeine Not. Es gab keine oder nicht genug Wohnungen für die Bergleute. Um die Zahl der schaffenden Hände zu vermehren, hätte man Unterkunftsstätten haben müssen. Der Bergmann darf über Tag keine Not leiden, damit ihm das Leben in der Finsternis erträglich wird. Und diese einfache Forderung konnte nicht erfüllt werden. Es entstand eine der gefährlichsten Krisen, welche Deutschland je durchgemacht hat: das unlösbare Kohlenproblem. Die Sozialisierung des Kohlenbergbaues, das heisst die Erhebung der Kohle zum Gemeingut, ihre Befreiung von den geschäftlichen Kombinationen des Unternehmers, bietet noch keine Gewähr dafür, dass genügende Mengen Kohle zutage gefördert werden. Deutschland musste lächerlich grosse Verpflichtungen von Kohlenlieferungen an die Franzosen und Belgier übernehmen. Verpflichtungen, die nur noch soviel Kohle übriglassen würden, dass man im eigenen Lande den vierten Teil seines Bedarfs decken könnte. Und niemand weiss, ob es möglich sein wird, gleichzeitig für den eigenen Verbrauch und für den Riesenhunger der ehemaligen Feinde zu sorgen.

Wenn es an realen Stützen für die Erkenntnis fehlt, so lehnt man sich gern an Schlagwörter. Im Kriege gab es viele solcher bequemen Polster, die zwar nur mit Papier gestopft waren, aber dennoch ihren Dienst versahen. Einen der beliebtesten Ruhesitze bildete das Wort „Organisation". Das sorgte ebensogut für die Siegeszuversicht wie für die Gründung von Kriegsgesellschaften. Und es gab keine Kriegsbetrachtung mehr, in der nicht zum Schluss auf den Segen der Organisation ver-

wiesen wurde. Hoffentlich hat das Wort „Sozialisierung“ nicht den Zweck, die kriegerische Tätigkeit der „Organisation“ im Frieden fortzusetzen. Es wird schon sehr viel von „Sozialisierung“ gesprochen. Manche denken sich darunter den in die Praxis überzuleitenden kommunistischen Eigentumsbegriff und sind enttäuscht, wenn sie hören, dass zunächst nur das Reich Besitz ergreift, um als Verwalter zum Besten seiner Angehörigen zu amtieren. Also keine Sozialisierung nach den Methoden von Lenin und Trotzki, die in überraschend kurzer Zeit alles produktive Leben erstickt haben. Eine Aufteilung wichtiger Wirtschaftsgüter, wie Kohle, Kali, Erze, Elektrizität, erfolgt nicht, nur eine „Vergesellschaftung“, wie man so schön sagt. Und im besten Fall, wenn überhaupt, entstehen sogenannte „gemeinwirtschaftliche“ Unternehmungen, die es vor dem Kriege, besonders in der Elektroindustrie, schon gab. Dann arbeiten Reich oder Staat oder Gemeinde mit dem Privatkapital zusammen. Die Linie der Entwicklung verläuft aber fast überall schon weit hinter dem Grenzstrich, auf dem die gemischte Wirtschaft steht. Elektrischer Strom, Kohle, Wasserkraft sollen von den öffentlichen Körperschaften verwaltet und dem privaten Einfluss entzogen werden. Das Reich will die Energiequellen selbst ausbeuten, um ihre Kräfte zu verteilen. Damit wird eine alte Forderung der demokratischen Volkswirtschaft erfüllt. Und es wird sich zeigen, ob der Konsument dabei besser fährt, als er sich unter dem alten Regime gestanden hat.

Das Reich hat ungeheure Schulden abzutragen, kann also in der Ausbeutung und Verwertung von Naturkräften und Naturschätzen nicht sehr freigebig sein. Da entsteht die Gefahr, dass die Ertragfähigkeit von Kohle, Wasserkraft, elektrischem Strom in ein Verhältnis zur Grösse des Schuldendienstes gebracht werden muss, dessen letzte Folgen der Verbraucher zu tragen hat. Vielleicht erinnert man sich, dass in den guten alten Zeiten der Staat als Bergwerkbesitzer den „Kohlenbaronen“ in der Preispolitik mit gutem Beispiel voranging. Damals klagte die Menschheit auch über das Saargebiet. Nur war die Vergewaltigung, die ehedem Anlass zum Klagen gab, an den heutigen Ursachen gemessen, eine harmlose Sache.

Vor Zeiten genoss der Staat nicht das Vertrauen, ein guter Verwalter industriellen Besitzes zu sein. Er war zu fiskalisch. Der bureaukratischen Weltanschauung fehlte die Beweglichkeit, die den Kaufmannsgeist auszeichnet. Und ohne das Ingenium ist ein tüchtiger Geschäftsmann nicht zu denken. Dafür brachte der Fiskus die pupillarische Sicherheit. Er machte nur Schulden, wenn er unbedingt musste, liess die ausserordentlichen Etats nicht gigantische Grössenmasse annehmen und vermied es, auf Spekulation Gelder flüssig zu machen. Der Finanzmann tadelte diese veraltete Methode der Bilanzierung. Ihm schien es richtiger, die Einnahmen nicht immer wieder ins Geschäft zu stecken, sondern ausserordentliche Ausgaben durch Anleihen zu decken. Das ist alles einmal gewesen. Deutschland hat heute, vom Reich angefangen bis zum letzten Kaufmann und Rentner (diese Gattung ist auf den Aussterbeetat gesetzt) keine Bilanzfreiheit mehr. „Klarheit und Wahrheit" sind durch die Besitzlosigkeit sichergestellte Grössen. Aber die Freiheit ist nur ein leerer Wahn. Und so kann das Reich als Grossindustrieller sich kaum eines breiteren Rahmens bedienen, als der ist, den der Friedensvertrag vorgezeichnet hat. Trotzdem ist die Revolutionierung, die das Reich zum Retter der Volkswirtschaft machte, nichts anderes als eine Entschleierung von Eigenschaften, die vorher, aus Klugheit, Bescheidenheit, Bequemlichkeit oder aus Mangel an Vertrauen, geleugnet worden waren. Man hat keine Zeit mehr, Erörterungen anzustellen. Es geht nicht mehr, dass man erst untersuche, ob eine Uebernahme der Privatwirtschaft durch das Reich möglich und nützlich sein wird. Sie ist es als Gebot der Stunde, und das schlimmste, was dagegen vorzubringen ist, lautet: „Schlimmer kann's nicht werden, weil der Gipfel des Schlimmen erreicht ist." Und warum sollte im Bereich der Industrie nicht möglich sein, was bei den Eisenbahnen nicht zum Nachteil ausschlug. Die verflossene K. P. E. V. (Königlich Preussische Eisenbahnverwaltung) durfte sich mit ihrer Rente sehen lassen. Die Eisenbahnen waren das beste Aktivum in der Bilanz des preussischen Finanzministers und standen zudem niedrig zu Buch. Verglichen mit dem grössten privaten Eisenbahnsystem, der amerikanischen Pennsylvaniabahn, waren sie nicht der schlechtere Faktor. Andere Staats-

bahnen, die bayerischen und die sächsischen, rentierten sich schlecht. Das lag aber nicht an der Staatlichkeit, sondern an einer zu freigebigen Behandlung der Anlagen (Bahnhofsbauten) und nachteiligen Konkurrenzlinien. Preussen lag eben im dichtesten Netz und konnte Passagiere und Güter in grossen Massen für sich einfangen. Der Staatsbetrieb der Eisenbahnen ist fast in allen Ländern das geltende System geworden, weil die Hauptverkehrswege des Landes nicht dazu dienen sollten, Objekt der Ausbeutung privater Unternehmer zu sein. Bei der Schiffahrt lagen andere Bedingungen vor. Die „Freiheit der Meere“, die es vorläufig nicht mehr gibt, wäre ein Widerspruch gegen die Geltendmachung der Staatshoheit gewesen. Eine königlich preussische oder kaiserlich deutsche Handelsmarine, als staatlich betriebenes Schiffahrtsunternehmen, hätte allen ausländischen Privatreedereien gegenüber ein diplomatisches Uebergewicht besessen, das ihrer Existenz sehr bald ein Ende gemacht haben würde. Oder es hätte nur Staatsreedereien geben dürfen.

Der Gegensatz zwischen Eisenbahn und Schiffahrt bei der Frage der Verstaatlichung zeigt die Grenzen, die dem Staat als treibender Kraft in der Volkswirtschaft gezogen sind. Was in der Industrie, in der Verwertung und Verteilung von Rohstoffen und Energiequellen möglich ist, würde im Handel, besonders im Welthandel, bedeutende Schwierigkeiten hervorrufen. Hier ist die sogenannte Privatinitiative Trägerin eines Monopols. Auch im Bereich der Industrie darf sie darauf hinweisen, dass die Weite der Entwicklung ein Mass für die Grösse ihrer Leistung darstellt. Jedes Unternehmen trägt ein Risiko. Es gibt nichts, was mit Chancen von hundert Prozent ausgestattet ist. Ein unbedingter Erfolg ist ein Faktor, mit dem das Geschäftsleben nicht rechnen kann. Wohl spricht man davon, dass in dem oder jenem Falle der Erfolg „absolut sicher“ sei. Aber diese Ansicht lässt sich nur aussprechen, nicht beweisen. Die Gefahr muss immer in die Rechnung eingestellt werden, und das konnte der private Unternehmer leichter als der Staat. Bei dem ist die Verantwortung aus tausend Rücksichten zusammengesetzt, so dass Wagemut kein für den Staat verwendbarer Begriff sein durfte. Der Kaufmann muss wagen, sonst bleibt er in den Bedenklichkeiten stecken und wird überrannt.

Der Staat kann an die Stelle des Wagemutes seine Hoheit setzen, das heisst an die Stelle des Spekulierens um den Gewinn die Sicherheit. Man vergleiche den leicht funktionierenden Apparat eines grossen Industriewerkes mit der schwerfälligen Maschinerie eines Staatsbetriebes. Der Unterschied ist jedem Auge sichtbar. Deshalb gab es auch niemals ernsthaften Streit darüber, ob die Staats- oder die Privatwirtschaft den Erfolg der deutschen Volkswirtschaft gemacht hat. Deutschland ist ein Arbeitsstaat ersten Ranges geworden durch die Tüchtigkeit seiner Kaufleute, Fabrikanten, Techniker, die sich auf dem Weltmarkt einen Platz eroberten. Wurde der Staat angerufen, so geschah es nur, um Ausschweifungen des Unternehmers abzuschneiden. Um zu verhindern, dass wichtige Verbrauchsgüter zu Gegenständen eines Monopols und zu Objekten der Verteuerung wurden. So geschah es zuerst mit dem Kali, diesem Rohstoff, der Deutschland ein Weltmonopol verschafft hat, und der zugleich das Opfer wilder Spekulationen wurde. Später wurde die Kohle unter eine gewisse Kontrolle des Staates gestellt. Und zum Dritten kam der elektrische Strom in den Kreis der staatlich zu behandelnden Energiequellen. Ueberall waren es nur Anfänge, die dem Privatbesitz den Haupteinfluss liessen. Vor dem Kriege hatte man noch Zeit, Versuche zu machen. Heute muss die Diktatur des Staates in der Volkswirtschaft als ehernes Gesetz hingenommen werden. Zum Glück mit der Sicherung, die eine unvertilgbare Disziplin wirtschaftlichen Denkens dem Deutschen gibt. In Russland fing die „Sozialisierung" der Volkswirtschaft damit an, dass man die Fabriken den Arbeitern auslieferte, die sie ruinierten. Und die Sozialisierung endet damit, dass man die alten Direktoren und Techniker zurückruft und ihnen Riesengehälter zahlt, damit sie die heruntergewirtschafteten Betriebe wieder in Ordnung bringen. Die Gefahr eines solchen circulus vitiosus besteht nur dann, wenn der kenntnisreiche Unternehmer gewaltsam entfernt und durch den Arbeiter ersetzt wird, dessen ganze wirtschaftliche Erkenntnis darin besteht, möglichst hohe Einnahmen aus dem Betriebe zu ziehen, ohne für die ständige Ergänzung des Betriebskapitals zu sorgen. Das Schlagwort „Dividendenschluckerei", das im Kampf gegen den Kapitalismus die Hauptrolle gespielt hat, rächt

sich an seinen Erfindern, sobald diese sich selbst zu Dividendenschluckern machen wollen. Der Kapitalismus stellt eine Summe von Leistung, Gewinn und Vermögen dar. Ohne die Leistung sind die beiden anderen Eigenschaften unerreichbar. Die drei Komponenten gehören zusammen. Wer diese Zusammengehörigkeit übersieht oder missachtet, muss den Fehler schwer büssen. Die Umwandlung der Volkswirtschaft, die sich in Deutschland vollzieht, hat den Vorteil für sich, dass sie sich auf einen Vergleich mit Fehlern, die andere begangen haben, stützen kann. Wenn es trotzdem nicht gelingen sollte, nützliche Folgerungen zu ziehen, so müsste man das ganze System revidieren, vorausgesetzt, dass es dann nicht zu spät ist.

Das Reich will die Umwandlung des Wirtschaftskapitals zum Allgemeingut durchführen. Das soll aber nicht das Endziel der Sozialisierung sein. So sagt man wenigstens. Und die Weite der Perspektive, die schon jetzt gezeigt wird, könnte Bedenken erwecken. In den siegreichen Ländern will man von einer Uebertragung der Staatshoheit auf das Gebiet der Naturprodukte noch nicht viel wissen. Nur in Italien wird von der Möglichkeit eines solchen Umwandlungsprozesses gesprochen. Also überall da, wo die Not am höchsten ist. Wo die Fesseln des Mangels und die Kette der Abhängigkeit drücken. Um nicht in die Sklaverei der Rohstoffe zu geraten, zieht man die Herrschaft des Staates vor. Gegen Notprodukte pflegt man misstrauisch zu sein; und im konkreten Fall ist die Frage, wie ein sozialisiertes Deutschland sich in die Weltwirtschaft einfügen wird, nicht leicht zu beantworten. Man könnte sich denken, dass am Schluss einer Neugestaltung der Wirtschaftssysteme die Leitung des gesamten Weltgetriebes in den Händen des Völkerbundes sein wird. Der Völkerbund als Zentrale der Weltwirtschaft. Das wäre ein Ergebnis, dem mancher Zweifel geopfert werden könnte. Nur setzt es eben voraus, dass ein Entwicklungsprozess durchgemacht ist, dem jetzt nur die Notleidenden unterworfen sind, der sich aber später allen Staaten mitgeteilt haben müsste. Wie werden sich jedoch die Dinge gestalten, solange die „Sozialisierung" Einzelerscheinung bleibt? Während des Krieges ist das Wort niemals gebraucht worden. Da sprach man von „geschlossenem Handelsstaat". Der war die Folge der

Blockade im Kriege; die Sozialisierung ist die Folge der Blockade nach dem Kriege. Im Zweck stimmen beide Resultate des Zwanges überein. Hier wie dort ist eine Isolierung die Voraussetzung, aus der sich die Notwendigkeit ergibt, die produktiven Kräfte zur äussersten Ergiebigkeit zu bringen. Man muss das Letzte herausholen, damit man vor dem Letzten bewahrt bleibt. Der geschlossene Handelsstaat wirkte als Begriff nicht so aufreizend wie die Sozialisierung. Bei ihm stach das Wirtschaftliche hervor, während bei dem andern Wesen das Soziale die Kennmarke bildet. Ein Handelsstaat erweckt die Vorstellung von Handelsbeziehungen, und wenn Handelsbeziehungen da sind, ist immer noch Gleichberechtigung vorhanden. Das war, solange Deutschland hoffen konnte, als Grossmacht aus dem Kriege hervorzugehen. Heute sind Belgien und Polen Grossmächte, Deutschland ist ein Reich, das seinen Schatten verloren hat, ein Schlemihl. Die grossen Nationen haben zwar nicht ausdrücklich erklärt, dass das Deutsche Reich (nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika die an Menschen grösste Republik der Welt) nur noch ein Staat dritten Ranges sei; aber sie behandeln es so. Sie sprechen von Wirtschaft, Kultur und Zivilisation, als ob Deutschland diese Dinge nie besessen hätte, sondern sie erst von den Siegern lernen müsste. Und die Stellung, die man dem deutschen Handel zuweisen möchte, entspricht der Einschätzung, die sich aus der Art der Gegenüberstellung Deutschlands mit den drei zuerst genannten Grössen ergibt.

Trotzdem wird man mit den Deutschen Handel treiben müssen; denn ein Gebiet, das noch immer fast eine halbe Million Quadratkilometer hat, die von 60 Millionen Menschen bewohnt sind, lässt sich als Grossmarkt nicht aus der internationalen Handelsstatistik streichen. Es wird sich nun zeigen, ob die Handelspolitik, die Deutschland treiben kann, nur noch darin besteht, dass es sich zur Aufnahme ausländischer Waren bereit zeigen muss, oder ob es auch aktive Politik üben darf. Solange der Friedensvertrag vom 28. Juni 1919 gilt, ist Deutschland der halben Welt gebunden ausgeliefert. Die Einfuhr der Güter aus den grossen Ententeländern ist zollfrei; die Ausfuhr dorthin ist mit hohen Zöllen belastet. Also kein Geschäft auf Gegenseitig-

keit, sondern das, was man eine societas leonina nennt, eine Genossenschaft, bei der ein Partner den Löwenanteil hat. In unserem Falle gemildert durch Kreditgewährung der Sozietät, die nicht anders kann, weil der eine Genossenschafter zahlungsunfähig ist. Freier Handel ist nur mit den neutralen Ländern möglich; und es wird ausserordentlich schwierig sein, Ein- und Ausfuhr so zu regeln, dass beide Teile zufrieden sind, weil die Sieger den deutschen Markt für sich beanspruchen. Das ist die Tragik der deutschen Handelspolitik nach dem Kriege.

Wird es möglich sein, dass Deutschland, auch unter dem Zwang der Verhältnisse, mit den Ländern Geschäfte machen kann, zu denen es freien Zugang hat? Eine Hauptbedingung für den Erfolg auf diesem Gebiete wäre, dass Deutschland an seinen eigenen Grenzen keine Schutzmauern errichtet, um das Eindringen der Warenflut an den Stellen abzudämmen, wo es noch geschehen kann. Die Neutralen wollen nicht vor solche Schutzwälle gestellt sein, die ihnen den Zutritt an die deutschen Märkte wehren, und sie werden zu Gegenmassregeln greifen, wenn man sie am Eintritt zu hindern sucht. Beide Teile haben recht. Deutschland wird von der Entente gezerrt und gestossen. Hebt es den Kopf, so wird es untergeduckt. Friede und Völkerbund haben die panische Furcht vor Deutschlands Tüchtigkeit nicht beseitigt, so dass sich zeigen wird, ob die Angst vor dem alten Deutschland, dem Weltreich der Arbeit, oder die Gier nach den goldenen Aepfeln, die kein Ladon mehr bewacht, grösser ist. Frankreich zetert, dass eine Ueberflutung seiner ausgetrockneten Marktbecken mit deutschen Fabrikaten zu befürchten sei (man stelle sich die Wahrscheinlichkeit dieser Gefahr angesichts der verkümmerten Erträge der deutschen Industrie vor); Deutschland erlebt eine solche Flut am eigenen Leibe und sucht sich wenigstens ein paar Stellen trocken zu halten. Denn die Flut ist trübe. Nicht die besten Waren werden an den deutschen Strand geschwemmt, sondern häufig ist es nur Strandgut, was der Deutsche zu kaufen bekommt. Riesige Lagerbestände, die muffig geworden sind, und minderwertige Fabrikate, die man abstösst, um Platz für Besseres zu schaffen. Für den Deutschen ist das Schlechteste gerade gut genug. Fünf Kriegsjahre und eine liebevoll angelegte Blockade haben

Deutschland nicht verwöhnt. Es ist die Qualität der „Liebesgaben", die der Deutsche heute kennen lernt, nachdem er sie die Jahre vorher den Kriegern im Felde zu kosten gab. So ungefähr präsentiert sich der Beginn des deutschen „Aussenhandels" nach dem Kriege.

Aus den Anfängen der deutschen Friedenswirtschaft quillt noch nicht der Born der Hoffnung. Heute ruft noch alles: „Crucifige". Und ob man morgen „Hosianna" rufen kann, das weiss kein Mensch. Man könnte es, wenn das geschundene Deutsche Reich die Kraft zeigen würde, in seiner Isolierung zur schaffenden Arbeit zu kommen. Auf den Völkerbund darf Deutschland ebensowenig zählen, wie es auf die Versprechen seiner Gegner, vom ersten Tage des Waffenstillstandes an, hätte rechnen dürfen. So hat sich eine Kette von Enttäuschungen um alles Hoffen gelegt, die nur durch die Ueberwindung des Glaubens an das unerwartete Gute, das der nächste Tag vielleicht bringen könnte, gesprengt werden kann. Die französische Revolution, die im Jahre 1789 begann, dauerte bis 1815, fing 1830 wieder an, erneute sich 1848 und 1870, und ist heute noch nicht beendet. Deutschland steht noch in den ersten Anfängen der Umwälzung, und man muss mit Jahrzehnten rechnen, will man die Dauer der neubegonnenen Entwicklung schätzen. Die Zwischenzeit braucht aber nicht ein Passionsweg zu sein. Sie darf nicht ausgefüllt sein mit entsagungsvoller Duldung, sondern sie muss die Zeichen der Aktivität tragen. Deutschland muss von neuem gross werden durch Arbeit, die Gegnerschaft und Anerkennung zugleich erwerben kann. Auf jene braucht man nicht zu achten, diese aber wird sich einstellen, sobald die Männer, die der Sieg geblendet hat, nicht mehr die „Oeffentliche Meinung" sind. Und dieser Tag wird kommen.

Die deutsche Wirtschaft muss aus dem Dunkel der Sorge ans Licht der freien Beherrschung der Kräfte emporsteigen, um eines Tages, statt des trockenen Brotes, wieder Luxus, Schönheit und Ueberfluss bei sich einkehren zu sehen. Es ist kein Verbrechen, an die Erinnerung zu glauben, die so stark sein mag, dass sie die Gegenwart überdauert und als eine neue Zukunft wieder aufersteht



Flusslandschaft
Nach einer Radierung von Hans Meid

Über Kriegsnährschäden und ihre Beseitigung

Von Prof. Dr. H. Strauss



Während in früheren Kriegen die Bevölkerung des Heimatgebietes vorzugsweise von der Geissel verheerender Volksseuchen heimgesucht worden ist, hat es die ausgezeichnete Organisation unserer Behörden im Verein mit den Fortschritten von Hygiene und Technik vermocht, die Wirkungen von Seuchen auf ein unter Berücksichtigung der in Frage kommenden Verhältnisse geradezu erstaunlich niedriges Niveau zu bringen. So darf u. a. die Bekämpfung der Fleckfiebergefahr geradezu als eine Kulturtat ersten Ranges bezeichnet werden. Weniger erfolgreich ist dagegen unser Kampf gegen die durch die Hungerblockade geschaffenen Schädigungen ausgefallen. Konnten wir die Pestilenz fast völlig fernhalten, so gelang uns dies mit der Hungersnot nur in recht unvollkommener Weise. Die Gründe hierfür liegen so nahe, dass sie keiner besonderen Erörterung bedürfen. Auch die allgemeinen Folgen der Hungersnot sind so bekannt, dass es sich erübrigen dürfte, sie hier weitläufig zu besprechen. Hat sie doch jeder deutlich genug am eigenen Körper erfahren und hat doch eine amtliche Statistik ergeben, dass der Hungerblockade nicht weniger als ¾ Millionen Menschen aus der Zivilbevölkerung zum Opfer gefallen sind. Ein klares Bild über den Grad und den Umfang der Schädigung, die unsere Säuglinge und die heranwachsende Jugend erfahren haben, wird erst die Zukunft ergeben. Wie sehr aber die Rekonvaleszenz, die völlige Gesundung von Kranken durch den Mangel an einer geeigneten Ernährung geschädigt worden ist, wissen die Aerzte leider auch heute schon nur zu klar. Speziell die Tuberkulose hat in erschreckender Weise zugenommen. Die Sterb-

lichkeit an Tuberkulose, die im Jahre 1886 31 ‰ betragen hatte, war im Jahre 1913 auf 13,95 ‰ der Bevölkerung gesunken. Nach einem Referate von Hamel darf dagegen die Zahl der Todesfälle an Tuberkulose im Jahre 1918 doppelt so hoch wie im Jahre 1913 angesetzt werden. Auch der schlimme Verlauf zahlreicher Grippefälle sowie die geringe Widerstandskraft vieler älterer Personen gegen Ruhr dürften zum Teil wenigstens auf die chronische exzessive Unterernährung zurückzuführen sein. Von manchen Seiten wird auch die Abnahme der Geburtenziffer wenigstens zum Teil auf die Unterernährung zurückgeführt. Ferner war auch eine Zunahme der Magen- und Darmerkrankungen auffällig, und schliesslich wurde von Oesterreich aus auch noch über eine eigenartige, der Osteomolazie ähnliche Erkrankung des Skelettapparates berichtet, die als Ausdruck maximaler Unterernährung, insbesondere mangelhafter Kalkzufuhr zu deuten war.

Die Kriegsnot hat uns aber auch noch eine andere Krankheit kennen gelehrt, die „Kriegswassersucht" oder die „Hungerkrankheit". Diese ist nicht identisch mit der „Hungerkränke" des Mittelalters, die in der Furcht vor dem Verhungern bestand. Sie ist vielmehr schlimmer, da sie eine wirkliche durch den Hunger erzeugte Erkrankung darstellt. Es handelt sich dabei allerdings nicht immer um Hunger im landläufigen Sinne, sondern meist um Zustände, die nur durch mangelhafte Nahrungszufuhr, nicht aber durch ungenügende Sättigung erzeugt werden. Sättigung und Ernährung sind keineswegs identische Begriffe. Sättigung bedeutet Stillung der Hungerempfindung, Ernährung bedeutet Ersatz der für den Körperhaushalt notwendigen Nahrungsstoffe. Die Hungerkrankheit, die schon in der Friedenszeit in wirtschaftlich weniger blühenden und hinsichtlich der sozialen Fürsorge weniger entwickelten Ländern bekannt war, machte sich bei uns erst bemerkbar, als die Rationierung der Nahrung schon eine Zeitlang angedauert hatte, und trat bei den auf die rationierte Ernährung angewiesenen Schichten der Bevölkerung besonders in dem berüchtigten Steckrübenwinter 1916/17 zutage. Sie befiel ältere Menschen häufiger als jüngere und trat besonders gern nach schwächenden Infektionskrankheiten auf. Nach einem durch

exzessive Hinfälligkeit gekennzeichneten Vorstadium traten Schwellungen in den Beinen und im Gesicht auf, ferner zeigten sich Pulsverlangsamung und Blutdrucksenkung. In einem Teil der Fälle konnte unter dem Einfluss von Nahrungsmittelzulagen und von Bettruhe Genesung erzielt werden, in einem anderen Teil der Fälle trat aber der Tod unter den Zeichen von Herzschwäche ein. Bei den Genesenen machten sich nicht ganz selten Rückfälle bemerkbar. Fälle von ganz ähnlicher Art, aber ohne Schwellung, wurden als „trockene Form" der Hungerkrankheit beobachtet.

Als die ausgeprägteste und sinnfälligste Form des Kriegsnährschadens hat die Hungerkrankheit in besonderem Grade zu Betrachtungen über die Einwirkung der fortgesetzten Unterernährung auf den menschlichen Stoffwechsel Anlass gegeben. Fraglos hat die langandauernde Unterbilanz der gesamten Kalorienzufuhr entscheidend gewirkt. Gab es doch sehr viele Menschen, die lange Zeit nur die Hälfte oder noch weniger als die Hälfte des als notwendig geltenden Kalorienbedarfes erhalten haben. Nach Eltzbachers Buch war im Jahre 1912/13 ein Verbrauch von 3642 Kalorien mit 92,9 g Eiweiss pro Kopf zu berechnen. Für die rationierte Ernährung fanden dagegen Köhler für München 1709 Kalorien mit 45,9 g Eiweiss und A. Loewy für Berlin 1312 Kalorien mit 36,3 g Eiweiss. Aehnliche Beispiele lassen sich auch für andere Städte beibringen.

Soweit die einzelnen Nährstoffe in Betracht kommen, musste vor allem ein grosser Mangel an Eiweiss und Fett in der Nahrung als ursächlich wichtig angeschuldigt werden. Welchen Grad dieser Mangel an Eiweiss in der rationierten Nahrung erreicht hatte, ergibt sich ohne weiteres aus obigen Zahlen. Noch stärker war aber die Reduktion der Fette, dessen Anteil an den Gesamtkalorien allmählich bis auf wenige Prozent herabgesunken war. In der Tat fand man auch bei der Untersuchung des Blutes von Patienten, die an der Hungerkrankheit gelitten hatten, eine beträchtliche Herabsetzung des Eiweiss- und Fettgehaltes. Man darf vermuten, dass die maximale Reduktion des Fettgehaltes der Nahrung namentlich auch für die Funktion des Nervensystems nicht gleichgültig war, da im Aufbau des

Nervensystems gewisse hochkonstituierte Fette eine besondere Rolle spielen. Von manchen Seiten wurde auch ein Mangel an Vitaminen, d. h. von bestimmt beschaffenen Ergänzungsnährstoffen, als wichtig bezeichnet, doch ist die Frage der Bedeutung der Vitamine noch nicht so weit geklärt, dass diese Frage mit Sicherheit entschieden werden könnte. Auch gewisse Mineralstoffe, so z. B. Kalksalze, sind in manchen Fällen in unzureichendem Masse zugeführt worden.

Aus den vorstehenden nur skizzenhaft gemachten Mitteilungen ergibt sich schon, welcher Nahrungsstoffe wir für den Wiederaufbau der Volksgesundheit in erster Linie bedürfen. Für eine ausreichende Ernährung sind vor allem entsprechende Mengen von Eiweiss und Fett nötig. Die Mehrzahl unserer Volksgenossen zeigt zurzeit nach beiden Richtungen hin ein Vakuum. Die Ergänzung der auf beiden Gebieten vorhandenen Lücken kann zwar nur allmählich erfolgen, es ist aber da, wo die Lücken besonders gross sind, schon eine baldige Ergänzung sehr erwünscht. Wenn ein Volk physische und moralische Kräfte entwickeln soll, darf es nicht am Hungertuch nagen. Mens sana in corpore sano. Das letztere mag auch zur Beurteilung mancher gerade in bezug auf die Arbeitsleistung der Bevölkerung nicht sehr erfreulicher Vorgänge der letzten Zeit gesagt sein. Freilich wird es kaum möglich sein, schon in naher Frist die oben genannten Friedensrationen zu gewinnen. Es ist aber schon viel erreicht, wenn wir den Massen in nicht zu ferner Zeit wenigstens zwei Drittel der oben genannten Ration zur Verfügung stellen können. Denn die genannte Friedensration geht einerseits — zum mindesten in bezug auf die Kalorienzahl — etwas über den absolut nötigen Bedarf hinaus, anderseits pflegt sich der „Notbedarf" unter dem Einfluss eines länger dauernden Hungerstoffwechsels auf eine etwas niedrigere Lage als zur Zeit ungehinderter Befriedigung des Bedarfs einzustellen. Es würden also, falls keine Lücken auszufüllen wären, an sich schon etwas niedrigere Werte genügen, als sie hier in der „Friedensration" gegeben sind. Es bedarf aber keiner Einzelberechnungen, um zu schliessen, dass unsere Produktionsquellen nicht genügen dürften — namentlich, seitdem unser Agrarland noch erheblich

eingeengt worden ist —, um das zur Wiederauffütterung Deutschlands notwendige Eiweiss- und Fettmaterial zu liefern.

Mindestens in der nächsten Zeit, vielleicht aber für ziemlich lange wird eine ausgiebige Einfuhr aus dem Ausland durch den Stand unserer Valuta erschwert. Deshalb sollte alles versucht werden, was geeignet ist, einen möglichst grossen Teil des Bedarfs aus einheimischen Erzeugnissen zu stillen. Dazu ist zunächst eine restlose Erfassung und Ausnutzung des heimischen Bodens für die Erzeugung der für den Menschen geeigneten Nahrungsmittel unter voller Dienstbarmachung der Fortschritte von Wissenschaft und Technik (künstliche Düngung, systematische Benutzung von Maschinen usw.) notwendig, wobei gleichzeitig auch für ausreichende Erfassung an den Produktionsstätten und glatte sowie gerechte Zuleitung an die Konsumenten zu sorgen ist. Sodann ist eine zielbewusste Rationierung der Tierzucht zu empfehlen nach dem Grundsatze, dass vorerst noch die Aufzucht solcher Tiere einzuschränken ist, deren Nahrung derjenigen des Menschen nahekommt. Dies gilt vor allem für das Schwein, das grosse Ansprüche an Getreide und Kartoffeln stellt und das nach May nur etwa ein Fünftel des auf seine Ernährung verwandten Eiweiss- und Kalorienquantums wiedergibt. Weniger trifft dies für das Rindvieh zu, weil es dem Menschen gegenüber nicht in gleichem Masse als „Futterkonkurrent" auftritt und in der Milch und den Milchprodukten für die menschliche Ernährung besonders wertvolle Dienste leistet. Noch weniger stellen sich Ziegen und Schafe und andere Kleintiere als Futterkonkurrenten dar, und es ist deshalb deren Aufzucht während des Krieges mit Recht besonders eifrig betrieben worden. Wenn aber trotzdem erhebliche Summen für die Beschaffung von Eiweiss- und Fettsubstanzen ins Ausland wandern müssen, so ist zu erwägen, dass für den arbeitenden Menschen die Ernährung dasselbe bedeutet wie für die Maschine die Kohle und dass beim Menschen die Dinge noch viel komplizierter liegen als bei der Maschine, da beim Menschen für die Erzielung von Leistungen ausser einer genügenden Arbeitskraft auch noch eine entsprechende Arbeitslust notwendig ist, die auch ihrerseits durch mangelhafte Ernährung herabgesetzt wird. Da aber Arbeitsleistung und

Valuta engste Beziehungen zeigen werden, so ist dies wenigstens ein geringer Trost gegenüber sonst berechtigten Bedenken, die gegen die Einfuhr grösserer Mengen von Auslandsware geltend gemacht werden können. Denn wenn auch beim Wiederaufbau der Volksgesundheit leider vorerst Schmalhans noch Küchenmeister sein muss, so darf doch Sparsamkeit nicht am falschen Orte getrieben werden. Sie kann sich aber immerhin in der Vermeidung einer Nahrungsmittelvergeudung, d. h. in der zweckmäsisgen Aufbewahrung und in der rationellen Verwertung der Materialien im Haushalt, in sehr erfolgreicher Weise betätigen. Soweit die Ledigen in Frage kommen, können Massenspeisungen viel am vorhandenen Uebel lindern, und auch in den Familien kann durch Hebung hauswirtschaftlicher Fähigkeiten manches gebessert werden. Der Krieg hat nicht nur gezeigt, wie ausserordentlich schwierig und verwickelt das Ernährungsproblem sowohl nach der Richtung der öffentlichen als privaten Wirtschaft ist, sondern hat auch an vielen Stellen bedauerliche Lücken in der Orientierung des Volkes über Grundfragen der Ernährung aufgedeckt. Der Krieg hat uns als harter Lehrmeister u. a. auch gezeigt, dass auf dem Gebiete der Ernährungsfrage noch an vielen Stellen eine bessere Volksbelehrung nötig ist, und uns überhaupt eine Reihe von Lehren erteilt, die wir bei der nun notwendig gewordenen Wiederauffütterung der Bevölkerung in sehr weitgehender Form beherzigen sollten. Nutzen wir diese so schwer erworbenen Erfahrungen für die Zukunft unseres schwergeprüften Vaterlandes aus, soweit es nur irgendwie möglich ist.

Aus „Psalmen eines Menschen“.

Von Karl Bröger.

Psalm von den zwei Zeiten.

Unsre Füsse
gehen auf Grund alter Zeit.
Unsre Hände
verrichten Werke des Todes.
Unsre Augen
spiegeln alten Himmels Abendröte.
Blutrot hängt sie über Millionen Gräbern.

Unser Herz
ist durchweht von Winden neuer Zeit.
Unsre Stirn
glänzt im Frühlicht junger Tage.

Wenn nicht mehr Hand und Fuss
streiten gegen Hirn und Herze,
wird Gefühl bei unsrem Willen stehn,
und die Tat,
freie Tochter freier Entscheidung,
wird den Geist nicht mehr verleugnen,
der ihr Herr und Meister ist.

Bald kräht der Hahn.

Alte Zeit geht hinaus und weint bitterlich.

Psalm der Erkennung.

Abgetan
sind von meiner Seele
alle Gewänder,
die zum Maskenspiel vor Menschen machen,
was Tanz sein sollte
vor Gott und dem Geiste der Welt.

In dein Licht gekleidet,
Sonne,
will ich einhergehn
und meine Brüder suchen,
die in gleicher Tracht wandeln
durch die rote, blutlüsterne Zeit.

Nackt sind wir geboren.
Die Zeit erst hüllt uns in Gewänder
von Sprache, Sitte, Landschaft und Vaterland.

Wirf ab, Herz, alle Tücher
und zeig der Welt
den nackten, schlank anstrebenden Wuchs.

Grenzt nicht des Menschen Stirn
an blaue Himmelssäume?
Was kriecht der Geist am Boden
und spreizt sich in Gewändern,
die seinen Flug lähmen?

Wirf ab, Herz, wirf ab!
Steh nackt in Sonne
und wähle deine Brüder nach ihrem Wuchs,
nicht nach ihren Gewändern.

Der Anteil der Technik am Wiederaufbau unserer Wirtschaft

Von Dipl.-Ing. Fr. Frölich
Geschäftsführer des Vereins deutscher Maschinenbau-Anstalten, Charlottenburg.



Das Jahr 1913 hatte Deutschland auf der Höhe der politischen Macht und des wirtschaftlichen Wohlstandes gesehen. Auch unsere Kolonien, die lange Zeit hindurch nur erhebliche Kosten verursacht hatten, schienen einer günstigen Entwicklung entgegenzugehen. Deutsche Arbeit wurde in der Welt geschätzt, deutsche Erzeugnisse fanden in allen Ländern reichlichen Absatz. Unser Aussenhandel hatte in raschem Anstieg im Jahre 1913 den Betrag von je etwa zehn Milliarden Mark für Ein- und Ausfuhr erreicht. Landwirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe befanden sich in stetiger fortschreitender Entwicklung.

Jäh vernichtete der Kriegsausbruch die Zukunftshoffnungen. Der grösste Teil der Auslandmärkte wurde uns von den Gegnern gesperrt; zum Teil verzichteten wir auch selbst auf Ausfuhr, um den eigenen Bedarf decken zu können. Von der Zufuhr abgeschnitten, mussten wir die vorhandenen Rohstoffe rationieren und zu teilweise minderwertigen Ersatzstoffen greifen. Die traurigen Folgen dieser zu weit getriebenen Ersatzstoffwirtschaft sind am deutlichsten an unseren Lokomotiven zu erkennen, die infolge Verwendung ungenügend erprobter Ersatzstoffe und namentlich minderwertiger Schmiermittel vielfach bis zur Unbrauchbarkeit abgenutzt wurden. Mit zunehmender Kriegsdauer machte sich infolge des steigenden Mannschaftsbedarfes des Heeres und des Mangels an fremdländischen Arbeitern ein bedenklicher Leutemangel bemerkbar, der durch Kriegsgefangene und weibliche Arbeitskräfte nur in beschränktem Masse wettgemacht werden konnte. Revolution und Waffenstillstand verschlimmerten die

kritische Lage. Die feindliche Blockade wurde nicht gemildert. Durch Räumung der bisher von uns besetzt gehaltenen Gebiete wurden uns wertvolle Quellen versperrt. Die Kriegsgefangenen mussten entlassen werden. Dafür strömten Millionen, zum Teil arbeitsunwillige Soldaten in die Heimat zurück. Politische und wirtschaftliche Streiks sowie innere Kämpfe wechselten mit einander ab. Akkordlohn wurde durch Stundenlohn ersetzt, wobei die Löhne eine nie geahnte Höhe erreichten. Die tägliche Arbeitszeit wurde gesetzlich auf acht Stunden herabgesetzt. Gleichzeitig sank nicht nur entgegen den vielfachen Behauptungen der Sozialpolitiker die tägliche Arbeitsleistung, sondern darüber hinaus sogar die stündliche Arbeitsleistung, und unsere Gesamterzeugung nahm in erschreckendem Masse ab. Anstatt unsere Erzeugung zu steigern, um Ware ins Ausland zu liefern und unsere drückende Schuldenlast zu tilgen, brachten wir selbst unsere Wirtschaft in den Abgrund. Den Rest an Kraft, der uns verbleibt, suchen uns die Feinde durch die Friedensbedingungen zu nehmen oder bis zum äussersten für sich auszunutzen. Die Kolonien sind uns für immer entrissen; weite Gebiete in Ost und West, die durch den Reichtum ihrer landwirtschaftlichen und industriellen Bodenschätze für uns wichtigste Lebensfaktoren sind, werden uns genommen. Andere Bedingungen, wie der Schiffsraub, drohen unseren Handel zu unterbinden. Trotzdem sollen wir noch die Kriegsschulden unserer Gegner bezahlen. Kaum erträgliche Steuern werden auf uns lasten. Trotz des Verlustes an zwei Millionen Toten aus den Reihen der kräftigsten Männer, trotz weiterer Millionen Krüppel ist infolge Arbeitmangels die Auswanderung grosser Scharen von arbeitswilligen Geistes- und Handarbeitern zu befürchten, deren Arbeitsleistungen wiederum dem Auslande zugute kommen werden. So deutet alles darauf hin, dass wir alle Kräfte anzuspannen, alle Volkskreise heranzuziehen haben, damit den uns verbleibenden 60 Millionen Einwohnern Nahrung, Arbeit und Verdienst, kurz Lebensmöglichkeit in der Heimat gewährt werden kann.

Notwendig wird demnach eine völlige Neueinrichtung unserer Wirtschaft, ja zum Teil ein vollständiger

Neubau, bei dem es ausserordentlich viel auf die Mitarbeit, die Leistungsfähigkeit und die Ausnutzung der Technik ankommen wird. Die Feinde haben allen Scharfsinn aufgeboten, um gerade unsere technische Arbeit lahmzulegen. Sie haben uns die Erz- und Kohlengrundlage genommen, sie haben das Recht, bis zu 30 v. H. Maschinen aus dem Bestand der deutschen Fabriken zu entnehmen. Die Lieferung von Ziegeln, Zement, Baueisen usw. wird für die zerstörten Gebiete verlangt, obwohl wir alle diese Stoffe im Innern, z. B. zur Behebung der Wohnungsnot, selbst auf das dringendste gebrauchen. Wir haben unser bestes Eisenbahnmaterial hergeben müssen, so dass unser ganzes Wirtschaftsleben unter dem Mangel und dem schlechten Zustande von Eisenbahnwagen und Lokomotiven leidet.

Alle diese Umstände lassen auch dem grössten Optimisten die Zukunft als ungewiss erscheinen, zumal unsere finanzielle Lage durch die Schuldenlast und die zu zahlende Kriegsentschädigung völlig verdunkelt wird. Nur dann kann und muss uns der Wiederaufstieg gelingen, wenn wir nicht auf immer der Entente Frondienste leisten sollen.

Indessen der Raubbau, der in den vier Kriegsjahren an der deutschen Wirtschaft getrieben wurde, und die infolge des Friedensvertrages drohende Vernichtung von Handel und Wandel zwingen uns, beim Wiederaufbau unserer Wirtschaft neue Wege zu gehen.

Einmal müssen wir die Leistungen der Industrie zu steigern versuchen. Im Laufe der letzten Monate ist wohl jedem klar geworden, dass Steigerung der Erzeugung erste Voraussetzung für eine Erleichterung unserer Lage ist; sie kann erreicht werden durch Bereitstellung und Verbesserung der technischen Hilfsmittel, die bei der Erzeugung notwendig sind. Bei den steigenden Löhnen, der sinkenden Arbeitsleistung und verminderten Arbeitszeit müssen wir die menschliche Arbeitskraft wirtschaftlicher organisieren und Mittel und Wege finden, den erhöhten Lohnaufwand bei der Herstellung von industriellen Erzeugnissen wieder einzuholen. Die Leistung der teueren menschlichen Arbeit muss durch möglichste Heranziehung der Maschinenarbeit gesteigert werden. Das ist von jeher eine

Grundforderung der Technik gewesen. Eine Arbeitslosigkeit wird durch die Vervollkommnung der Maschinen nicht eintreten, denn die Arbeitskräfte werden für hochwertigere Arbeiten, insbesondere Bau und Wartung der Maschinen, wieder benötigt. Es ist eine grosse Aufgabe der Zukunft, die Menschenarbeit besser auszubilden und anzuwenden und den Nachwuchs durch Berufsberatung und Auslese dem geeigneten Beruf zuzuführen; dann wird auch seine Ausbildung allen Ansprüchen genügen können.

Als zweite Forderung ergibt sich die Verbesserung der Güte der Erzeugnisse und ihre Verbilligung in der Herstellung, damit wir dem Auslande gegenüber wettbewerbsfähig bleiben. Die Verbilligung verlangt wieder, dass die industriellen Erzeugnisse mit möglichster Verwendung selbsttätig arbeitender Maschinen und in Massen hergestellt werden. Diese Massenerzeugung kann gefördert werden durch Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnis an Stelle der erfahrungsmässigen Faustformeln, durch wissenschaftliche Fertigung (Normalisierung, Spezialisierung, Typisierung), durch wissenschaftliche Betriebsführung (Taylorsystem) usw. Dann werden sich Arbeitslohn, Unkosten und Steuerlast auf eine grössere Anzahl von Waren verteilen und die Steigerungen der einzelnen Anteile der Selbstkosten bei der Bemessung der Verkaufpreise weniger ins Gewicht fallen.

Als dritte Aufgabe muss die möglichst weitgetriebene Ersparnis in der Ausnutzung von Kraft und Stoff, von mechanischen und tierischen Arbeitskräften, Rohstoffen und Brennstoffen angesehen werden. Durch den Krieg sind wir arm geworden und müssen daher mit allem, was uns noch verblieben ist, haushälterisch umgehen. Der Krieg hat gezeigt, welche Verschwendung wir früher mit Rohstoffen, insbesondere mit Brennstoffen, getrieben haben und welche Ersparnis sich durch Einschränkung, bessere Ausnutzung, Verwendung billigerer Sorten, Ausbildung von Ersatzstoffen machen lassen. Die neu gegründeten wissenschaftlichen Forschungsinstitute werden berufen sein, der Industrie in ihrer weiteren Entwicklung wertvolle Dienste zu leisten. Die durch den Friedensvertrag geschaffene schwierige Kohlenlage zwingt zur

Steigerung der Erzeugung und gleichzeitig zur Einschränkung des Verbrauches und Benutzung anderer Kraftquellen. Vor allem ist an eine stärkere Heranziehung der weissen Kohle, der Wasserkraft, und der Elektrizität zu denken. Ein Hochspannungsnetz wird sich künftig vielleicht über ganz Deutschland erstrecken, das die Energie der grossen Ueberlandwerke verteilt und dadurch viele Betriebe leichter als bisher in die Lage versetzt, sich die für sie günstigen Standorte auszuwählen. Bei unserem andauernden Kohlenmangel und den hohen Förderkosten muss der Energiewert der Kohle möglichst vollkommen ausgenutzt, eine sorgfältige Wärmewirtschaft und Abwärmeverwertung angestrebt werden. Weiter verdienen die restlose Ausnutzung der Rohstoffe, die Verwertung der Nebenerzeugnisse und Abfälle künftig grösste Beachtung. Gespart werden kann auch an unnützem Warentransport, z. B. durch gemeinsamen Einkauf der Rohstoffe. An die Stelle der teueren Bahnfracht kann vielfach der billigere Wassertransport treten. Auch eine Verlegung der Betriebe aus der Grossstadt aufs Land wird die Gestehungskosten in manchen Fällen verringern können.

Güte, Billigkeit und grosse Produktion sind die Voraussetzungen für die vierte Forderung, die Hebung der Ausfuhr deutscher Waren. Unser einst so blühender Aussenhandel ist so gut wie zerstört. Die lange Kriegsdauer, die Werbetätigkeit unserer Gegner haben zur Folge gehabt, dass die Arbeit der letzten Jahrzehnte für die Einführung der deutschen Erzeugnisse in das Ausland als verloren betrachtet werden muss. Die Verhältnisse auf dem Auslandmarkt haben sich wesentlich zuungunsten Deutschlands verschoben. England und die Vereinigten Staaten sind bestrebt gewesen, die deutschen Erzeugnisse vom neutralen Markt zu verdrängen oder fernzuhalten, während sie ihre eigenen Betriebe modernisiert haben und als Wettbewerber erstarkt sind. Die neutralen Länder sind mit ihren neu ins Leben gerufenen oder gekräftigten Industriezweigen aus willigen Abnehmern zu leistungsfähigen Wettbewerbern geworden. Da wir vom Ausland hinsichtlich wichtiger industrieller Rohstoffe und unentbehrlicher Lebensmittel auch künftig abhängig sind, muss alles aufgeboten werden, damit wir uns für deren Einfuhr durch

Herstellung ausfuhrfähiger Waren genügende Ausgleichwerte verschaffen.

Als bedeutsame Forderung bleibt noch die Gemeinsamkeitsarbeit zur Lösung wichtiger Fragen, z. B. Regelung der Preise, Verringerung des gegenseitigen Wettbewerbs deutscher Firmen im Auslande, Anpassung der Erzeugung an die Absatzverhältnisse, Spezialisierung usw. Hierzu gehört die Verständigung der Hersteller untereinander und ihr Zusammenschluss in Fachverbänden, wodurch zugleich einer Verringerung des Wettbewerbes deutscher Firmen untereinander im Auslande der Weg geebnet wird. Aber auch Hersteller und Verbraucher werden sich zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden müssen, da nur so alle Fragen gelöst werden können, die sich auf die Verbesserung der Einrichtungen und auf Erhöhung der Leistungsfähigkeit unserer Industrie in ihrer Gesamtheit beziehen.

Hat die Technik schon früher Bahnbrechendes geleistet, so gilt es in den kommenden Jahren erst recht, immer wieder Neues zu schaffen, denn nur durch neue Ergebnisse auf dem Gebiete der technischen Wissenschaft und Praxis, insbesondere des Maschinenbaues, der Elektrotechnik und der Chemie, wird der deutschen Volkswirtschaft wieder frisches Leben zugeführt werden.

Ein weites Arbeitsgebiet für die Technik bietet die Landwirtschaft. Obwohl es im Laufe des 19. Jahrhunderts bereits gelungen ist, die Ernte im Pflanzenbau in Deutschland zu vervierfachen und den Viehbestand bei steigender Güte zu verdoppeln, betrug der Einfuhrüberschuss für Agrarerzeugnisse vor dem Kriege doch noch 2,7 Milliarden Mark. Durch die starke Ausnutzung und den Mangel an Düngemitteln im Kriege ist die Ertragfähigkeit unseres Bodens gesunken. Um unsere Ernährung auf eine gesichertere Grundlage zu stellen und um uns, auch aus Valutarücksichten, unabhängiger vom Auslande zu machen, müssen wir versuchen, den Ertrag unseres Bodens und die Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse weiter zu steigern. Durch Ausnutzung der Oedländereien kann die nutzbare Bodenfläche, durch verbesserte Bearbeitung und Pflege der Ertrag der Flächeneinheit noch beträchtlich gesteigert werden. Hier finden die chemische Industrie und der Maschinen-

bau Gelegenheit zu reicher Betätigung. Etwa 50 v. H. der Ertragsteigerung der letzten Jahrzehnte wird der Verwendung künstlichen Düngers zugeschrieben. Für die Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten und Schädlinge kommen ebenfalls chemische Mittel in Frage. Auch die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen dient in der Hauptsache zur Erhöhung des Bodenertrages und der Leistungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Betriebe. Da ein grosser Teil dieser Maschinen auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen uns verloren gegangen ist, gilt es vor allem, hierfür Ersatz zu schaffen. Infolge der Umstellung zahlreicher Staats- und Privatbetriebe auf den Bau derartiger Maschinen ist eine Steigerung der Erzeugung gesichert. Obwohl auch der Leutemangel — die Landwirtschaft ist durch die Kriegsverluste besonders getroffen, ausserdem wurden vor dem Kriege etwa 400 000 ausländische Wanderarbeiter in der Landwirtschaft beschäftigt, auf die nicht mehr zu rechnen sein wird — zur Anschaffung arbeitsparender Maschinen anspornen müsste, ist die Einführung namentlich bei dem Kleinbauernstand schwierig, weil die Maschinen nur kurze Zeit im Jahre im Gebrauch sind und anderseits sehr stark abgenutzt werden. Aufgabe der in Frage kommenden Maschinenfabriken ist es, an der Vervollkommnung und gleichzeitigen Verbilligung der Maschinen zu arbeiten und durch Vorführung auf dem Lande, gegebenenfalls durch Einrichtung von Lehrschulen, aufklärend zu wirken. Auch durch Aufstellung von Windmotoren für Wasserversorgung und zum Antrieb kleiner Elektromotoren können sowohl der Landwirtschaft wie auch der Volkswirtschaft im allgemeinen grosse Dienste geleistet werden, zumal da noch Brennstoffe erspart werden. Eine bessere und billigere Versorgung landwirtschaftlicher Gegenden mit elektrischem Strom wird künftig wertvoll sein.

Noch im anderen Sinne als oben angeführt ist die Technik in der Lage, der Leutenot auf dem Lande zu steuern. Durch Einrichtung von Werkstätten auf dem Lande kann den Landarbeitern auch in denjenigen Monaten Arbeit und Verdienstmöglichkeit gegeben werden, in denen Landarbeit nicht oder nur in geringem Masse vorliegt. Dadurch könnte der weiteren Abwanderung in die Grossstädte entgegengewirkt werden; viel-

leicht ist auf diese Weise sogar eine Rückführung der Arbeiter auf das Land, also eine Entlastung der Grossstädte, zu erzielen. Vor allem wird die Einrichtung von Landindustrie der Ausbesserung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte zugute kommen; auch die Herstellung einfacher Halb- und Fertigerzeugnisse für die mechanische Industrie ist möglich. Die Anlage landwirtschaftlicher Verwertungsindustrien (Zucker- und Tabakfabriken, Trocknungsanstalten, Konservenfabriken, Ziegeleien usw.) auf dem Lande ist zu erwägen, zumal durch die Ersparnisse an Löhnen etwaige höhere Transportkosten wettgemacht werden. Ferner wäre bei der ländlichen Arbeit für die beschäftigungslosen Monate an vorhandene Hausindustriezweige anzuknüpfen. Aufgabe der Technik wird es sein, für wirtschaftlichste Arbeitsweise Sorge zu tragen, Handmaschinen zweckmässig durch motorisch angetriebene Maschinen zu ersetzen usw.

Durch stärkere Benutzung kraftgetriebener Maschinen kann auch das Handwerk gefördert werden, das unter dem Kriege infolge der militärischen Einziehung und Stillegung der Betriebe, wegen Rohstoff- und Auftragmangels besonders schwer gelitten hat. Die grossen Lohnsteigerungen in der Industrie haben die Aussichten für den selbständig arbeitenden Handwerker zurzeit gebessert. Mit behördlicher Unterstützung und gegebenenfalls durch Kreditgewährung auf genossenschaftlichem Wege kann dem Handwerker Gelegenheit geboten werden, sich maschinelle Einrichtungen zu beschaffen.

Die Belebung von Industrie, Landwirtschaft und Handwerk kann aber nur dann volle Früchte bringen, wenn Handel und Verkehr, die ebenfalls durch den Krieg mit seiner Zwangswirtschaft und durch die Waffenstillstandsbedingungen (Abgabe von Eisenbahnmaterial, Schiffen usw.) in Mitleidenschaft gezogen sind, wieder zur Blüte gelangen. Auch hier ist die Technik bei der Verbesserung der Eisenbahnen, der sonstigen Verkehrsmittel, des Strassen- und Kanalbaues zu besonders reger Mitarbeit berufen. Sie kann vor allem zum weiteren Ausbau unserer bisherigen Wasserstrassen und zur Anlage neuer Kanäle beitragen. In allen Fällen, in denen die Schnelligkeit des Transportes keine besondere Rolle spielt, werden künftig in verstärktem Masse die Wasserstrassen zu benutzen sein. Der Personen-,

Lasten- und Nachrichtenverkehr kann durch Ausgestaltung des Flugwesens und Gründung neuer Kraftwagenlinien erheblich verbessert werden. Durch vermehrte Anschaffung von Selbstentladerwagen, durch noch grössere Anpassung der Verlade- und Förderanlagen an die praktischen Bedürfnisse, usw. kann die Technik ebenfalls zur Ersparnis teuerer Arbeitskräfte beitragen und Erleichterungen im Verkehr bringen. Der Bau einer neuen Handelsflotte wird unsere Schiffbauindustrie für viele Jahre beschäftigen. Der Raub unserer Kabel wird im Interesse des Handels durch die Anlage neuer Stationen für drahtlose Telegraphie wettgemacht werden müssen.

Bei der weiteren Entwicklung der Städte, insbesondere bei der Brennstoff- und Lebensmittelversorgung, die künftig mehr auf Vorratswirtschaft eingestellt sein muss, sowie bei der Abfallverwertung wird die Technik ebenfalls eine grosse Rolle spielen. Der Bau städtischer Speicher- und Hafenanlagen, die Bereitstellung städtischer Fördermittel, die Verwertung von Müll und der übrigen Abfälle wird sich in den nächsten Jahrzehnten in erhöhtem Masse als notwendig erweisen, wie auch die Kältetechnik beim Bau von Kühlanlagen ein grosses Arbeitsgebiet finden wird. Auch der Haushalt dürfte sich wohl künftig mehr als bisher der Maschinen bedienen.

Grosse Aufgaben stehen, wie hier nur kurz angedeutet werden konnte, beim Wiederaufbau unserer Wirtschaft der Technik bevor. Dass sie während des Krieges Grosses und Bewundernswertes geleistet hat, dürfte nicht bestritten werden. Zu hoffen und zu wünschen ist, dass es ihr auch gelingt, uns zu dem Wiederaufbau zu verhelfen. Wie nach den Tagen von Jena und Tilsit verlangt die neue Zeit die Freimachung aller Kräfte und an Stelle der bisherigen Ueberschätzung der gelehrten und unproduktiven Berufe künftig eine grössere Wertung der technischen produktiven Arbeit, die in ihrer Gesamtheit in erster Linie zum Wiederaufbau unserer Wirtschaft herangezogen werden muss. Während die Erzeugnisse der Technik bisher allgemein hoch geachtet worden sind, hat der Techniker selbst, der eigentliche Urheber der Neuerungen, im Hintergrunde gestanden und war von führenden Stellungen im öffentlichen Leben ausgeschaltet. Die Bevorzugung des Juristen- und Offizier-

standes war eine Einseitigkeit, die uns teueres Lehrgeld gekostet hat. Den Bestrebungen des Vereins deutscher Ingenieure und des Reichsbundes deutscher Technik auf Stärkung des technischen Einflusses ist im Interesse der Gesamtheit Erfolg zu wünschen. Nur wenn die Technik, ungehindert von bureaukratischen Hemmungen und Bevormundungen durch Nichtfachleute, ihre Pläne verwirklichen kann, ist der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft möglich.

Dank am Morgen.

Herr, Dank dir für den Schlaf, mit dem du alle Nächte
Und überbreitest all mein irdisches Gemächte.

Gestillt erwach ich dann, gewahrend deine Erde,
Wie sie der Adam sah, erschauernder Geberde.

Geschaffen ist sie mir erneut in jeder Frühe
Mit Vogelruf und Duft und zarter Wolkenglühe.

Geschaffen bin ich selbst mir neu an jedem Tage,
Ich, zwischen heut und heut das Zünglein an der Wage.

Darf bessern, was gefehlt, und abtun gestrig Irren,
Ob auch, um neu in Fehl mich irrend zu verwirren.

Darf meines Wandels fromm ein Zeichen hinterlegen,
Dass meiner sich besinnt, wer nachsucht meinen Wegen.

Und darf dann wieder, all der Fülle müd, entsinken
Und friedlich deines Schlafs gekühlte Krüge trinken.

Anton Wildgans

Briefe über Schwarz-Weiß

Von Fritz Stahl



nd so glauben Sie wirklich, ich hätte Sie ausgelächelt, weil Sie etwas über Kunst gesagt hätten, was nichts weiter gewesen wäre und hätte sein sollen als eine ganz persönliche Erfahrung? Glauben am Ende gar, ich gehöre zu den Toren, die alle ästhetische Weisheit für den Alleinbesitz derer halten, die über Kunst schreiben?! Sie werden nie ganz ermessen können, wie weit sie sich geirrt haben. Ich bin geradezu krank von all dem hochtrabenden Kunstgerede, das die verehrten Fachgenossen heute verzapfen, und das ihre Leser verdünnt weiterverschenken. Meyerheims witzigstes Wort, dass die Deutschen mit den Ohren sehen, hat sich jetzt erst ganz erfüllt. Und es ist geradezu eine Erlösung, wenn einmal einer etwas zu sagen wagt, was nicht landläufige und unempfundene Redensart ist. „Ganz persönliche Erfahrung." Sie halten das für etwas Geringes. Meine liebe gnädige Frau, es ist das Höchste, was ein Mensch geben kann. Und vielleicht unterscheiden sich bedeutende Menschen nur dadurch von den anderen, dass sie eben ihre persönlichen Erfahrungen sagen, während Unbedeutende lieber Empfindungen aussprechen, die ihnen, von anderen geäussert, gefallen haben.

Also: mein Lächeln bedeutete genau das Gegenteil von dem, was Sie verstanden haben. Sie hatten gesagt: „Nun habe ich die ganze Wohnung voller Bilder, und guter Bilder. Wenn ich aber einmal Hunger auf Kunst verspüre, dann habe ich buchstäblich nichts zu essen." Diese Erfahrung ist nicht so persönlich, wie Sie glauben. Es geht vielen so, vielleicht allen, die wirklich ein inneres Bedürfnis nach Kunst haben. Aber sie geben es sich selbst nicht zu, aus Angst, die Schuld liege vielleicht in einem Mangel ihres Gefühls. Noch weniger gestehen

sie es natürlich anderen. Und nun kommen Sie und sagen es so gerade und rund und bildhaft heraus. Da habe ich Ihnen beifällig und erfreut zugelächelt.

Weil mir nun aber Ihr Brief beweist, dass Sie schon wieder etwas Angst vor Ihrer Courage haben, will ich versuchen, Ihnen die Gründe dieses paradoxen Zustandes zu geben, den Sie beklagen.

Der erste ist rein äusserlich. Sie haben immer alle Ihre Bilder vor Augen, deshalb sind sie Ihnen allzu bekannt und alltäglich. Dem Japaner, der seine Gemälde eingerollt aufbewahrt und nur eines oder das andere im Wechsel aufhängt, kann das nie geschehen. Er wählt eines, das anzusehen er gerade jetzt Sehnsucht hat. Es ist ihm vertraut und doch auch wieder fremd — die Mischung dieser beiden Eigenschaften bedeutet eine grosse Anziehungskraft, ob es sich um einen Menschen, eine Landschaft oder ein Kunstwerk handelt. Denken Sie an das Gefühl, mit dem Sie in einen lang entbehrten Freundeskreis treten, in Ihre Sommerheimat reisen, an Ihren Bücherschrank gehen, um wieder einmal bestimmte Seiten eines geliebten Dichters zu lesen! Wenn wir etwas dergleichen tun, ist Feiertag. Und wir werden auch immer wieder einen neuen Reiz an dem halb Vergessenen entdecken. Oder wir geben es für immer auf.

Der andere Grund liegt tiefer. Die Art unserer Bilder trägt einen Teil der Schuld. Der alte Holländer hatte auch alle seine Gemälde an den Wänden. Aber sie gaben sich nicht in der Fernwirkung aus, die er alle Tage empfing. Wenn er kunsthungrig, wie Sie sagen, eines nah ins Auge fasste oder ihm gar mit einer Lupe nahe trat, dann gaben sie ihm eine Fülle von Reizen, die ihn immer wieder überraschten und ergötzten, und die er nie erschöpfte. Das war richtige Haus- und Zimmerkunst. Wer diese Bilder nur mit dem schweifenden Blick des Galeriebesuchers ansieht, wird nie verstehen, wozu sie geschaffen wurden, und was sie ihren Besitzern bedeuteten. Unsere Bilder werden geschaffen, um auf den ersten Blick zu wirken — in Ausstellungen. Diesen Ursprung können auch die besten nicht verleugnen. Diese werden immer wieder wirken, aber *immer wieder nur* für den Augenblick, in dem sie sich schnell

und ganz ausgeben. Sie sind keine interessanten Hausgenossen für die Dauer. Man braucht für sie eine Galerie oder, wenn das zu anspruchsvoll klingt, ein Bilderzimmer, wie es im 18. Jahrhundert wohl auch das Bürgerhaus gehabt hat, während man in die Wohnräume keine Bilder hängte.

Da ich nicht ganz sicher bin, ob Sie die teuren Bilder werden magazinieren wollen, um immer nur eines oder zwei aufzuhängen, und da besondere Räume sehr teuer sind, so wüsste ich nur einen Ausweg, wenn Sie Ihren Kunsthunger im Hause stillen wollen: Sie müssten sich eine Schwarz-Weiss-Sammlung anlegen.

*

Diesmal habe ich herzlich gelacht.

Ihr Brief erinnert mich an einen Satz, den ein sehr berlinischer Schriftsteller einmal in einer Unterhaltung über Raabe zum besten gab. Zuerst hatte er kurzweg gesagt: „Raabe is langweilig.“ Als ich ihm dann antwortete, dass und warum Raabe mich interessiere, machte er ein Zugeständnis und sagte: „Na ja, er is interessant, aber er is doch langweilig.“

Ungefähr so könnte man zusammenfassen, was Sie über Schwarz-Weiss sagen.

Eigentlich ist die Sache aber gar nicht lächerlich. Sie werden gewiss ein bisschen ärgerlich sein, dass mir Ihre Aeusserungen immer wieder weniger originell erscheinen, als Sie sie glauben. Aber ach! es geht nicht nur Ihnen so. Wir haben alle mehr Gesinnungsgenossen, als uns lieb ist, die wir doch so gern Einzelfälle sein wollen. Also: leider ist das, was Sie über Schwarz-Weiss sagen, eine sehr verbreitete Meinung. Aber trotzdem — um nicht hochmütig zu sagen: deshalb — ist sie falsch.

Sie meinen auch alle eigentlich etwas ganz anderes. Da den Menschen der Gegenwart alle Kunst nur in Ausstellungen antritt, so gilt Ihr Urteil nicht der Schwarz-Weiss-Kunst, sondern nur der Schwarz-Weiss-Ausstellung. Und die allerdings ist langweilig. Das Schwarz-Weiss-Blatt wird durch sie in Bedingungen gebracht, die seinem Wesen widersprechen. Es wird in Massen gezeigt, eingerahmt, aufgehängt, im besten Fall auf einem Pulttisch unter Glas gelegt. Man steht davor, oder richtiger: man

geht vorüber, in dieser seltsamen und kunstfeindlichen Spannung auf das Nächste, die von Museums- und Ausstellungsbesuch nicht zu trennen zu sein scheint, bedrängt von ebenso unruhigen Nachbarn. Da kann das Schwarz-Weiss-Blatt nicht sprechen. Es ist so, als ob man einen Menschen von Wert danach beurteilen wollte, was er in einem Eisenbahnwartesaal äussert. Dieses Blatt gehört in die Hand eines Betrachters, der zu Hause in aller Ruhe und in gutem Licht in dem behaglichsten Stuhle sitzt, Auge, Phantasie und Seele ganz frei und ganz empfänglich.

Damit ist denn schon gesagt, dass es auch im Hause nicht an die Wand gehängt werden darf. Mit den graphischen Blättern müssen wir es halten wie der Japaner mit seinem Kakemonos. Sie sollen in einer Mappe bewahrt werden, aus der man dann zur rechten Stunde das rechte Bild herausnimmt. Und es müsste schon ein besonders ungeschickter Mensch sein, der nicht in kurzer Zeit eine Mappe besässe, die ihm für jede Stimmung ein gutes Blatt zu reichen hat, ob er nun sehen will oder träumen oder sich in der reinsten Art von Kunsthunger an Handschrift und Form ergötzen.

Nein, Schwarz-Weiss ist wirklich nicht langweilig.

*

Ihre Bitte, Ihnen doch auch auf diesem Gebiet einen guten Rat zu geben, besonders für den Anfang, werde ich nicht erfüllen. Und dafür werden Sie mir einmal dankbarer sein als für den besten Tip.

Lassen Sie sich hier Blätter empfehlen, so haben Sie eine der schönsten Freuden, die eine Schwarz-Weiss-Sammlung Ihnen bieten kann, aufgegeben. Man spricht oft von dem persönlichen Charakter von Kunstsammlungen. Gewiss, es gibt solche. Aber so wenige, so ganz vereinzelte. Bei neunundneunzig von hundert ist es eine leere Redensart. Wenn Sammlungen, denen man diese Eigenschaft nachrühmt, unter die Augen eines Wissenden kommen, kann er immer mit Bestimmtheit sagen, bei welchem Kunsthändler der Besitzer gekauft, von welchem Kreise von Künstlern und Aesthetikern er beraten worden ist. Der Charakter ist da, aber es ist nicht der Besitzer, der ihn bestimmt hat. Man

sieht es ganz deutlich an den zehn Bildern unter hundert, die er nach Laune gekauft hat, und die nichts miteinander zu tun haben. Das ist auch ganz natürlich. Der Kauf eines Bildes ist heute eine zu erhebliche Geldangelegenheit, als dass man es darauf ankommen lassen könnte, nur dem eigenen Geschmack zu folgen, wenn man nicht ganz sicher ist, und sammelnd zu lernen. In Schwarz-Weiss aber kann man noch in diesem alten und besten Sinne Sammler sein. Das Geld, das leider jetzt im Kunstleben eine so grosse Rolle spielt und alles Urteil verwirrt; weil immerzu Preis mit Wert gleichgesetzt wird — das Geld ist hier ganz unwichtig. Auch teure graphische Blätter sind keine materiellen Wertobjekte. Ein Irrtum ist noch kein Verlust. Nichts steht im Wege, ganz und nur seinem eigenen Willen zu folgen, aus der Betrachtung selbst zu lernen, wenn man sich geirrt hat, seinen Besitz immer wieder durchzusieben, bis nur noch wirkliche Werte darin sind. Und glauben Sie nicht, dass es eine grosse Freude ist zu fühlen, wie das Urteil immer sicherer wird, wie der Sinn für Qualität fast von Tag zu Tag wächst?

Es ist sicher, dass die Anspruchslosigkeit und die Billigkeit des graphischen Blattes in der materialistischen Zeit, die hinter uns liegt, gegen Schwarz-Weiss gewirkt hat. Es wurden eben auch in der Kunst Umfang und Aufwand gesucht. Natürlich ist eine Rangordnung der Künste nach diesen Eigenschaften barbarisch. Ein Schwarz-Weiss-Blatt kann ein vollgültiger Kunstwert sein. Und Sie werden geistige Schöpfung und Handschrift vieler Künstler besitzen können, von denen allen auch Sie nicht Bilder erwerben können.

Es gibt ja so mancher in Schwarz-Weiss sein Bestes, einzelne sprechen sich nur in dieser Form aus. Sie werden eine Art neuer Welt entdecken. Und die Freude dieser Entdeckung sollen Sie nicht aufgeben, will ich Ihnen wenigstens nicht rauben.

*

Nein, es ist nicht übertrieben, von einer neuen Welt zu sprechen. Schon rein stofflich —

Aber da muss ich Sie nun ernstlich bitten, dass diese Briefe streng unter uns beiden bleiben. Ich bin ja ein ziemlich mutiger

Mann. Ich schrecke nicht davor zurück, mich in aller Breite gegen die Modemeinungen zu stellen, und lasse mich mit Seelenruhe alt schimpfen. Sie wissen doch, dass das jetzt ein Schimpfwort geworden ist. Aber auch mein Mut hat seine Grenzen. Und vom Stoff in der Kunst zu sprechen, das wage nicht einmal ich, weil es als das allergrösste Verbrechen gilt, das man überhaupt begehen kann.

Also, um vom Stoff in Schwarz-Weiss zu sprechen! Es ist nicht zu leugnen, dass die moderne Bewegung in der Malerei, ich meine damit nicht die heutige, sondern schon unsere, die sogenannte impressionistische, das Stoffgebiet der Maler stark eingeschränkt hat. Porträt, Landschaft, Stilleben, Stilleben, Stilleben, Blumenstück — das ist eigentlich alles. Es bleibt ein gutes Stück Welt und alles, was sich nie und nirgends hat begeben, draussen. Man ist so daran gewöhnt, man merkt es eigentlich gar nicht mehr. Erst in der Schwarz-Weiss-Ausstellung kommt es einem zum Bewusstsein. Denn alles dieses, was die Maler aufgegeben haben, die Graphiker leben darin und davon. In zehn ihrer Blätter ist mehr Mannigfaltigkeit als in hundert Bildern. Und das bedeutet etwas, wenn man die Dummheit der Stoffverachtung nicht mitmacht.

Vielleicht hebt man in Ihrer Familie noch so eine Mappe auf — es kann auch ein Buch sein —, wie sie früher fast in jedem gutbürgerlichen Hause zu finden waren. Da legte oder klebte man alle graphischen Blätter ein, die als Erwerb oder als Geschenk in das Haus kamen: Kupferstiche nach berühmten Kunstwerken, Originalradierungen, Ansichten der Städte und Landschaften, die man besucht hatte, meist in Stahlstich, Bildnisse grosser Männer, bekannter Zeitgenossen oder auch guter Freunde, die sich lithographieren liessen, bevor die Photographie erfunden war. Haben Sie nie ein solches Sammelbuch gesehen, so werden Sie doch genug Phantasie haben, um sich vorzustellen, was es für die Menschen bedeutete, die es zusammenbrachten, und noch für ihre Kinder, wie viele Dinge und Menschen wieder in der Erinnerung lebendig wurden, wenn man es vornahm.

Wir haben — wenn wir sehr unmodern sind — ein *Photographie*album und die „Tausend Bilder aus Italien“ in





Don Juan
Nach einer Radierung von Max Slevogt

Autotypie oder ein Pack Ansichtkarten. Es ist ein bisschen beschämend.

Und es gibt gar keinen Grund, weshalb wir es nicht besser haben sollten. Die alte Mappe in ihrer rührenden Aermlichkeit kommt nicht wieder, aber eine Schwarz-Weiss-Sammlung könnte Ihnen ausser dem Kunstwert auch diesen Wert geben, den für Ihre Grossmutter das Kupferstichbuch hatte. In England hat man nie aufgehört, graphische Veduten und Bildnisse zu kaufen, wo wir Photographien nehmen. Und wenn unsere Schwarz-Weiss-Kunst noch nicht alt genug ist, um jeden solchen Wunsch zu erfüllen, so gibt es doch schon sehr, sehr viele Blätter dieser Art. Und es gibt Bildnisse unserer Künstler und Dichter. Auch viele Privatleute sind schon dahinter gekommen, dass ein Schwarz-Weiss-Blatt sich besser für ihr Porträt eignet als das feierliche Oelgemälde. Und es gibt solche Blätter, die ein Bühnenereignis festhalten, eine Szene aus einer Oper, den Tanz einer Balleteuse, den grossen Moment eines Sängers.

Aber mehr. Es geht der alten Schwarz-Weiss-Kunst nicht besser als der zeitgenössischen. In unseren Kunstgeschichten wird sie nebenher und anhangsweise behandelt. Und doch kann man fragen, ob sie nicht die grosse Zeit der deutschen Kunst vollständiger darstelle als die Bilder, selbst wenn mehr Bilder erhalten wären, als wirklich sind. Oder vielmehr, man kann nicht nur fragen, ob es so sei, man kann sagen, dass es so ist. Die deutschen Künstler haben sich in Schwarz-Weiss leichter und freier ausgesprochen, den Reichtum ihrer Gefühle und Träume deutlicher offenbaren können. Und etwas dergleichen ist auch in unserer Zeit wieder geschehen. Laune und Traum, die von der Malerei durch den Realismus fast ausgeschlossen worden sind, kommen in der Graphik wieder zu ihrem Recht. Hier ist der Unterschied zugunsten von Schwarz-Weiss sehr stark. Man kann im Idyll schwelgen, vom Drama sich erschüttern lassen, dem Märchen lauschen, man kann Drolliges belächeln, Groteskes anstaunen, die Wollust des Grausigen geniessen.

Sagen Sie mir doch, was von alledem Ihnen jemals auch die umfangreichste Kunstausstellung gegeben hat! Ein privater Bilderbesitz kann es schon gar nicht leisten. Und ich glaube, dass auch und vielleicht vor allem der Mangel an Abwechslung

in Stoff und Stimmung und wohl gar an stofflichem Interesse überhaupt schuld daran ist, dass man alle Wände voller Bilder haben kann und dann doch in einer bestimmten Stunde keines, das einen reizt und einem etwas gibt.

*

Ei, auf dem hohen Pferdchen? Es soll Herablassung sein, dass ich so viel vom Inhalt spreche? Und ich unterschätzte vielleicht Ihre Fähigkeit, rein künstlerische Reize zu geniessen?

Ach, auch dieses Pferdchen ist nicht Ihr eigenes. Es ist das Steckenpferd der Zeit, und als solches ist es von Holz. Ja, es gibt nichts so Hölzernes wie diese reine Form, von der so viel geredet wird. Ich bin darin kein Zeitgenosse. Bin vielmehr den Menschen aller guten Kunstzeiten verwandt — und in diesen Zeiten gehörten auch die Künstler zu den Menschen —, dass ich wirklich auch das Stoffliche geniesse, ja, dass ich Form vom Stoff überhaupt nicht trennen kann. In allen diesen Zeiten würde der Käufer und würde der Künstler es lächelnd abgelehnt haben, vom Inhalt abzusehen, etwas zu schaffen oder zu bewundern, nur weil es gut gemacht sei. Ja, sie würden gar nicht verstanden haben, was das überhaupt bedeutet. Es würde den Menschen so vorgekommen sein, wie wenn man Ihnen, gnädige Frau, zumuten wollte, ein Paar Schuhe zu kaufen, die nicht Ihr Mass haben, nur weil sie so ausserordentlich fein gearbeitet seien. Ja, genau so. Es ist mehr als ein Vergleich, denn die Kunst war ein Handwerk, und dabei kamen alle Interessen gut fort, das des Käufers, das des Künstlers und — das der Kunst.

Steigen Sie also ruhig ab! Um so mehr, da Sie nicht sehr gut reiten. Wenn Sie nämlich die Furcht aussprechen, dass Schwarz-Weiss Ihr lebhaftes ästhetisches Interesse nicht befriedigen könne, so verraten Sie dadurch, dass Ihre Empfindung für die Besonderheit einer Kunstart und ihrer Form durchaus noch entwicklungsfähig ist. Und ich habe dasselbe bei allen gefunden, die dieses Steckenpferd reiten.

Zunächst einmal ist in dieser Kunst die Handschrift des Künstlers am freiesten. Es fallen alle Hemmungen fort, die in der Malerei das Material bereitet. Sie müssen sich einmal die

Techniken zeigen lassen, wie die leichte Radiernadel in der feinen Wachsschicht fliegt, mit der die Kupferplatte überzogen ist, und wie bei der Aetzung auch das flüchtigste Strichelchen sich in die Platte frisst, oder wie die lithographische Kreide in breitem Zug über den glatten Stein geführt wird. Dann werden Sie gleich empfinden, dass dieser Arbeit gegenüber die Handhabung des Farbstoffes mittels eines Pinsels etwas wie ein harter Kampf ist. Gewiss liegt in dieser Ueberwindung der Materie ein besonderer Reiz. Aber etwas von dem Impuls des Künstlers geht dabei verloren. In Schwarz-Weiss kommt dieser Impuls zu seinem vollen Recht. Wir sind dem Künstler, möchte ich sagen, körperlich nahe gerückt, wir sehen jedes Zucken seiner Hand, ein Zögern, ein Huschen, ein Drücken. Und da seine Hand, da sein Körper in dem Augenblick des Schaffens nichts ist als das Instrument seiner Seele, so liegt auch diese offen vor uns. An dem Bild hat er tage- und wochen- und monatelang gearbeitet, in guten und in schlechten Stimmungen, in erhöhten Momenten, wo alles glückt, und in verfluchten Stunden, wo auch der Beste sich selbst einen Patzer schilt. Das Schwarz-Weiss-Blatt ist die Frucht von ein paar glücklichen Stunden.

Dann aber — Sie sagen: Schwarz-Weiss bleibt doch eben immer schwarz und weiss. Und gerade das ist es niemals. Wo Sie ein Blatt sehen, das schwarz und weiss wirkt, sozusagen Tinte und Kreide — und Sie sehen es oft in dem Werke der jungen Leute, die sich jetzt als die begnadeten Vertreter reiner Formkunst aufspielen —, das ist keine Schwarz-Weiss-Kunst, sondern Dilettantismus von Hirnmenschen, die sich an Worte klammern.

Es ist nicht ganz leicht, empfinden zu lassen, was eigentlich ein Schwarz-Weiss-Blatt ist. Ganz sicher nicht ist es die Uebertragung eines farbigen Bildes ins Farblose, wie freilich auch viele Künstler zu glauben scheinen, die ein Motiv, das sie gemalt haben, auch radieren. Wenn der Maler eine reiche und besondere Stellung von Farben sucht, so sucht der Graphiker ein reiches und besonderes Spiel von Licht und Schatten. Das sind zwei ganz und gar verschiedene Dinge, die vielleicht niemals in demselben Motiv zusammenfallen können. Und wie der

Maler nun sein Bild denkt, dass die Farben, die er sieht, sich schön auf der Fläche verteilen, so denkt auch der Graphiker sein Blatt nicht nur als ein Spiel in Schwarz und Weiss, sondern als eine feste Form, in die eine Fülle von Stufungen gebunden ist. Je mehr Stufungen zwischen Weiss und Schwarz, je schöner ihr Verhältnis zur Fläche, um so höher steht das Schwarz-Weiss-Blatt. Es hat wie jedes andere Kunstwerk seinen besonderen Reiz und sein besonderes Gesetz.

Glauben Sie noch, dass da jemand zu kurz kommt, der in der Kunst besonders auch die Form sucht?

Nicht zwei Blätter Ihrer Sammlung brauchen sich gleich zu sehen — Sie scheinen nach Ihrem Satz zu fürchten, dass sie alle denselben Ton haben müssen. Sie werden Bilder haben in dem sanften Grau des Silbers und andere, in denen sich dunkle und helle Flächen zu- und gegeneinander stellen, und wieder andere, in denen sich die Striche scharf und schnittig, und wieder andere, in denen sie sich sacht und schnörkelhaft auf den Grund stellen. Sie werden ein Traumbild haben, das sein Schöpfer nur mit kurzen Häkchen hingesetzt hat, als scheute er sich, ihm die volle Gegenwart zu geben. Und Sie werden Stücke haben, auf denen Wirklichkeiten plastisch dastehen. Sie werden Stürmisches, Forsches, Leichtsinniges, Launisches, Sanftes und Zages besitzen, jedes Blatt schon im Duktus der Linien verratend.

Und für alles dieses wird Ihr Gefühl sich so verfeinern, wie Sie es jetzt noch nicht einmal ahnen, wenn Sie ohne jeden Rat und ohne jede Nebenabsicht nach eigenem Gefallen Blatt nach Blatt erwerben und so ansehen, wie alle Kunst, aber besonders diese, angesehen sein will.

Die internationale Bedeutung der deutschen Musik

Von Dr. Ernst Kunwald



Bevor es möglich ist, über die internationale Bedeutung der deutschen Musik zu sprechen, müssen wir untersuchen: „was ist „deutsche Musik“? oder vielmehr: „gibt es eine Musik, die nicht deutsch ist oder die nicht wenigstens von der deutschen Musik gelernt hat, auf der deutschen Musik aufgebaut ist?“

Das ursprünglichste Instrument der Musik ist die menschliche Stimme. Es ist natürlich, dass gewisse Völker mit einer grösseren Begabung für den Gesang ausgezeichnet sind als andere, und bei diesen hat sich die Musik deshalb früher entwickelt. Das für den Gesang weitaus begabteste Volk sind die Italiener. Es gibt und gab zu allen Zeiten eine italienische Musik mit allen charakteristischen Merkmalen reiner Gesangsmusik: hinreissende Melodie, Sangbarkeit und Homophonie, d. h. das ganze musikalische Gewebe dient nur dazu, die eine Stimme, die eine Melodie zu tragen. Die italienische Musik ist ohne Zweifel die ursprünglichste europäische und zugleich die einzige wahrhaft selbständige, wahrhaft berechtigte und, wenn von echter Gesangskunst getragen (was nicht immer der Fall war), oft siegreiche Rivalin der deutschen Musik gewesen.

Auch der Süddeutsche, besonders der Oesterreicher, ist für den Gesang sehr begabt, wenn auch in geringerem Grade als der Südromane. Dem Norddeutschen aber fehlt ein das ganze Volk durchdringendes sozusagen endemisches Gesangstalent. Es ist gerade aus diesem Grunde noch vor Palestrina zuerst im Norden Deutschlands jene spezifisch deutsche, spezifisch neuzeitliche Kunst entstanden, die man Polyphonie nennt: erst die polyphone Gesangskunst der Niederländer (die schon verzeihen werden, wenn

ich sie in diesem Zusammenhange den Deutschen zurechne) und, aus einer natürlichen Entwicklung heraus, dann die polyphone Instrumentalmusik der Deutschen.

Die polyphone Gesangskunst, bei der alle Stimmen gleichwertig behandelt werden, ist nur dort begünstigt, wo das beschränkte Gesangstalent des einzelnen sich eine Unterordnung gefallen lässt — wo die mangelnden Wunder des virtuosen Klangzaubers der einzelnen Stimme dem Wunder des virtuosen Gesamtzaubers aller Stimmen leichter Platz machen.

Die Instrumentalmusik ist die in die künstlerische Ausübung übertragene unendliche Sehnsucht des musikalisch produktiven, aber nicht stimmbegabten Individuums nach dem Gesang.

Beide, polyphone Gesangs- wie Instrumentalmusik, bauen sich also auf dem melodischen Element, dem „Gesanglichen", auf — beide sind ein Geistiges, das immer wieder beim Körperlichen, Ursprünglichen seine Kraft, seine Quelle sucht; beide müssen vom homophonen Gesang in jedem Augenblick neu genährt, neu gestärkt werden.

Historisch und national ausgedrückt: die italienische Gesangskunst und Melodie hat zu allen Zeiten befruchtend auf die deutsche Musik gewirkt.

Am wenigsten spürt man diesen Einfluss bei dem gewaltigen Grundstein des ganzen Gebäudes deutscher Musik: bei Bach. Deshalb hat er aber auch seine ganze übermenschliche Tätigkeit unbeachtet vom Auslande, ja jahrhundertelang unbeachtet im deutschen Vaterlande ausgeübt. Ganz anders lässt sich der Einfluss der Italiener bei den beiden anderen deutschen Tonheroen jener Zeit verfolgen: bei Händel, der sich die längste Zeit des Lebens als italienischer Opernkomponist und -impresario fühlte, und bei Gluck, der ja zuerst italienische Opern mit italienischem Text schrieb. Beide haben die deutsche Musik zuerst im Ausland heimisch gemacht.

Händel besiegte seine Lehrer, die Italiener, mit der ganzen musikalischen Ueberlegenheit deutschen Geistes. Mit ihm beginnt die grosse Reihe der deutschen Meister, die in England, für England wirkten. Den Engländern muss an diesem Ort zugestanden werden, dass sie es waren, die nunmehr alle grossen deutschen Meister in jeder Weise unterstützten, ermutigten und zuerst von

allen wahrhaft grosszügige Aufführungen veranstalteten. Ihnen verdanken wir Händels Oratorien, Haydns Oratorien und zwölf Meistersymphonien, Mendelssohns Oratorien, Webers „Oberon" u. a. m., ihnen verdankte Beethoven die wenigen finanziellen Lichtblicke seiner letzten Jahre. Freilich müssen wir ihnen gleichzeitig jede Musik eigener Prägung bis in die allerletzten Tage absprechen: alles, was sie seit Händels Tagen geleistet haben, ist Abklatsch deutscher Musik. —

Gluck kämpfte auf noch heisserem Boden. Auch er errang den Sieg des Deutschen über den Italiener und eroberte dabei Paris zum erstenmal der deutschen Musik.

War nun die Händelsche und Glucksche Muse von der gleichzeitigen italienischen Musik nicht wesentlich verschieden, wenn auch unendlich über sie hinausgeschritten — waren der rein deutschen Tonkunst Bachs dafür die Popularität und deshalb die Exportfähigkeit vorderhand versagt — so entstand auf österreichischem Boden eine neue Kunst, die, wenn auch ohne italienischen Einfluss undenkbar, doch ein ganz neues, vom Italienischen grundverschiedenes Idiom sprach, ein Idiom, das infolge seiner alle Menschen gleichmässig bezaubernden Herzenstöne bestimmt war, in noch ganz anderer Weise als das Italienische die musikalische Weltsprache zu werden. Haydn, der ewig junge Meister, verwob die norddeutsche Polyphonie mit der italienischen Melodie in sein mit slawischen und ungarischen Melismen gemischtes, echt alpendeutsches Volkslied und schuf damit das, was alle Völker der Erde meinen, wenn sie von Instrumentalmusik sprechen. Der Engel Mozart stieg vom Himmel über die Salzburger Alpengipfel herunter und hielt die Bergpredigt allgemeiner musikalischer Völkerliebe. Sprach Haydn (sowie später Schubert, der im deutschen Liede selbst im rein Gesanglichen die unerhörte Ueberlegenheit des Deutschen kundtat) das musikalische Volapük noch recht sehr im österreichischen Dialekt, so bediente sich Mozart einer überirdisch reinen Sprache; er schuf ein neues Ideal ungetrübter Schönheit, das die Menschheit seit den Tagen des Homer, Sophokles und Phidias nicht mehr gesehen hatte.

Die göttliche Dreieinigkeit der Musik schloss mit dem heiligen Geist: Beethoven. Vor der unwiderstehlichen Grösse des Drei-

gestirnes Haydn, Mozart, Beethoven erblasste jede Rivalität: die deutsche Musik hatte damit die Welt erobert. —

Gleichzeitig mit der Entwicklung der deutschen Musik war eine Entwicklung der französischen Musik einhergegangen, instrumental und gesanglich. An Gesangstalent dem Italiener weit unterlegen, wusste sich der französische Geist in seiner Schärfe und Verfeinerung doch ein eigenes Gebiet zu erobern: die Rezitation, in der alle Völker auch heute noch vom Franzosen lernen können. Instrumental dem Vollklang der deutschen Musik in keinerlei Weise gewachsen, haben doch die Zierlichkeit und die Eleganz der Franzosen von Couperin und Rameau bis Bizet, Massenet und Saint-Saëns stets ihren Platz zu behaupten gewusst. Die populäre Instrumentalmusik ist das Gebiet des Franzosen, hieraus kann er nicht vertrieben werden. Indessen behaupte ich, dass ihre grosse ernste Musik, von Berlioz bis Debussy und D'Indy, einzig und allein auf den breiten Schultern der deutschen Musik steht. Ohne Beethoven kein Berlioz, ohne Wagner kein Debussy, ja ohne Mendelssohn kein Bizet und Saint-Saëns. —

Bei aller Grösse und Sieghaftigkeit hatte die deutsche klassische Musik sowie die romantische Webers, Mendelssohns und Schumanns doch etwas unendlich Zartes, Reines, Exklusives. Sie war doch mehr für den Musiker und ausübenden Amateur geschrieben als für die grosse Masse des Volkes, für die nach wie vor die italienische Oper, die französische Operette und die Wiener Tanzmusik eines Strauss und Lanner das eigentliche Eldorado bildete. Und so wäre es auch für immer geblieben, hätte nicht die deutsche Musik von Bach bis Beethoven noch etwas ganz anderes enthalten als rein musikalische Vollkommenheit. Es lag in ihr in seiner echtesten Gestalt das, was gleichzeitig mit Riesenschritten die Welt durchzog: der deutsche Geist! Der Geist Luthers, Kants, Schillers und Goethes redete in einer Sprache, die der Ausländer nur ganz selten und unvollkommen sich zu eigen machte. So wie Bach, Haydn, Mozart und Beethoven fast nur zu Musikern und Amateuren, so sprachen Luther, Kant, Schiller und Goethe fast nur zu Intellektuellen.

Doch es kam die Zeit der Massen. Das neunzehnte Jahrhundert stellte seine unweigerlichen gebieterischen Forderungen



Richard Strauss
Nach einer Radierung von
Emil Orlik

von Gleichheit aller Menschen, von allgemeinem Völkerglück. Konnte der deutsche Geist nicht allen vernehmlich werden, dann war er nicht der grosse Faktor in der Weltgeschichte, der er ja doch zu sein bestimmt war. Richard Wagner war der Mann, der das Innigste, Tiefste unserer Klassiker den breiten Massen interpretierte — man kann seine Szene paradoxal als eine Art Interpretation seiner Musik und damit aller ernsten Musik auffassen; sie hat wenigstens tatsächlich so gewirkt — und der gleichzeitig den deutschen Geist der ganzen Epoche von 1770 bis 1870 allen Völkern verständlich aussprach. Er war selbst eine Art Absud des ganzen deutschen Geistes des 18. und 19. Jahrhunderts. Durchgegangen durch Mozart, Beethoven, Goethe und Schiller, durch die Romantik, das junge Deutschland, Hegel und Schopenhauer, vereinigte dieser unerhört reiche und tiefe Menschheitsgeist alle Fieber, alle Gluten des eigenen Volkes in sich, gleichzeitig aber war sein Herz offen den Zaubern der französischen Musik und Literatur und der italienischen grossen Oper. Zu ihm sprachen Shakespeare und Calderon in ihrer ganzen Grösse, ihm war als Ersten die tiefe Bedeutung der griechisch-dionysischen Tragödie aufgegangen, die deutsche Sage entschleierte ihm ihr innerstes Wesen. Christentum und altnordischer Mythos, ritterlicher Feudalismus und roter Kommunismus, Katholizismus und Atheismus, glühende Sinnlichkeit und Askese — alles tobte in diesem ungeheuren Kopf durcheinander, und er hat mit kolossaler Kraft eine Einheit daraus gemacht: das Wagnersche Musikdrama oder vielmehr die Wagnerschen Musikdramen, jedes eine Welt für sich.

Hatten die deutschen Klassiker die Musiker aller Nationalitäten erobert, so zog Wagner in die Herzen aller Völker: er ist der wahre Künstler des demokratischen Zeitalters, der gleichzeitig alle Grösse des aristokratischen noch in sich vereinigt. Die klassische Musik war ein Mysterium für die Eingeweihten ohne absichtlich ausgesprochene nationale Tendenz, so deutsch sie war. Wagner brachte in erklärter Weise deutsche Musik, deutsche Sprache, deutsche Helden. Es ist kein Zufall, dass das deutsche Kaisertum und Bayreuth in derselben Dekade gegründet wurden. Das Deutschtum, das ein unentbehrlicher Baustein europäischen Geistes gewesen war, türmte sich in jenen

Tagen zum gebieterischen Gebäude auf: es wurde zur Herausforderung. Und die deutsche Musik wurde zum Exportartikel.

Ich habe einen kommerziellen Ausdruck gebraucht — es ist ja heute nicht möglich, irgendein Geistiges zu besprechen, ohne in diesen Ton zu verfallen. Dies leitet uns zur Besprechung der Schicksale der deutschen Musik in Amerika. Bevor ich dazu übergehe, will ich jedoch der Vollständigkeit halber auch zur slawischen Musik Stellung nehmen. Wie steht diese zur deutschen Musik?

Es ist nicht möglich, einer Sache gerecht zu werden, die ihre Entwicklung noch nicht abgeschlossen hat. Dies ist bei der slawischen Musik der Fall. Ich will es nicht leugnen, dass, bei allem glühenden Enthusiasmus für das Deutschtum, die slawische Musik eine tiefe Anziehung auf mich ausübt. Chopin, dieser göttliche, unvergleichliche Einzelfall, dieses Geschenk der Natur an das unvollkommenste aller Instrumente, das Klavier, das er fähig macht, bei richtiger Behandlung zum vollkommensten aller Instrumente zu werden — er ist so originell slawisch und urwüchsig wie kein anderer. Aber was wäre Chopin ohne Mozart und Schubert, ja selbst ohne Beethoven, den er nicht liebte? Und diesen Grad von Selbständigkeit hat kein anderer Slawe je wieder erreicht. Tschaikowsky, dieser geniale Orchestervirtuose — wieviel hat er nicht von Bethoven gelernt! Was wären Dvorak und Smetana ohne Beethoven und Schubert? So weit es möglich ist, die slawische Musik, die zukunftsreichste der Neuzeit, heute zu beurteilen, steht sie bei aller Originalität auf den Schultern der deutschen Musik.

Richard Wagner hatte das Tor aufgestossen und die Musik zur Weltsprache gemacht. Und so ging sie denn hin in ihrer Herrlichkeit über alle Meere, und so kam sie auch nach Amerika. Schon 1812 allerdings, wenn ich nicht irre, hatte man in New York „philharmonische Konzerte“ in bescheidenen Dimensionen gegeben, Beethoven und Mozart gespielt. Die Pflege der deutschen Musik in Amerika, soweit sie nicht von Deutschen geübt wurde, ahmte eben in allem das englische Vorbild nach. Was sollten jene tapferen, einfachen, zähen, republikanischen Pflanzer auch tun, als sich das bisschen Licht und Zivilisation von dem Lande holen,

wo ihre Voreltern zum grössten Teil geboren waren. Und so bewegte sich denn die amerikanische Musikpflege ganz in englischen Bahnen; wie dort entstanden grosse Orchester, wie dort wurde nicht gespart, wenn es galt, grosse Musik auch in grossem Stile aufzuführen. Es ist hier eine Ehrenpflicht für mich, der ich 5½ Jahre in Amerika gewirkt habe, anzuerkennen, dass die amerikanischen Orchester, oder wenigstens ein halbes Dutzend von ihnen, nicht nur aus den vortrefflichsten Musikern bestehen, sondern dass die beispiellose Grosszügigkeit der amerikanischen Kunstmäzene auch eine von allen materiellen Rücksichten unbeeinflusste Pflege des genauen Zusammenspiels und der künstlerischen Verfeinerung bewirkt, die — soweit ich zu urteilen berechtigt bin — in Europa einfach unmöglich ist. Diese amerikanischen Orchester (85 bis 100 und mehr Mitglieder mit dem Mindestlohn von 30 Dollar wöchentlich) sind, wenn beseelt geleitet, exotische kolossale Wunderpflanzen voll mächtigen Lebens, wenn unbeseelt geleitet, unheimliche fremdartige Riesenmaschinen. Doch bis heute ist die ganze amerikanische Musik ein Treibhausprodukt. In den meisten Städten ist kein wahrhaftes Musikbedürfnis in den Massen. Die reichsten Klassen, die „society“, vor allem die Frauen, lieben und schätzen die Musik, wie man ein kostbares Juwel, ein teures Kleid liebt, das einen soundso viel gekostet hat. Ich spreche hier ganz im allgemeinen, es gibt natürlich rühmliche, rührende, herrliche Ausnahmen.

Wie sich aber auch der Betrieb im einzelnen gestaltete, — die deutsche Musik war durchgedrungen und in Amerika sowie in der ganzen Welt zur formellen Herrschaft gelangt. Selbst der schroff abweisende Brahms, der übermütig-geniale, die äussersten Konsequenzen aus Wagner ziehende Strauss — sie waren als unanfechtbare Klassiker anerkannt und bewundert. Und ihnen folgte das unabsehbare Heer der deutschen Musiker, Lehrer und Virtuosen — und ein Generalstab von hervorragenden Dirigenten. Alle Türen waren ihnen geöffnet, die deutsche Musik war einer der beliebtesten Exportartikel geworden. Deutsch sein hiess nicht mehr, „eine Sache um ihrer selbst willen betreiben“, wie Wagner sagte — deutsch sein hiess: Erfolg haben, Erfolg um jeden Preis suchen; deutsch sein hiess:

reich werden, reich um jeden Preis werden wollen, werden sollen, werden müssen — deutsch sein hiess noch gar manches andere, was wir nun lieber nicht berühren wollen.

Und nun kam der Weltkrieg.

War es nun vorbereitet, lag dem allen ein dämonisches englisch-französisches Komplott zugrunde, oder war die Entrüstung echt: mit dem Tage der Kriegserklärung und des Einmarsches in Belgien war die ganze riesenhafte Entwicklung eines Jahrhunderts wie abgerissen. Durch alle Zeitungen der ganzen Welt wurde der deutsche Name zum Schimpfnamen, wurde das Deutschtum zur Schmach. Die „internationale Bedeutung der deutschen Musik" — jetzt hatte sie eine schwere Prüfung zu bestehen. Wie tief war die deutsche Musik in das Geistesleben unserer Feinde eingedrungen? Das sollte nun offenbar werden.

In Italien und Frankreich (wenn ich recht unterrichtet bin) stand es recht schlimm. Doch begreiflich: die musikalische Eigenkultur dieser Länder, wenn auch gering im Vergleiche zur deutschen, liess sie eine musikalische Hungerblockade verhältnismässig gut überstehen, wenn auch unter heftigem Protest des Magens musikalischer Feinschmecker. England, das zuerst die deutsche Musik erkannt und geschätzt hatte, bestand auch diese Probe: soviel ich weiss, wurde die grosse deutsche Musik während des Krieges in England genau wie im Frieden gepflegt. Und Amerika?

Wenn es möglich ist dass ein Mann wie Dr. Karl Muck (von mir will ich natürlich nicht reden!) nach fast zehnjähriger erfolgreicher, hingebungsvoller Tätigkeit im Alter von nahezu 60 Jahren von der Generalprobe der Matthäus-Passion ins Polizeigefängnis, von da nach 13 Tagen in den heissesten Süden in ein Barackenlager gebracht, dort allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, täglich in den Zeitungen geschmäht wird, ohne dass ein Gerichtsverfahren irgendeine Schuld erweist, und dass von all den Hunderttausenden, die ihm zugejubelt, die von ihm begeistert waren (oder es wenigstens jahrelang behauptet hatten), nicht eine Stimme sich erhob, öffentlich oder im geheimen, die nach dem Grund einer solchen Behandlung, nach der Schuld Mucks fragte — wenn das alles nicht nur geschah, solange „Hannibal ante portas" und das Vaterland in „Gefahr" waren — wenn

diese Tollwut auch nach dem Waffenstillstand andauern konnte — wenn durch zwei volle Jahre jedes noch so eigenartige und empfindliche Programm durch rohe Abspielung der Nationalhymne, ja oft aller alliierten Hymnen eröffnet wurde — wenn ganze Klubs die Abschaffung der deutschen Musik verlangten — wenn sich sogar (kaum glaublich) eine „Anti-Beethoven-Society" gebildet hatte —, wie steht es da um die wahrhafte Begeisterung eines solchen Volkes für Bach, Beethoven, Wagner und Brahms? . . .

Ich habe im vorhergegangenen einige krasse Fälle des von oben geschürten hysterischen Hasses gegen alles Deutsche herausgegriffen, die in einem Lande vorkamen, in dem ich gastlich aufgenommen, jahrelang fürstlich geehrt, dann aber schmählich verleumdet und schliesslich anderthalb Jahre gefangengehalten wurde — ich wäre aber kein echter Deutscher, wenn ich es nun dabei bewenden liesse. Gewiss, ihr lieben Freunde, man hat uns schlecht behandelt, uns ist Unrecht geschehen. Aber, Hand aufs Herz, sind wir nicht mit schuld daran?

Ich spreche nicht von hoher Politik. Ich bleibe bei meinem musikalischen „Leisten". Ist die „Kommerzialität", die ich vorhin schilderte, der deutschen Musik würdig gewesen? War unser Benehmen immer das von Priestern einer grossen Menschheitssache? Waren die einen von uns von erfolgreichen deutschen Handlungsreisenden sehr zu unterscheiden? Haben nicht die anderen, die Besten, in fernen Welten schwebend, dem Grundsatz „l'art pour l'art" mehr gehuldigt, als der Sache dienlich?

Denn, sprechen wir es gleich aus: eine grosse heilige Sache ist die deutsche Musik. Von ihrer „internationalen Bedeutung" kann überhaupt keine Rede sein, so wenig wie von einer internationalen Bedeutung des Christentums oder Homers. Die deutsche Musik hat der Welt eine neue Sprache gegeben, die allen Menschen verständlich ist, und in dieser neuen Sprache ist ein neues Weltevangelium gelehrt worden — unausgesprochen von Mozart, mit vollem Bewusstsein von Beethoven, den ich mit Leo Tolstoi den grössten — nicht Künstlern, nicht Genies — den grössten Menschen aller Zeiten zuzähle: denen, die der ganzen Menschheit vorgefühlt, vorgedacht haben.

Und er hat es ausgesprochen in Tönen, die Aeonen überdauern werden, das Evangelium von der Freude, auf die alle ein Recht haben, von dem Bruderbunde aller Menschen, aller Nationen, in seiner neunten Symphonie, in der sich aus tiefstem Elend, aus entsetzlichem Pessimismus herausrang das grosse Lied von dem Aufgehen des einzelnen im All der Menschheit. „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuss der ganzen Welt!" das hat ein Deutscher gedichtet, das hat ein Deutscher der Welt in Tönen verständlich gemacht. Und das kann uns Deutschen niemand wegnehmen. Ihr konntet uns aushungern, verleumden und schliesslich bezwingen — aber unseren Beethoven, unseren Schiller könnt ihr uns nicht nehmen.

Und was wird in Zukunft die „internationale Bedeutung der deutschen Musik" sein?

Das hängt ganz von uns ab. Leben wir in diesem Geiste, den Beethovens Neunte ausspricht, und wir werden in diesem Zeichen siegen, wenn auch nur im Geiste. Das englische Volk beherrscht heute die Welt und uns, weil seine Lenker vor bald 300 Jahren die Zeichen der Zeit rechtzeitig verstanden, während unser Volk um die kleinlichen Zwistigkeiten der Religionskriege sich selbst zerfleischte. Lasst uns diesmal die Engländer nachahmen und trachten wir die Zeichen der Zeit früher wie andere zu lesen. Und um das zu können, lasst uns Richard Wagner folgen:

Ehrt eure deutschen Meister,
Dann bannt ihre gute Geister!
Zerging in Dunst
Das heil'ge Deutsche Reich,
Uns bliebe gleich
Die heil'ge deutsche Kunst.

Die Häuser haben Augen aufgetan . . .

Am Abend stehn die Dinge nicht mehr blind
und mauerhart in dem Vorüberspülen
gehetzter Stunden; Wind bringt von den Mühlen
gekühlten Tau und geisterhaftes Blau.

Die Häuser haben Augen aufgetan,
Stern unter Sternen ist die Erde wieder.
Die Brücken tauchen in das Flußbett nieder
und schwimmen in der Tiefe Kahn an Kahn.

Gestalten wachsen groß aus jedem Strauch,
die Wipfel wehen fort wie träger Rauch
und Täler werfen Berge ab, die lange drückten.

Die Menschen aber staunen mit entrückten
Gesichtern in der Sterne Silberschwall
und sind wie Früchte reif und süß zum Fall.

Sinnspruch.

Goethe, westöstlicher Divan.

Lebhaft.

Richard Strauss.

GESANG.

KLAVIER.

Al - le Men-schen groß und klein, spin-nen sich ein Ge-we - be fein, wo sie mit ih-rer Sche - re Spitzen gar zier - lich in der Mit-te sit-zen. Wenn nun darein ein

p *f*

Be-sen fährt, — sa-gen sie, es sei

un-er-hört, — man habe den größten Pa-

last — zer-stört.

Für den Almanach komponiert
von

Richard Strauss

Stand und Zukunft unserer Literatur

Von Prof. Dr. Artur Kutscher



as künstlerische Schaffen steht unter dem Einfluss stilbildender Strömungen, die, je nach Zeiten und Menschen verschieden, alle, auch die selbständigsten, welt- und menschenfremdesten Künstler berühren. Das war immer so, aber diese Zusammenhänge sind in unserer Zeit der vermehrten Oeffentlichkeit und des intensiveren Verkehrs enger geworden, man kommt seltener und schwerer zur Originalität. Die jüngste Zeit steht besonders unter der Macht von Theorien, Programmen, Schlagworten; die Aesthetik hängt sich schwer an die Flügel des Genius, und viele Künstler wissen eher, wie man's machen muss, als sie die innere Notwendigkeit verspürt haben, dass sie es machen müssen.

Stil kristallisiert sich im einzelnen Werk, aber es gibt keinen Schöpfer, der völlig auf einen Stil festgelegt werden könnte, denn Schöpfung geschieht stets aus mannigfachen und breiten Lebensbeziehungen heraus, und Stil bleibt immer Prinzip. Liliencron ist mehr und auch anderes als Impressionist, und Arno Holz kann man nicht einmal in seinen Frühwerken auf seinen eigenen Naturalismus allein festlegen. Es handelt sich immer nur um ein mehr oder weniger.

Beim Eintritt in die literarische Bewegung der 80er und 90er Jahre begegnet uns zuerst der Naturalismus und die Neuromantik. Aber sie sind nicht das Neue, womit die Kunst des jungen Geschlechts erschöpfend bezeichnet wird. Das ist vielmehr ein Drittes, Grösseres und Tieferes. Denn: so gegensätzlich die beiden scheinen, und so feindlich sich die Anhänger ihrer Richtungen gebärdeten, sie gehören doch im Stilistischen enger zusammen, als ihre eigene Zeit sah. Was

ihnen gemein ist, sah doch erst die Zeit, die die Befangenheit beider erkannte und überwand, das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, die Zeit, die ihr stilistisches Ideal als Expressionismus dem älteren Impressionismus gegenüberstellte und unter diesem Losungswort zum Kampf rief.

Impressionistische Kunst gab es schon in früheren Jahrhunderten, und ihre Mittel gehören zu den letzthin unveräusserlichen Mächten künstlerischen Schaffens überhaupt; als aber in den beiden letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts daraus eine Gesinnung, eine Methode gemacht wurde, der Impressionismus, da erwuchs sofort der Kunst eine Gefahr. Die Reizbarkeit des Sensoriums wurde zum bestimmenden Faktor. Das ergab zwar eine nie dagewesene Unmittelbarkeit des Sinneneindrucks, eine unerhörte Deutlichkeit und Bildhaftigkeit, Fülle und Buntheit, eine liebevolle Versenkung in das Leben, Hingabe an seine Erscheinungen, aber es trat doch hauptsächlich nur ein Aeusseres hervor, über dem man, stark beschäftigt, so oft das Innerliche vernachlässigte oder vergass. Man wertet nicht die Erscheinung als solche, sondern nur das an ihr, was sich auf den Schaffenden und seine Sinne bezieht, die Relation, und das ist immer ein Zufälliges, ein Teil, ein Moment. Bestenfalls entsteht ein Mosaik, lose vereinigt oder ungebunden. Die Intensität dieser Künstler ist nicht Tiefe, sondern Fülle.

Eng damit zusammen hängt die verderbliche Hemmung im Psychologischen. Man kommt gar nicht dazu, in die Stillen und Abgründe seiner Seele hinabzusteigen. Das Erlebnis findet nicht, wie sich's gehört, als Rohstoff völlige Verarbeitung, dazu ist die Freude an ihm zu gross; die Kunst ist beherrscht durch den Drang zum unmittelbaren Bekenntnis aller Erregungen, und oft genug haben wir gänzliche Schamlosigkeit vor sich selbst festzustellen. Das Neue und Wertvolle, das auch darin liegt, soll allerdings nicht verkannt werden, aber es bleibt das Stoffliche und Aeusserliche betont. Mit Andacht wird das Individuell-Bedingte, das Besondere im seelischen Erlebnis ausgedrückt, die „Differenziertheit", wie das treffende Wort der Zeit heisst.

Nicht die Persönlichkeit gestaltet, sondern das Individuum gibt seine Zustände. Es bleiben wieder Einzelheiten. Die „Persönlichkeit" — was diesem Wort im Zusammenhang anderer

Perioden erst Bedeutung gibt — fehlt. Und wie wir die Erscheinungen nie sehen als ein Ganzes, in ihren Beziehungen zur Ewigkeit, so fehlt auch der Ausdruck des Menschlichen schlechthin. Die Kunst weiss nicht mehr, dass ihre schönste Aufgabe heisst, „letzte Dinge" zu geben. Die Voraussetzung dafür wäre Weltanschauung, aber wo schon der Geist und das Wesen des Schaffenden so wenig beteiligt sind, müssen wir diese völlig vermissen. Das zeigt sich vor allem darin, dass die Tragik ausserordentlich verkümmert und der Humor nirgends vorhanden ist; über Komik und Satire bringt es die Zeit nicht hinaus.

Es bleibt eine Kunst des Auges und der Nerven, eine Kunst der Privatfreuden und Schmerzen.

Natürlich ist es ein Unrecht zu sagen, der Impressionismus sei künstlerisch fruchtlos und nichtig. Nicht nur sein Auftreten war berechtigt, notwendig, ein Fortschritt, sondern er hat auch bleibende, historische Werke im besten Sinne des Wortes hervorgebracht. Künstlerisch ist der Impressionismus dort, wo eine Beziehung zum Seelischen eintritt, wo er Eindrücke gibt, die symbolische Kraft haben. Insofern ist auch der Impressionismus bereits künstlerischer Ausdruck, wie der Expressionismus, nur mit anderen Mitteln. Doch lässt er eine grosse Stilentwicklung nicht zu, dazu ist er im Prinzip zu beschränkt; das liegt allein schon darin begründet, dass er einen passiven Grundzug hat und eher Rezeption ist als Produktion.

Der Expressionismus ist zunächst eine Reaktion gegen den Impressionismus: er betont das, was in jenem vernachlässigt oder ausgeschaltet war. Ausserdem aber handelt es sich um ein ganz allgemeines Besinnen auf die Kunst und ihren Charakter. Wenn wir die Frage nach der Wahrheit stellen, ob sie geschöpft wird aus den Sinnen, dem Instinkt, ob sie überhaupt im äusseren Leben steckt, so ist die Antwort unzweifelhaft: wir erfassen die Welt durch Intuition, durch inneren Blick; hier ist die eigentliche, die unmittelbare Erkenntnis. Unser Kern, unser Bestimmendes, Ewiges, Unbedingtes ist die Seele; sie ist das Organ, mit dem wir teilnehmen am ewigen Gang der Dinge. Die künstlerische Realität wird nicht von aussen her genommen in das Kunstwerk hinein, sondern ist das Werk des schöpferischen Ich, des Künstlers, eine Vision, eine selbständige Geburt unserer

geistigen Kräfte, bei welcher es sich nicht zuerst darum handelt, dass sie der Natur gleiche, sondern dass sie der wirklich unmittelbare Ausdruck unserer Seele sei. Damit hat die Kunst einen ganz anderen, freieren und höheren, und darum auch tiefer reichenden Blickpunkt.

Verzückung des Geistes, aufwogendes Gefühl, die beide nach kosmischer Weite streben, Erde und Himmel umfassen, das Dasein schlechthin ergreifen, haben naturgemäss Verkürzungen und Veränderungen der Form zur Folge, und zwar nach der Richtung des Wesentlichen, Essentiellen hin. Das schied schon Goethe den Stürmer und Dränger von dem späteren Klassiker. Auf das Symbol geht man aus, auf das Ding an sich und hat damit die Tendenz zum innerlich Einfachen, Ursprünglichen. Alle Fesseln des Impressionismus sind hier gesprengt.

Soviel prinzipiell Richtiges aber darin steckt, soviel für die Kunst Notwendiges und Bedeutsames, es lauern grössere Gefahren, die Künstlichkeit, die Symbolistik, eine von übersteigertem Empfinden und eigenwilligem Grübeln überlastete Pathetik, die subjektivistische Raserei, die lebensferne Phantasiegeburt. Man darf nie vergessen: alle Schöpfung ist prometheïsch, gottähnlich, und bleibt deshalb an die Natur bis zu einem gewissen Grade gebunden. Sie muss stets die organische Wesenheit des Lebendigen aufweisen. Das lebendige künstlerische Werk kann stets nur ein der Natur analoges sein, womit gar nicht Realismus oder gar Naturalismus gemeint ist, aber das schöpfungsmässige Bilden fällt auch nirgends aus der Natur im weitesten Begriffe heraus. Die Natur bleibt schliesslich auch die Basis allen Verstehens. Schauerliche Verirrungen der Literatur und Malerei — letztere hat im Expressionismus die Führung, und das heisst oft Verführung — zwingen zu dieser Feststellung.

Das Geistige ist überbetont; da dies aber nicht im eigentlichen Sinne schöpferisch ist, begegnet man so vielem Gekrampften, Gesuchten, Dürren, Blassen, Verschwommenen. Gerade dem Unschöpferischen, dem an künsterischer Kraft Armen erscheint am Expressionismus das Denken als das Primäre, was es doch gar nicht ist; und so sind Abstraktion und Spekulation begünstigt. Die Schöpfung wird nicht Erlösung aus Fülle, nicht Leibgeburt, sondern Hirnarbeit voller Qual und Schweiss. Die ungeheure

Konzentration führt zur Ueberformung, Verzerrung; die freie Intuition wird ein überspannter, überhitzter, überschriener Gestus. Nirgends hat der Expressionismus so viel Freunde gefunden als unter den dekadenten, wurzellosen, intellektuellen Snobs.

Man soll das Gebiet sehen und die Grenze zugleich, die Leistung und die Gefahr.

Zweifellos hat der Expressionismus prinzipiell grössere künstlerische Möglichkeiten als der Impressionismus und viel eher Aussicht, Stil zu schaffen. Bedeutsam bleiben seine Anregungen, das Freilegen von Gefühl, Phantasie, Intuition. In dieser Hinsicht hat der Expressionismus die Neigung unser aller. Aber er ist kein Ziel, sondern nur ein Weg.

Der Aktivismus ist eigentlich eine ethische, weltanschauliche Bewegung in engerem Zusammenhang mit sozialen, politischen Strömungen. Ihm geht es um die Befreiung des Menschen vom Joche der Tradition, um Selbständigkeit und Auswirkung wahrer Art und Innerlichkeit. Er gründet die Gruppe der „Ritter des Geistes“, einen aristokratischen Sozialismus, der selbstlos, weltzugewandt der politischen Wirkung — im weitesten Sinne — lebt, der Menschenverbrüderung, Menschenbeglückung, auch über die Grenze des Enger-Volklichen hinaus. Er macht Front gegen literarische Dekadenz, Eigenbrötelei, Formalismus, Volkentfremdung. Die Kunst aber ist ihm nur ein Mittel, wenn auch ein unentbehrliches, wesentliches, „der äusseren und inneren Organisation des Gesellschaftslebens“. Was nicht diesem Zwecke, dieser Tendenz dient, ist ihm wertlos.

Auch hier haben wir wieder Forderungen, die der Kunst immanent sind seit Ewigkeit, in die Engen eines Systems getrieben. Dies Geschlecht kann gar nicht anders. Dagegen ist zu bemerken: Ohne ethische Wirkung ist gar keine grosse Kunst; auch die Fühlung mit dem Allgemein-Menschlichen ist vorhanden, das liegt schon in der Fülle und Tiefe der in ihr ausgedrückten Lebensgefühle begründet — aber diese Wirkung ist eine selbstverständliche, ungewollte. Gesinnung und Absicht sind an sich nicht schöpferisch, Tendenz ist schöpfunggefährdend. Dass ein Werk bedeutsam ist für soziale, politische, humane Zwecke, ist in keiner Weise Massstab seines künstlerischen Wertes. Aktivistisch im höchsten Sinne ist Goethes

Faust oder die Trilogie der Humanität des XVIII. Jahrhunderts: Nathan, Iphigenie, Don Carlos. Warum sollen nicht auch Kaiser, Goering, Unruh, Hasenclever die Humanitätsgedanken ihrer Zeit, ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck bringen! Aber entscheidend ist die Gestaltung allein, nicht das Ethos oder der Geist.

Es ist notwendig, als Reaktion und Aktion, wenn solche Tendenzen von Zeit zu Zeit einmal wieder deutlich ausgesprochen werden. Doch in unerhörtem Masse haben sich heute ganz unschöpferische Menschen durch die Hintertür des Aktivismus in die Literatur eingeschlichen und in der Räteregierung, im Kommunismus und Bolschewismus eine Konjunktur gefunden, die ihnen vom Werke allein aus, auf natürlichem Wege, unmöglich war. Besonders in München haben wir erlebt, wie Literaten, die dem Arbeiter menschlich und künstlerisch ganz fern stehen, mit ihrem hemmungslosen Idealismus und ihrer ultraradikalen Gesinnung kokettieren.

Die ganze Bewegung des Aktivismus, dessen positive Faktoren für jeden historisch und stilistisch geschulten Kritiker selbstverständlich sind, die ganze Bewegung, so fern sie eigentlich der Literatur im engeren Sinne zu stehen vorgibt, hat einen fast rein „literarischen“ Charakter. Die Schriftstellereitelkeit, das böse Gewissen des positiv Nichtschaffenden, des im Grunde volksfremden Literatentums weckte ihm die meisten Jünger.

Impressionismus und Expressionismus sind beide als System, als Rezept gefährlich, so bedeutsam im einzelnen ihre Mittel für die Kunst sind. Sie sind entgegengesetzte Fehler, indem im Expressionismus der Dichter darin zu viel tut, was im Impressionismus der Gegenstand, die Realität tat, beide Male zum Schaden der Kunst. Die grösseren stilistischen Möglichkeiten stecken prinzipiell im Expressionismus, das beweist schon die Kunstgeschichte; aber Edschmid hat ganz recht, wenn er sagt: Ein guter Impressionist ist grösserer Künstler und bleibt für die Ewigkeit aufbewahrter als die mittelmässige Schöpfung des Expressionisten, der nach Unsterblichkeit schaut.

Gegenüber dem ausserordentlichen Wortschwall des expressionistischen Programms, ihrer anspruchsvollen Gebärde, ihrer Intention tritt ihre Leistung zurück. Und tatsächlich wiegt in ihren bisherigen Schöpfungen, entgegen ihrem Wollen, der

Intellekt, der Geist vor. Hauptkraft der Kunst bleibt aber das gestaltende Gefühl oder breiter: die Intuition, die Güte, die wärmende, belebende Liebe des gottähnlichen Schöpfers. Und das tiefste, reinste Ethos hat nur Bedeutung als leibgewordene, organische Gestaltung; im übrigen gehört es den Pädagogen und den Philosophen.

Kunst verlangt Geist und Sinne. Es ist nichts erreicht, wenn man jetzt mit solcher Ausschliesslichkeit einfach das bisher Vernachlässigte betont. Hans Franck schlägt in einer Nummer der Theaterzeitschrift „Masken“ als Ausweg den „Synthetismus“ vor. Ganz recht. Dahin müssen wir kommen. Auch der Geist ist nicht der Mensch, und um den handelt es sich ja allein. Der Geist ist wiederum nur ein Teil unseres Wesens. Wir verlangen das Ganze, das heisst nicht wir, sondern die Kunst verlangt.

Beherzigenswert in unserem Stadium der Kunstentwicklung ist der griechische Mythos von Antäos, dem Sohne des Meergottes und der Mutter Erde. Kämpfend durchzog er die Welt und wusste jeden Gegner niederzuringen, solange er, fest auf der Erde stehend, Fühlung behielt mit ihrer Kraft. Auch Herakles stritt mit ihm und geriet in Not, fühlte aber, dass des Antäos Uebermacht nachliess, sobald er ihn vom Boden in die Luft hob, und in der Luft vermochte er ihn schliesslich zu erdrücken. — Wir sind in die Lüfte gerissen und müssen im heissen Kampf mit Geist und Kultur wieder die stählende Berührung mit unserer Mutter Erde suchen.

Besinnen wir uns darauf, dass wir Deutsche sind. Spezifisch deutsch scheint mir die Kraft, beides zu umfassen, Gemüt und Verstand, Realismus und Phantasie, Sinnlichkeit und Geist, Impressionismus und Expressionismus. Man denke an Matthäus Grünewalds Isenheimer Altar, wo das Nachtgeschirr und die Badewanne nicht vergessen sind bei der Anbetung der Engel und ihrer frommen Musik; man denke an Dürer, in dessen Holzschnitten das Behagen an deutscher Bürgerlichkeit und die Andacht vor dem Unendlichen sich nicht stören. Man denke an die grössten unserer Dichter, die in dieser glücklichen Mitte schweben: Goethe, Jean Paul, Gottfried Keller.



Walther Hasenclever
Nach einem Steindruck von Oskar Kokoschka



Von Hans Flemming

I. Fritz von Unruh.

„Ichgierig — anschmiegsam, traumheiss — zwanghassend war die Kindheit.

Hart, grausam-hart alles andere.

Eigendrang wurde zerhämmert. Ich, — willenlos —, ward eingedrillter Ideen Knecht: Vaterland.

*

Krieg barst die Fessel. Ich wurde Ich. Nicht mir selber: der Menschheit.

*

Als man mir meine Jugend stahl, weinte ich, heimwehtrunken, weil ich den Sinn nicht begriff.

Als mir im Schlachtgestöhn Glut zu dem Nächsten erwachte, begriff ich meiner Zucht Bestimmung.

Selbstbruch war des Gemeingefühls notwendige Form. Selbstbruch befreite das stärkere Ich: Ihm allein entströmt des tätigen Sozialismus Kraft.

*

Was sinnlos dem Kinde, ward sinnvoll dem Mann. Das Geheimnis zwischen Erstarrung und Liebe, zwischen Gebild und Vulkan aufzudecken, bin ich am Werk: Es formt mir das Chaos. „Es führt mich durchs Dunkel." *)

*

In ihm, der stärker und stärker aufleuchtet, schliessen sich Hoffnungen wie im edelsten Kristall zusammen. Das Zeichen des Werdenden ist auf seiner Stirn. Kaum wagt man ihn anzurühren, um den empfindlichen Prozess nicht zu stören.

*) Eigene Mitteilungen des Dichters für den Almanach. Vergleiche die autobiographischen Angaben an der Spitze der übrigen Charakteristiken.

Welch ein Schauspiel! In dies Blut, das seit Jahrhunderten die staatlich-dynastisch geförderte Mischung der roten und der weissen Blutkörperchen trägt — Offiziere, Beamte, Beamte, Offiziere —, fällt ein Tropfen Genie. Oder ein Tropfen von der ganz grossen echten Freiheit, was schliesslich ein und dasselbe ist. Ferment. Es wirkt mit ganz gesetzmässiger, prachtvoll-elementarer Sicherheit. Dies edle Normal- und Pflichtblut, dies Blut des Gehorsams, dies Herrenmenschen- und Befehlshaberblut, gesättigt mit aller Lockung, mit allem Widerstand der Kaste, beginnt zu gären und aufzuschäumen. Erhebt sich zu Wogenschwall, wirbelt den Grund der Tiefe auf, kämpft mit sich selbst und den Ufern. Und brandet unaufhaltsam neuen Welten und neuer Klarheit entgegen.

Drei sichtbare Stufen!

Das Drama „Prinz Louis Ferdinand". In diese geliebte preussisch-fürstlich-menschliche Gestalt hineinprojiziert Qual der eigenen Jugend, die ganze Knechtschaft der Tradition und die ganze unbändige Freiheitssehnsucht, wie sie in solcher Reinheit vielleicht nur auf diesem Boden erwachsen kann. Doch das Stück ist dem Vater gewidmet, den Vätern überhaupt. Es mischen sich in ihm Gott- und Weltgefühl, heiliges Pflichtbewusstsein und ebenso heilige Ueberzeugung vom Recht des geborenen Geistmenschen. In sechs Zeilen der ganze Zwiespalt: „Begreif' ich dich, Gott? Auf allen Höhen preussische Kanonen! Louis Ferdinand wird dich empfangen mit dem Donner des letzten Gerichts! (Am Fenster.) Marschieren, immer noch marschieren! Marschieren! Seit Alexander dies „Marschieren". In meinem Reich will ich nur grosse Gedanken besolden!"

Mit dem Schauspiel „Offiziere" Anstieg zur Gegenwart. Statt der Schlacht bei Saalfeld Kolonialkrieg, Revolte der Eingeborenen in Südwest. Die Zeichnung wird schärfer, das Bild des Kameraden, der Kasernen- und Kasinotyp, liegt fest auf der Platte. Wechsel der Szene, aber nicht Wechsel des Themas, das in unruhigem Drängen um den Kampf zwischen starrem Gehorsam und freiem Verantwortungsgefühl zu romantisch-tragischer Entwicklung führt. „In Fetzen alle Tradition!" — „Spielt Zinnsoldaten, mich haltet ihr nicht."

Dritte Stufe. Von erträumter Kriegswirklichkeit in die grauenvollste Wirklichkeit selbst. Im Kreise der Standesgenossen zieht der Leutnant Fritz von Unruh ins Feld, der Erfüllung seines inneren Schicksals entgegen, das er, autobiographisch, höchst prägnant „Selbstbruch" nennt. Denn mitten im Brausen der Schlachten muss der eherne Gott mit seinem Hammer, einem höheren Zwange folgend, die Eisenringe der Tradition in Stücke schlagen, die diese Feuerseele umklammert halten. Und er wollte sie doch gerade fester zusammenschmieden. Die befreite Flamme steigt lodernd zum Himmel empor. Aus dem Soldaten, dem Blutverpflichteten, dem Royalisten wird der Mensch.

Die Tragödie „Ein Geschlecht", aus dem Jammer dieser Zeit geboren und doch zeitlos, bringt die erste grosse dramatische Konfession des Befreiten. Er begnügt sich nicht mehr damit, die Schranken des eigenen Lebensbezirks niederzureissen. Fühlt im Innersten, dass die Stunde sich erfüllen muss und dass es gilt, zu den verschütteten Quellen des Lebens selbst vorzudringen.

Ueber alle Häupter wachsend spricht die symbolische Gestalt der Mutter: „Es naht der Tag, voll Lachen steigt er auf, — da wir von der Erinnerung harter Last, — die uns in unsres Ursprungs Dämmer zwingt, — befreit sind und wie Adler hoch im Flug — der Qualgebirge Gipfel selig streifen."

Heranführend an diese Höhe zwei Dokumente aus der Passion der Schlachten: das Kriegstagebuch „Opfergang", die Pflugschar, die sich tief durch das stöhnende Erdreich seiner Seele gewühlt hat. Und ebenso, von der Marneschlacht bis zum letzten Verzweiflungskampf, die dramatisch geschauten und geformten Szenen „Vor der Entscheidung".

Eine Seele geht unbeirrbar ihren Weg und wächst, umflammt von den ungeheuerlichsten Visionen, die Unzähligen jede Möglichkeit eigenen Denkens und Empfindens nahmen, zur Reife und zum Licht.

Heller Tag, Majestät, um den Leutnant Fritz von Unruh!



S e i n grosses Kriegsgedicht *) schliesst s o:

(Ulan vor dem fernen Bilde eines Dorfs und einer Kirche):

Menschlich ewig Unbenannte
Schaffend fromm zusammenhält,
Breite ihre jungen Schwingen
Ueber alle Kreatur; —
Lasse ihre Kräfte singen
Durch die neue Weltnatur!

(Er sieht in den Morgen.)

Ganz verglüht am Firmamente
Bricht Triumph der Schreckensnacht.
Helm und Fahnenkreuz entbrennt:
Lichtblendend sinkt die Schlacht.

(Er kniet.)

Beugen, beugen, das eigene Haupt!
Neigen, neigen!
Ganz ungeglaubt
Greift aus allen, allen Seelen
Glaubenskraft die Bruderhand —

(Die Sonne geht auf.)

Und aus tausenden Juwelen
Steigt vom sanften Hügelrand:

(Alle jauchzend):

Sonne! Sonne! Allverehrte,
Schaudersüsse Glut!
Sonne! Sonne! Allbegehrte
Flamme unserm Blut!

(Ulan zur Sonne):

Die du wirkst von Anbeginn
Immer neu gestaltend —
Jeder Schöpfung höchsten Sinn
Ewig treu verwaltend —
Was allheilig uns bekannt,
Wir in Lieb und Kraft verehren —
Soll dem weiten Vaterland
Wie der stillsten Brust gehören.

*) „Vor der Entscheidung", Verlag Erich Reiss, Berlin.

O durchdringe,
O bezwinge
Jede schwache Regung;
Himmlische Verpflegung
Gönn' uns Söhnen.
Im Versöhnen
Fliegt dir jede Kraft zurück;
Sonne! Sonne! Sonnenglück!
(Alle hingerissen):
Ach, es wanken alle Türme,
Menscherdachtes weht dahin.
Flammen, Flammen, Liebesstürme
Brausen wie von Anbeginn!
Ob wir siegen, ob wir sterben,
Längst entschieden ist die Schlacht!
Wir sind keiner Gnaden Erben,
Sind die Fackeln aller Nacht!
(Ulan steht auf):
Vor dem Seelensturm der Erde
Falle, wer nicht atmen kann.
Dieser Frühlingszorn: „Es werde" —
Schaffe, was kein Traum ersann!
(Er breitet die Arme zur Sonne und führt alle zum Hügel hinauf.)
Aufgetaucht mit Flammenbächen
Schreiten wir ihm kühn entgegen.
Junges Volk auf allen Wegen:
Kommt, wir wollen Burgen brechen!
(Alle):
Lügengötter stürzen nieder!
Sonne, Sonne leuchtet wieder!
(Sonne füllt weit über alle Träume hinaus das Firmament.)

Seit Jahren haben wir keine Sprache gehört, die, bühnenwirksam oder nicht, so von eigener Musik beschwingt, so sicher im eingeborenen Reichtum des Gefühls über den Streit und den Dunst der Epoche, und doch aus ihr herausgewachsen, zur Grösse der Anschauung empordrängt.

Das Gegenwartsbildnis Unruhs umfassen wir mit der Zuneigung, die er selbst noch immer — seine eigenen Worte in

diesem Buche bezeugen es — für die schmerzlich umkämpfte Gestalt seines Prinzen Louis Ferdinand im Herzen trägt. Sein Schatten, nicht des Helden, sondern des Menschen, der in der Todesnot das erlösende Wort des Lichtes und der Liebe ausspricht, ist neben ihm wie der jenes anderen, aus Genieland, Friedrichs von Homburg, dessen flammende Seele zwischen Pflichtzwang und freier Entscheidung, zwischen Traum und klirrender Wirklichkeit ihren Weg findet.

II. Anton Wildgans.

„Ich bin geboren am 17. April 1881 zu Wien als Sohn eines österreichischen Ministerialbeamten juris doctor Friedrich Wildgans, der seinerseits auch wieder Sohn, Enkel und Urenkel von österreichischenBeamten und Juristen war. Daher war es auch mir bestimmt, Jus zu studieren und die gleiche Laufbahn zu betreten.

An der Universität widmete ich mich (aber mehr aus Pietät denn Neigung) dem juristischen Studium; demgemäss nicht so sehr der Wissenschaft als dem Lehrstoffe, dessen äusserliche Bewältigung den Prüfungserfolg verbürgen sollte. Trotzdem war es mir unendlich qualvoll, auch nur diese mir so sehr entgegengesetzte Arbeit zu leisten. Der Fluchtversuche ins Leben, in die materielle Unabhängigkeit usw. gab es deshalb mehrere. Als die erste Prüfung bestanden war, verdingte ich mich einem erkrankten Freunde als Reisebegleiter nach Australien, hoffend, mir dort mittels meiner damals nicht unbeträchtlichen Fertigkeit auf der Geige mein Brot als Violinlehrer oder Orchestermitglied verdienen zu können.

Nach siebenmonatiger Abwesenheit kam ich wieder nach Hause und gerade noch zurecht, um die letzten Wochen, die mein Vater noch lebte, mit ihm zu verbringen.

Aber die Reise nach Australien war nicht der einzige Fluchtversuch aus dem missliebigen Studium. Ich wurde der Reihe nach Gesellschafter in einer aristokratischen Familie, Redakteur, Hauslehrer und Sekretär eines Wiener Klubs, ehe ich, all dieser Verwandlungen und mancher sozialen Zurücksetzung müde, wieder zum Bürgerlichen Gesetzbuch griff und dann mein Studium in wenigen Monaten beendigte. Unmittelbar darauf trat ich in den richterlichen Vorbereitungsdienst beim Oberlandesgericht Wien ein, in dem ich verblieb bis zum Jahre 1912, um mich endlich mit mehr als 30 Jahren zum erstenmal frei und ausschliesslich meinem Beruf zu widmen, nachdem ich im Jahre 1911 bereits einen einjährigen Urlaub — gleichsam um meine Begabung für mich selbst einmal zu erproben — angetreten hatte."

Die Klage der Indratochter, die sich durch alle Erbärmlichkeiten und Lächerlichkeiten des Daseins schleifen lässt und dann wieder in die reine Sternensphäre hinansteigt: „Es ist schade um die Menschen“ — diese Klage rauscht in vielfältig geteiltem Strome, in oft erschütternder Melodie durch das Werk des deutschösterreichischen Dichters.

Aeusseres Schicksal und Anlage des Blutes führen ihn an den geistigen Platz, der ihm bestimmt ist. Weit über die erste Jugend hinaus verläuft sein Leben zwischen den grauen Umzäunungen der Alltagsnot und des aufgezwungenen Studiums. Vom Grossvater, der neben seinem Beruf Schöngeist und Privatgelehrter ist, hat er die humanistisch-philosophischen Neigungen geerbt. Es drängt ihn, nach eigenem Bekenntnis, seit frühester Kindheit zur Dichtung. Aber der Vater, dessen einzige poetische Götter Schiller und Shakespeare sind, die er in den Mussestunden seines armen Pflichtlebens mit nie ermattender Anbetung liest, steht als Warner vor dem Eingang des Tempels. Er weist ihn gebieterisch in die Laufbahn, die ihm nach Tradition und wirtschaftlichen Verhältnissen als die allein mögliche erscheint.

Zehnjährige Krankheit dieses trotz aller Gegensätze geliebten Vaters beginnt. Der Mutterlose ist, sich selbst überlassen, ohne Führung; eine Stiefmutter vermag nicht in die innerste Kammer seines Herzens vorzudringen. Freilich etwas gibt sie doch: die Anregung zum Geigenspiel, und das ist für den später musikumflossenen Dramatiker Wildgans gewiss wichtig genug. „Es leben“, sagt Vitus zu Frau Anna in der Tragödie „Liebe“, „die erhabenen Genien Bach, Beethoven und Schumann, eviva il grande Maestro musico Ricardo Wagner, die indischen Verklärungen des grossen Johannes Brahms und — die süsse Kantilene des jungen Meisters, dessen Sonate uns soeben verzückte. Vivant!“

Dieser überseemüde Musikant ist in der poetischen Verwandlung Wildgans selbst, der mit der Geige unter dem Arm der Jurisprudenz entwichen ist, in Australien abenteuert und flügelmatt nach dem alten Europa zurückkehrt. Die bittere Wirklichkeit, die er dort vorfindet, bringt ihm die neue Konzeption. Der Vater stirbt einen Frühling und Sommer lang, und

in diesen Monaten qualvoller Auflockerung seiner Seele empfängt der Junge innerlich, ohne an einen dichterischen Plan zu denken, die Sterbeszene des Actus mysticus aus dem Drama „Armut“. Das ist sein Schicksal: in der Zeit der brausenden Jugend, die mit vollen Händen erstes Erlebnis sofort der Welt zurückschenken will, nur immer aufzunehmen und es tiefer und tiefer in sich hineinzutreiben.

So bildet Anton Wildgans seinen Januskopf. Mit schmerzverzerrtem Antlitz, mit weitstarrenden Augen blickt er in den Jammer des Daseins, für den es in der realen Dimension keine Lösung gibt. Aber sein anderes Selbst, in dem das Blut der Mystik raunt, sieht mit Erbarmen und einer Sehnsucht, die nicht ohne Hoffnung ist, hinter die Hässlichkeit, die Schwäche und die Dummheit der Menschen und Dinge. Und es ergibt sich das ganz geschlossene Bild jener drei Dramen: Drei Akte „Armut“: niedrigste, übelduftende Bürgernot, die tragischer und tückischer ist als Landstreicherelend, frisst Lebensmark des treuesten Vaters, frisst Mädchenblüte und Jünglingsbegabung. Dann Actus mysticus und Requiem con sordino. — Vier Akte „Liebe“: Geschlecht steht auf und bricht krallenbewehrt in den Tempel der Ehe ein. Zerrt das Kleid ihrer Lüge zu Boden, brandmarkt die Scheinheiligkeit ihrer Treue, trinkt das Blut der Scham. Dann Actus quasi epilogus sub specie Aeternitatis. — Vier Akte „Dies irae“. Eltern, die wie tollgewordene Hengste den Leib des Sohnes, den die grausame Henkerin Natur mit Stricken an sie gefesselt, auseinanderzerren, bis sie endlich mit den blutenden Stücken davonjagen können. Dann Actus phantasticus.

Mit allen Mitteln, eigenen und fremden, besorgt der Richter, der Jurist Wildgans — wie er in dem kleinen Gerichtsstück „In Ewigkeit Amen“ Praxis zeigt — fast kriminalistisch genau die Feststellung des Tatbestandes. Doch schliesslich, auf der Stufe tiefster Erniedrigung, biegt sich die harte Prosa zum Kranze, die Sprache beginnt zu blühen und singt die Melodie der Erlösung aus aller Grabespein. Zuletzt hat sie doch am süssesten und reinsten geklungen in „Hanneles Himmelfahrt“. Aber was dort noch im Fiebertraum des sterbenden Kindes, psychologisch mit eisernen Klammern ver-

Mit Genehmigung des Verlages Fritz Gurlitt



Frauenbildnis
Nach einem Steindruck von Max Pechstein

ankert, sein Schönheitswesen trieb, steht jetzt als gleichberechtigt mit der Wirklichkeit vor uns. Ist nur eine andere Wirklichkeit.

Wildgans zwingt, was zutiefst an Inbrunst und Melos in ihm schlummert — und das ist viel, seitdem er sich in der „phantastischen Nacht“ in seiner Mansarde goethisch emporschwang oder seine „Sonette an Ead“ komponierte —, in diese mystische Schlusspointe seiner Dramen. So wird die Auseinandersetzung der Ehegatten („Liebe“) im Schlafzimmer nach dem Treubruch zu einem Zwiegesang der Busse und der Verklärung:

„Und tausendmal tausend Betten wie unsere,
Unabsehbar im Dämmer, sind hingereiht!
Und in den Betten die Menschen, leidend am selben Leid!
Und von ihnen noch immer jene die glücklichsten,
Die da, *wissend* wie wir, einander ihr Leid vertraun.
Aber die meisten, die Dumpfen, leben wie Tiere hin,
Genügsam die einen im Dünkel, dass *Liebe* sei,
Was die Körper verrichten in stumpfer Alltäglichkeit:
Und die anderen hassen einander aus ihrem Geschlecht,
Und die gedrosselte Lust wird ihnen zur Furie.

*

Liebe! Liebe! Was wissen wir Menschen, wann Liebe ist?
Lust der Sinne allein ist Vergänglichkeit
Und der Herzen Einklang zünftigt das Glühen nicht.
Doch lass uns doch lieber wahr zueinander und gütig sein
Und in Demut erkennen, dass Liebe ein Recht nicht ist
Und dass viele berufen, doch wenige auserwählt sind.
Alle tausend Jahre nur einmal vielleicht
Aufsprüht der göttliche Funke und zündet ein Menschenherz!
Dann rauschen die Quellen auf und Lieder, unsterbliche,
Blühen aus stammelndem Munde eines Gesegneten,
Doch von Lust und Besitz vermeldet die Liebe nichts.“

Oder die Schlussworte Gottfrieds im Trauerspiel „Armut“:
„Vielleicht, dass einer dann ist — ob Mensch, ob Dichter,
ob Heiland —,
Der sich Stufen auftürmt aus dem Abgrund empor.
Und er tritt zu den Tänzern und spricht zu ihnen im Gleichnis,

Und die Reumütigen führt er zu liebreichem Werk.
Doch die Verstockten, die Heuchler, die Makler, die Wechsler
Trifft sein heiliger Zorn mit der Peitsche ins Fleisch,
Dass sie durch eigenen Schmerz die Leiden der Brüder erlernen,
Denn dies gottlose Volk hört ja nicht auf ein Gedicht." *)

Musik tönt in diese und andere Schlussworte, die kaum der Musik bedürfen. Kein Zweifel, die blaue Blume der Romantik ist wieder zwischen uns aufgeblüht. Der Boden war bereitet, langsam schwoll ihre Knospe empor . . . und da steht sie nun, mitten in Schutt und Geröll, mit weit entfaltetem Stern, und ihr berühmtes Parfüm umschmeichelt unsere kritisch geblähten Nasen. Ja, ungetrübt ist unsere Freude nicht. Wir wissen, oder glauben doch zu wissen, dass dieser süsse, ein wenig betäubende Duft nicht zu den Merkmalen einer ganz grossen Kunst gehört. Dass er nicht Tat bringt, sondern Traum, nicht Erfüllung, aber Sehnsucht. Und doch: wir lieben den Duft und wir grüssen die Blume. Denn nach welcher Speise verlangte unser ausgedörrtes, leergefressenes Herz mehr als nach dem Himmelstau der Hoffnung und des Aufschwungs aus der Lebensmisere?

An der Gefühlswelt dieses neuen, des „ethischen" Romantikers, der ganz von der sittlichen Not der Zeit erfüllt ist, tragen wir ja schliesslich alle mit:

Blick ist geschärft für Krankheit und Wunden, Eiter fliesst, der Schmerz des von Qualen Gepeinigten brüllt auf, bereit steht schon der Schragen und das Messer des Anatomen wartet. Aber ein Engel fällt dem Erbarmungslosen in die Hand und zwingt ihn, auf die alle Räume füllende Stimme des Mitleids und der versöhnenden Liebe zu lauschen.

III. Walter Hasenclever.

„Geboren am 8. Juli 1890 in Aachen, absolvierte das dortige Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, studierte in Oxford, Lausanne und Leipzig Philosophie; erste Veröffentlichung 1913: „Der Jüngling" (Gedichte) und eine Szene: „Das unendliche Gespräch". Im Winter 1913/14 entstand in Heyst an der belgischen Küste

*) „Liebe", Verlag L. Staackmann, Leipzig.

„Der Sohn“, zuerst erschienen in den „Weissen Blättern“. Im Frühjahr 1915 schrieb ich den „Retter“, dessen Erscheinen von der Zensur während des Krieges verboten wurde. Das Werk erschien 1916 auf Veranlassung des Autors in 15 Exemplaren und wurde u. a. an den damaligen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gesandt. Noch im Jahre 1917 nach der Friedensresolution des Reichstags erschien das Werk der Behörde so staatsgefährlich, dass auf Anordnung des Generalkommandos in Leipzig die Platten zu den 15 Exemplaren bei meinem Verleger Kurt Wolff vernichtet werden mussten. Während des Krieges befand ich mich in Belgien, Polen, Serbien und Mazedonien; während dieser Zeit entstand das Gedichtbuch „Tod und Auferstehung“. Im Herbst 1916 wurde das Drama „Der Sohn“ in Dresden aufgeführt. 1917 wurde ich wegen Krankheit aus dem Heer entlassen; während meines Aufenthaltes im Lazarett auf dem Weissen Hirsch entstand „Antigone“. Herbst 1917 Kleistpreis. 1918 „Die Menschen“. Sommer 1919 die Komödie „Die Entscheidung“.“

*

Ihr Mund ist aufgetan und ihre Arme drohen Empörung. Sie sind mitten unter uns. Sie schütteln die Locken wider alle, die Kunst und Tat, Tat ausserhalb der Phantasie, voneinander trennen. Sie wollen durch ihre Kunst die Tat. Sie wollen politisch, wollen moralisch wirken, wollen stürzen und in Grund und Boden stampfen. Wollen aufbauen und zum Himmel emporrecken. Wollen, wollen! Ihr Respekt ist dahin. Denn die Respektablen, die Gekrönten und Gesalbten, die Lehrer, die Vorgesetzten, die Bärtigen, die Ermahner, die Dreimalweisen — kurz die gewissen Alten und Neunmalheiligen haben ihre Jugend in den Sumpf und in den Dreck geführt. Der Berg der Gerippe ist so hoch wie der Chimborasso gewachsen. Die am Leben Gebliebenen aber, die solange mit Stahl kämpfen mussten, halten jetzt geistige Waffen so scharf und hart an den grossen Schleifstein, dass uns die Funken in die Augen spritzen.

„Der Dichter träumt nicht mehr in blauen Buchten.
Er sieht aus Höfen helle Schwärme reiten.
Sein Fuss bedeckt die Leichen der Verruchten.
Sein Haupt erhebt sich, Völker zu begleiten.

Er wird ihr Führer sein. Er wird verkünden.
Die Flamme seines Wortes wird Musik.
Er wird den grossen Bund der Staaten gründen.
Das Recht des Menschentums. Die Republik." *)

*

So spricht heute der „politische Dichter" Hasenclever, der Aktivist, in rot eingeschlagener Broschüre zum Volke.

Wie ist sein Anfang? Prachtvoll aufstürmendes Jünglingstum, grossäugig, mit allen wollüstigen Schauern der Pubertät in die geliebte, maschinenbrausende Epoche starrend. „Signallaternen und Gewölk mit Hügeln, — Ihr seid ja meine Zeit und mein Entzücken! — So leb ich denn euch allen zu vertrauen. — Schon schlägt hinaus das Feuer der Fabriken. — Zur alten Stätte kommt geliebte Frauen,— Wir werden manches Wunder noch erblicken!" — — Dann Ketten, Fesseln und Mauern. Und die eingeborene Aufrührerkraft dieser starken Begabung entlädt sich zum ersten Male in der Explosion des Dramas „Der Sohn". Der Schulgötze wird in tausend Trümmer geschlagen und mit ihm die väterliche Autorität. Es geht in einem hin — Kabale, Katheder, Elternhaus oder Liebe. Entscheidend die Wucht, mit der die Schläge geführt werden.

Eine Form ist da. Die Weltkatastrophe bringt den Inhalt, der bis zur Gegenwart gärend und brausend, oft getrübt, doch manchmal auch schon in goldener Durchsichtigkeit das bebende Gefäss bis zum Rande anfüllt. Dieser Inhalt ist Wiedergeburt. Die mit tiefer Scham empfundene moralische Fäulnis einer ganzen Epoche, die Notwendigkeit, erbarmungslos Wahrheit zu sagen, der brennende Wunsch nach Erneuerung und Erlösung — das sind die geistigen Werte, in deren Dienst Hasenclever in voller Bewusstheit die ganze mobile Kraft seiner jungen künstlerischen Persönlichkeit stellt. Er fühlt sich als Bekenner, Richter und Prophet. Die dramatische Auseinandersetzung „Der Retter" — der Ton liegt hier auf „Auseinandersetzung" — ist der erste Schritt auf diesem Wege. Der Dichter (Parlamentarier, Leitartikler) tritt in den Thronsaal zu König, Staatsminister,

*) Aus der Flugschrift „Der politische Dichter". Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Feldmarschall. Das Herz der gemarterten Menschheit spricht aus seinem Munde. Gegen die Dialektik des Diplomaten, gegen das patriotisch-militaristische Pathos setzt er sein unbeirrbares Gefühl: „Ich kann nur leben, meine Herren, gegenwärtig und im Gleichzeitigen aller Dinge. Ich fühle die Qual eines armen Rekruten, der, mit wildem Schimpf aus dem heiligen Schlafe geweckt, am Brunnen in der kalten Dämmerung zittert. Ich höre den Laut des Sterbenden „ach, mein Bruder", wenn der Tod ihm in die Kehle quillt. Ich kenne die Verzweiflung des Rechtlosen auf der Festung, der im schmutzigen Drillich doch weiss, dass er atmet, dass unten im Mondschein D-Züge fahren, dass hinter den Mauern Burg und Fluss einer ewigen Kindheit blühen."

Aus dem Grauen des Schützengrabens quillt Hasenclever der Gedichtband „Tod und Auferstehung". Die Schlacht fliesst in Verse wie in ein bereites Strombett. Der Dichter reisst seine Leser vor den Rachen der Hölle und zwingt sie, die knirschende Blutarbeit der malmenden Kiefern anzublicken. Dann aber erhebt er die Hand zu den Sternen. Gedichte wie „Jaurès" und „Roger Casement" glühen gleich Fackeln auf. Und diese Geste Dantes, der in immer tiefere Kreise des Inferno hinabgeführt wird und doch stets emporklimmt, schwebt ihm unveränderlich vor bis zum heutigen Tage. Sie reckt sich auf in der „Antigone": Ja ich kehre wieder, — suche die Erde nach Leichen ab. — Menschen! In tausend Jahren — wandle ich unter euch." — Sie weist den Weg durch die Fieberszenen des Schauspiels „Menschen", das mit den Worten „Ich liebe" schliesst. Und sie rührt mit der soeben abgeschlossenen Zehnminutenkomödie „Die Entscheidung", nicht ohne eigene Gefährdung, unmittelbar an die Konflikte und Hässlichkeiten der Gegenwart.

Den Variationen dieses Hauptthemas fügt sich die künstlerische Form in völliger Dienstbarkeit und verschmilzt mit ihnen, noch eklektisch und sehr im Kampfe um eigene Stilsicherheit, zu einem bedeutenden Reichtum der Gestaltung. Neben dem rauschenden Harfenton oder den freien heissen Rhythmen der Gedichte steht eine dolchscharfe Prosa, in der der junge Feuerkopf mit dem politisch-sittlichen Gegner Abrechnung hält. Dem Pathos seiner Erstlingstragödie lässt er in bestechender Aneignung

und Ausbeutung der alten Melodie die Strophen der „Antigone“ folgen. Dann aber sprengt er alle Fesseln des Satzbaus und hält in der Vision „Die Menschen“ einzelne Aufschreie für das allein Angemessene. „Geld — Brot — Ich blute“ — das ist eine Seite, und so geht es fünf Akte im Zucken des Scheinwerfers und im Wirbel der Drehbühne. Dramatische Stenotachygraphie. Ein Dichter-Automobilist, der in rasender Weltfahrt seine Beobachtungen zwischen den Lippen hervorpresst.

Der „Mensch“, durch Blut und Tränen wandelnd, in stetem Kampfe mit den Dämonen des ewig Irdischen, bespien, geschändet, verhöhnt und ans Kreuz geschlagen — doch wieder auferstanden am dritten Tage —, das ist die Sphäre, mit der Hasenclever kreist, das die Lebensluft, die der Dreissigjährige atmen muss, so wie er vor uns steht.

Wir warten!

IV. Georg Kaiser.

„Kleiner Kalender: Die Geburtsstadt ist Magdeburg. Geburtstag der 25. November 1878. Von sechs Söhnen des Kaufmanns Friedrich Kaiser der fünfte. Der Vater gleichmässig ruhevoll, die Mutter erregbar — rasch ausser sich. Die unentschiedenen Jahre verlaufen wie diese Jahre allen: langsame Schule mit geringen und ungeschickt vermittelten Kenntnissen, deren Abschüttlung immer die eigentliche Arbeit nach der Schule wird. In Sekunda Aufbruch aus dem Kloster Unserer Lieben Frauen. Volle Lustlosigkeit vor Verstümmelung der mehr und mehr erfühlten Allheit, die Studium verursacht. Der Aufenthalt im kaufmännischen Kontor zerstreut am geringsten. Kaufmanntum schafft gute Gelegenheit zu neuem Aufbruch: drei Jahre in Buenos Aires. Krankheit treibt zurück. Wieder Jahre in Magdeburg — um den Bestand der Gesundheit kämpfend. Grosse Genesung in Kunst. Stillste Jahre — nach der Verheiratung — in Seeheim an der Bergstrasse — das Missverständnis Weimar folgt — München kann kurz fesseln.

Was hält sich zwischen diesen Daten?

Sehr viele Tode.

Mit jedem Werk ein volles Leben gelebt.

Feststellungen wie diese sagen, dass wir den Irrtum propagieren, wenn wir eine Stunde des Seins in das All unserer Unendlichkeit mischen.“

*

Soll man Georg Kaiser, den Einundvierzigjährigen, den lange peinlich Gemiedenen oder — schlimmer noch — Unbeachteten, Vielschreiber nennen, weil an Theaterstücken ein rundes Dutzend von ihm vorliegt? Ach nein, diese Produktion wäre, schon äusserlich betrachtet, recht normal für einen Mann, der, nun einmal mit diesem verdammten Gehirnklumpen Phantasie behaftet, einen Stoff nach dem anderen heranreisst, um die Stille um sich her mit Leben zu erfüllen und endlich mit einem fetten Köder die Lüsternheit der phlegmatischen Bühnenkarpfen zu kitzeln. Doch er steht, seit zwei Jahren, im Scheinwerferkegel des hellsten Gnadenlichts (weiss-gelb), und die berühmte Klage um deutsches Dichterschicksal verstumme bis zum nächsten Fall.

Ganz gewiss — Georg Kaiser ist ein „Verwandlungskünstler", und dies ein wenig in Misskredit geratene, aber höchst ausdrucksvolle Variétéwort charakterisiert ihn vortrefflich. Nur muss man also dazu bemerken, dass hier wirklich ein Mann der Kunst mit Proteusnatur ausgestattet ist. Während andere den einen ihnen eingepflanzten Himmelskeim sorgfältig begiessen und hüten, scheint er einen ganzen höchst üppigen Blumengarten sein eigen zu nennen. Und ob sich sein Herz nun eigentlich den duftenden, den farbenprunkenden oder groteskkomischen Pflanzen (von der Kakteensorte) zuneigt, vermag man nicht zu entscheiden. Vermutlich aber gehört es allen.

Er bekennt es selbst. „Sehr viele Tode. Mit jedem Werke ein volles Leben gelebt." Sehr wahr. Seine Bühnenstücke reihen sich in unheimlicher Selbständigkeit, wie die guten Masken eines Charakterspielers, nebeneinander auf und vertreten ihr eigenstes Schicksal. Die Produktion Georg Kaisers bekommt so einen Zug von spukhafter Tragik. Er ist beständig auf der Flucht und gleicht darin einer seiner merkwürdigsten Gestalten. Die grosse Unruhe, das schäumende Blut der Mutter führt ihn zu immer neuen Ufern der Einbildung; eine masslose Sehnsucht schafft sich im Rausch die junge Welt, um sie dahinwelken zu sehen, sobald sie vollendet ist. Denn die Nachfolgerin, die ihr Reiz und Duft raubt, ruht ja schon im Unterbewusstsein des Dichters. In seinen eigenen Augen ist er vermutlich die unselige Prinzessin im Reiche des Berggeistes, die genötigt ist, mit dem

Zauberstab ihres Liebhabers stets frische Rüben in blühende Gespielinnen zu verwandeln, weil die alten gemäss ihrer vegetabilischen Natur allzu rasch zu runzeligen Weiberchen zusammenschrumpfen.

Für uns Zuschauer liegt der Fall günstiger.

*

Eine Aufzählung der äusserlichen Stoffkreise ist hier unvermeidlich: „Rektor Kleist“ (Schule), „Die Versuchung“ und „Der Zentaur“ (Ehe-Familie), „Die Sorina“ (Russische Kleinstadt), „Die jüdische Witwe“ (Judith und Holofernes), „König Hahnrei“ (Tristan und Isolde), „Europa“ (Die Zeus-Sage), „Das Frauenopfer“ (Liebesepisode während der Rückkehr Napoleons von Elba), „Die Bürger von Calais“ (Französisch-englische Kriegsgeschichte), „Von Morgens bis Mitternachts“ (Folgen eines Kassenraubs), „Der Brand im Opernhaus“ (Angabe des Dichters: 1763 brannte die Pariser Oper), „Die Koralle“ und „Gas“ (Milliardärschicksale).

Dieser Wechsel könnte plattes Raffinement bedeuten. Er ist phänomenal, weil sich damit eine stilistische Einfühlung verbindet, die sich aus allen Säften speist und sie mit dem eigenen Blute so künstlich und gewiss oft auch so echt künstlerisch vermischt, dass jedesmal ein Trank von ganz besonderer Würze entsteht. Wie leuchten in der „Jüdischen Witwe“ seine assyrischen oder palästinensischen Farben! Dagegen ist das Kolorit der „Judith“ Hebbels — wenn es sich eben nur um Kolorit handelte! — zart wie Pastell. Man höre, wie die Obersten der Stadt der Nationalheldin ihre Huldigung darbringen: „Du bist dreizehnjährig, aber dein Name läuft schon wie der Rauch über unsere Dächer. — Wie Rauch entrinnt, kann dich keine Hand mehr fassen. — Wenn du die Frauen deiner Wartung das erstemal wechselst, so unterschätze meine Tochter nicht! — Meine Tochter darf dir, Hochgeehrte, heute dienen — vergiss sie nicht, wenn du wieder wählst. — Meine neun Töchter wollen dich bitten: nimm alle dauernd zur letzten Dienerin, die das Wasser auslassen, in dem du dein Bad hast; sie wollen des Mannes um deinetwillen entraten!“

Atemlosigkeit des Kampfes, Ekstase der Aufopferung fiebert in der Sprache der „Bürger von Calais“: „Einmal — weit

von Calais. Was sorgten wir um den Feind. Den finden wir vor Calais. Wir singen Lieder — wir schwatzen im Sattel — so ziehen wir in den blauen Tag hinein. Da geschah das. Da fegte ein Sturm in uns hinein. In den Seiten fasste er uns an — im Rücken schüttelte er uns — er brach durch unsere Reihen — er drückte uns auf den Boden — er sprang auf uns hin und her — er zerschlug unsere Helme und Panzer —! Wir sanken Blut in Blut —"

Die Schlacht selbst keucht in diesem Offiziersbericht!

Doch der Bilderreiche wird knapp und unabweisbar wie ein Scheck auf ein grosses Depot, sobald er seine Gestalten vor dem Schalter einer Bank versammelt, im Sprechzimmer des amerikanischen Milliardärs und im Industriekontor. Oder er schweigt ganz. Man drückt auf Taster, Glühlampen leuchten auf, Zahlen schwirren und geben dramatische Resultate. Hierzu knallende und fauchende Handlung! Mord, Brand, Explosion, höchst reiche Ernte des Todes. Was muss dieser Dramatiker in der Zeit seiner Unaufgeführtheit für Qualen erlitten haben, bei dem jede Seite von Theater und Tumult der Kulissen dröhnt!

Mit solchem Aufwand umkleidet Georg Kaiser eine Seelenanalyse, die stets von der breiten Strasse abweicht, auch wenn sie sehr solide ist. Diesem psychologischen Spürhund mit knifflichster Nasenveranlagung sind die kompliziertesten Schweissfährten gerade recht. Er reisst die alten und die neuen Etiketten herunter und lacht selbst heiligster Operntragik ins Gesicht. König Marke? Ein alter Hahnrei, der selbst betrogen sein will und auf diese Weise Tristan und Isolde zur Verzweiflung treibt. (Höchst begreiflich!) Judith? Europa? Junge Stuten, die sich vor jämmerlicher Untüchtigkeit und Parfümiertheit an zottige Männerbrüste flüchten. (Und zwar sind Holofernes und der gute Zeus nur Stationen.) Die Reichen? Arme betrogene Schächer, die vor ihrer eigenen Fried- und Glücklosigkeit auf der Flucht sind.

In der Sphäre der Geldkapitäne und der Industriekonflikte findet Kaiser den dichten Anschluss an die grosse sittlich-soziale Strömung. Ich persönlich glaube jedoch, dass ihn auch dieser Umkreis nur insoweit fesselt, als er ihn mit einem menschlich-

pikanten Einzelfall in Funkenkontakt bringen kann. Er ist doch ganz Artist, und wenn sein junger Milliardärssohn vom Verdeck der Luxusjacht zu den Kohlentrimmern hinabsteigt, wenn er später dem Fluch der Fabriken entrinnen will, so ist das zunächst ein blendendes Experiment. Dass es nicht auch ein oberflächliches Experiment wird, hier und da, überall, davor bewahrt den Dichter, neben jener Neigung für seelische Sonderzustände, der philosophisch-grüblerische Zug seines Wesens.

Georg Kaiser hätte die Ausmasse eines Grossen, wenn es ihm gelungen wäre, seinen ungeheuren Kraftverbrauch ganz aus originalen Mitteln zu bestreiten. Das ist nicht der Fall und bei diesem überquellenden Dichter leichter als bei anderen nachweisbar. Aber wer solchen unersättlichen Hunger der Gestaltung in sich trägt und die menschliche Tragikomödie nicht an einem Punkte, sondern in ihrer Totalität zu umfassen sucht, wird doch stets unser Mann sein. Gerade innerhalb der grossen literarischen Einseitigkeit, die uns befruchtet und innerlich emporführt, aber gewiss auch schon beherrschen will, brauchen wir Naturen wie ihn, die sich mit shakespearischer Hingabe an dem unerschöpflichen Formenreichtum des Lebens berauschen.

V. Oskar Kokoschka, der Dichter.

„Oskar Kokoschka ist 1886 in Pöchlarn an der Donau geboren. — Der Tod war sein erster Eindruck. Als Junge von fünf Jahren steht er vor einer offenen Grube. Der Bruder ist ihm weggestorben. Dieser Tod ist das erste Erlebnis, das sich in ihm hält, das überhaupt Bewusstsein in ihm formt. — Kokoschka hat in den Werdejahren das Begehren, Chemiker zu werden. Viele Jahre ist er schon Maler, hat er schon Werke geschaffen, die als Ungewöhnliches in der Zeit stehen, und immer noch — bis zu einem bestimmten Punkt — empfindet er das alles als etwas Provisorisches, als Behelf, der ihm vielleicht doch noch ermöglichen könnte, jenem grösseren Ziele zuzustreben. —

Kokoschka tritt in die Wiener Kunstgewerbeschule ein. — Fährt 1908 in die Schweiz. — Wird 1917 schwer verwundet.“ *)

*

*) Notizen aus der Monographie von Westheim über den Maler und Graphiker Kokoschka (Verlag Kiepenheuer).

Diese sprühende, zischende Flamme leuchtet so infernalisch grell, dass einem die Augen schmerzen. Und dabei weiss man nicht, ob sie morgen überhaupt noch leuchtet. Eins aber ist gewiss: sie wird von den Brennstoffen der Zeit genährt.

Gebt uns neue Bewusstseinsinhalte, neue Begriffe, neue Formen! Dieser tausendstimmige, wilde Schrei des jüngsten Geschlechts einer fiebergeröteten Epoche wird in der Elementarseele Kokoschkas zu einer Explosion, vor der nicht nur die Fensterscheiben der Ueberlieferung zerplatzen. Auch die Grundmauern fallen mit.

Kokoschka, der Maler und Graphiker, kommt von der optischen Dimension her über die Grenze in den mystischen Bezirk der Sprache, gibt den uralten aristokratischen Merkzeichen einen Fusstritt und tritt mit Pinsel, Grabstichel und Stift an die Wortfläche — wenn man es einmal so nennen will — heran, wie an Leinwand, Zeichenblock oder Kupferplatte. Er sagt mit bacchantischem Augenrollen etwa folgendes: Worte, euere Prägung ist abgesetzt. Ihr seid charakterlos und schimmelig geworden. Begriffe, ihr seid wie Dirnen von Hand zu Hand gegangen, die Preisgabe unzähliger Umarmungen picht an eueren schändlichen Leibern. Subjekt, Objekt, Prädikat, verdammte Schulteufeleien, Sätze und Satzkonstruktionen, ihr habt euch um unsere Seelen wie Schlangen geringelt und habt sie tausendmal erstickt und verschlungen gleich armen bunten Singvögeln, die eben zu den rauschenden Bäumen und zur Sonne emporfliegen wollten. Worte also, wertvoll nur, wenn ihr Sklaven seid, zittert und seid glücklich, dass ich euch in meinem Zorn nicht auch noch zu Buchstaben zerschlage, um endlich einmal zu den Müttern zurückzukehren.

So Kokoschka! Und nun malt er, buchstäblich, nicht etwa im verpönten übertragenen Sinne, Wortbilder und gräbt Satzradierungen in die Platte. Sprachausdruck und Ausdruck durch Linie und Farben fliessen zusammen.

Es ist nach alledem unmöglich, den Dramatiker Kokoschka unvorbereitet und mit den üblichen Ansprüchen zu lesen, ohne nach der vierten Seite in epileptische Krämpfe zu verfallen. Man verstehe mich wohl: es handelt sich nicht darum, ihn zu verspotten oder ihn in den Boden zu brüllen. Es soll

nur davor gewarnt werden, mit untauglichen Aufnahmeorganen an ihn heranzutreten. Eine unzweifelhafte Begabung, der die Fesseln der Geistigkeit und der Logik wie Riemen die Haut zerschneiden, sucht nach neuen Möglichkeiten der literarischen Gestaltung seelischer Vorgänge. Wir wollen das doch ernst nehmen. Wir wissen ja: Kokoschka und die anderen mit ihm, die Grenzüberschreiter und Fesselsprenger, sie rühren an Gebiete, die jenseits unseres Willens liegen. Sie rütteln am Gitter des Lebenskäfigs selbst und schlagen sich die Stirnen blutig. Aber wir wollen auch sie hoffnungsvoll zu denen rechnen, die undankbarste Johannes-Arbeit leisten.

Kokoschkas dramatisches Werk, soweit es bisher vorliegt, erstreckt sich über zehn Jahre und hat Platz in einem schmalen Quartband: „Mörder Hoffnung der Frauen“ (1907) — „Der brennende Dornbusch“ (1911) — „Hiob“ (1917) — „Orpheus und Eurydike“ (1918). Alle diese Visionen sind beherrscht vom Mann-Weib-Problem. Die Qual der Erotik ist in allen Stufen vom Grausigen bis zum Lächerlichen abgemodelt. Die Frau ist von allen Schleiern irdischer Lust umwallt. Der Mann tritt bald als Unterjocher, bald als Erlöser auf, und dies Motiv der Erlösung und irdischer Pein beherrscht überhaupt bis zur Gegenwart die Phantasie des Maler-Dichters. Hier und im Grotesk-Komischen sind am deutlichsten die Wurzeln erkennbar, die auf die Möglichkeit einer künftigen Entwicklung hindeuten.

Doch der Fall liegt besonders, und es wäre sinnlos, näher auf Inhalte einzugehen, da es sich um Gesichte und um Motive handelt. Ich gebe ein paar Stilproben.

Aus dem „Hiob“:

Das ist die laue Sommernacht —
Die verschwand und seufzt aus
    Einer tiefen Erdspalte
Wässert Zungen, säuert Tränen —
Hinter einem Nachtlicht flicht und spinnt
Ihr Netz die blonde Haarlocke,
Fängt die Helden gefahrengezogen.

Der charakteristische Ruf des Chors im „Brennenden Dornbusch“:

Warum bist du nicht gut?
Warum bist du nicht gut.

Aus dem Liebesgesang zwischen Orpheus und Eurydike:

Lass mich zu deinen Füssen, dulden,
Dass du, wie diesen Engel, besänftigst mich
— oder Gespenstern winkst.
Oh, deine Anmut! Meine Tollheit!
Nein, lass mich reden — ich liebe dich,
Liebe dich mehr als Glück.
— —
Ob Freuden noch mit den Flügeln über das Leben reichen?

Man sieht, in dieser ausgewählten Stelle seines bisher letzten, reifsten Schauspiels nähert sich Kokoschka schon wieder einer Sprachmelodie, die nicht nur ihm allein und dem Kreise seiner intimsten Jünger verständlich ist. Doch er will ja gar nicht allgemein verstanden sein und die Freunde der Verständlichkeit revanchieren sich dafür. Man erinnert sich, dass dieser Gegensatz bei der Kokoschka-Aufführung im „Jungen Deutschland“ in einem Theaterskandal ausgetragen wurde. Kokoschka führte damals selbst Regie und man sah einige vorzügliche Szenenbilder.

Hier interessiert nur das Prinzipielle. Kokoschka ist anscheinend gegen jede Lektüre seiner Textworte und wünscht, sie möchten etwa nur wie die Notenschrift in der Musik angesehen werden. Es ist klar, dass diese Auffassung, wenn sie sich verbreiten sollte, einen Teil unserer dramatischen Literatur in interessante Regiebücher und Anweisungen für den Beleuchtungsinspektor verwandeln würde. Wer den ungeheueren Einfluss beobachtet, den die Wunder der modernen Theatermaschinen auf die Phantasie der Jungen ausüben, wird derartige Befürchtungen nicht mehr ganz scherzhaft nehmen.

Auch hier wird schliesslich erst das Genie, das mit selbstverständlicher Souveränität die neuen Mittel der Szene seinen höheren Zwecken unterwirft, die ausgleichende Synthese herbeiführen.

Die abgekürzte Chronik meines Lebens

Von Gerhart Hauptmann

Erster Abschnitt.*)



ystischer und rätselvoller Zeitraum. Die Erinnerung vermag sehr tief hinabzusteigen. So bleibt eine frühe Misshandlung unvergessen, die der zweijährige Knabe von seiner, heimlich Branntwein trinkenden Amme erfährt. Sie zerschlug ihm dermassen den Rücken und das ganze Hinterteil, dass er nur unter den heftigsten Schmerzen sitzen oder liegen konnte. Vielleicht hat dieser frühe, ungewöhnliche Schmerz das Kind sich selbst zu Bewusstsein gebracht.

Schrecken, Entsetzen, jedenfalls Leiden bilden die frühesten Erlebnisse des Kindes. Sein anfängliches Wissen ist das von der eigenen Hilflosigkeit.

Das Triebleben und seine Befriedigungen haben keine Erinnerungen zurückgelassen. Der Schlaf löst das Staunen ab, das die unendliche Fülle erstmaliger Eindrücke stets wach hält. Die rettende Anlehnung wird empfunden, Mutter, Wärterin, aber die Sicherheit geht sofort in Entsetzen, Furcht und Verwirrung unter, wenn die Rückhalte sich zu verflüchtigen scheinen. Sofort empfindet der Knabe die ganze Welt fremd, hart und feindlich. Er ist das unendlich Kleine und Schwache, das dem unendlich Grossen und Starken gegenübersteht.

*) Gerhart Hauptmann arbeitet augenblicklich an einer Selbstbiographie, die den angeführten Titel trägt. Wir bringen daraus nach dem Manuskript das erste Kapitel zum Abdruck, das die Kindheitseindrücke des Dichters schildert und bis etwa zu seinem siebenten Lebensjahre führt.

Ein von Mauern umgebener Hof voll Soldaten. Das Kind sitzt auf dem Arm der Wärterin und schreit. Irgendeine Kränkung hat es in hilflose Entrüstung, Wut und Verzweiflung versetzt. Da öffnet sich eine Tür. Mit furchtbarer Stimme wird das Kind von einem Unteroffizier angedonnert. Es schweigt. Es hat vollständig vergessen, dass es überhaupt noch ein Stimmorgan besitzt.

Das Kind blickt aus einem Fenster im ersten Stock auf einen sonnigen Platz hinunter. Offiziere reiten auf wilden, steigenden und ausschlagenden Pferden durcheinander. Dazu spielt die Regimentsmusik. Die Pauke und das Becken haben Auftrag, das Doppelte und Dreifache zu tun. Es ist der Ersatz für Kanonenschläge. Die rohen Remonten sollen an Schlachtenlärm gewöhnt werden.

Der Knabe ist ganz allein. Um ihm Gesellschaft zu geben, führt man eines Tages einen anderen Knaben zu ihm. Er empfindet Ekel. Das idiotische Lallen, der zudringliche Schwachsinn des kleinen Menschentiers erzeugt Abscheu und Grauen und bewegt den Knaben zur Flucht.

Plötzlich, er weiss nicht wieso, hat er Mutter und Vater. Mutter und Vater beherrschen ein Haus. Es kommt ein Tag, wo er ebenso plötzlich einen Bruder hat. Des Abends im Bett wird gebetet: „Müde bin ich, geh zur Ruh, schliesse beide Aeuglein zu. Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein. Alle, die mir sind verwandt..." und so fort. Es ist manchmal schwer zu beten, weil man sehr müde ist. Wenn man es unterlässt, hat man gesündigt. Ausserdem setzt man sich allen Gefahren aus, die in der Welt lauern, und gegen die nur eben das erweichte Herz des lieben Gottes ein Schutz ist.

Der Bruder hat einen Korb Blumen unter sein Bett gestellt. Im Morgengrauen springt er auf, schlafend oder wenigstens schlaftrunken, und schüttet die Blumen zum Fenster hinaus. Auch der Knabe ist mit ans Fenster getreten. Schweigend marschieren Soldaten im Zwielicht. Regiment hinter Regiment. Ein endloser Zug von Bajonetten. Die Blumen regnen dazwischen hinein.

Später erblickt der Knabe verwundete Oesterreicher. Einer von ihnen hat ein blutdurchtränktes Tuch um den Hals. Man sagt dem Knaben, der Kopf des Mannes sei vom Rumpfe getrennt und nur durch das Tuch daran fest gebunden. Den Knaben schaudert's, aber er findet die Sache natürlich.

Später erscheint ein hübsches Gehölz. Rings herum sitzen Kinderfrauen mit Kindern in der Sonne. Der Knabe treibt mit den anderen Spiele im Sand, die ihn heimlich langweilen und immer aufs neue nicht befriedigen. Er weiss, dass der Haushund Waldmann mit ihm ist. Waldmann geht plötzlich in die Büsche. Er gerät in furchtbare Raserei oder ist schon in Raserei, als er wieder zutage kommt. Unermüdlich jagt er im Kreise umher. So rasend, folgt aber doch der Hund, sie umkreisend, dem Knaben und seiner Kinderfrau. Er wird in dem Raum hinter der Haustür eingeschlossen. Man kann ihn durch eine Glastür beobachten. Er rast nun innerhalb des geschlossenen Raumes umher: Stufe, Fensterbrett, Boden, Stuhl, Tisch, Stufe, Fensterbrett und so fort, ohne je zu ermüden. So tobt er, bis er plötzlich, Schaum vor dem Maule, kraftlos niederbricht.

Seitdem kann der Knabe nicht ohne Besorgnis sehen, wenn irgendein Hund in einem Gehölz verschwindet. Er ist erst beruhigt, wenn das Tier gesund und fröhlich wieder zutage kommt.

Der Knabe erfährt von einer erwachsenen Schwester. Aber er bleibt allein. Noch knüpfen sich weder mit der Schwester, noch mit dem Bruder Beziehungen an. Wenn er sich aus dem Fenster biegt, erblickt er ein tempelartiges Haus. In der Ferne wird ihm die Welt durch einen einzigen, schöngeformten, spitzen Berg abgeschlossen. Das Kind ist der Meinung, dass man von seinem Gipfel aus in den Himmel steigt. Die Welt ist ihm mit dem Berge zu Ende. Aber wenn sie auch dort zu Ende ist, ja, gerade weil sie dort zu Ende ist, muss das Kind immer grübeln, was eigentlich hinter dem Berge sein möchte. Immer wieder liegt es im Fenster, lauscht den Stimmen des Windes, betrachtet den Berg und den Berggipfel und sucht vergebens nach einer Antwort. Da es keine erhält, begnügt es sich mit den Schauern des Grauens, mit den unbestimmten Vorstellungen von endlosen Räumen und leeren Abgründen.

Der Knabe wird in das Spiel verwickelt. Er hat einen anderen Knaben, den Sohn eines Fuhrmanns, zum Kameraden gewonnen. Anfänglich langweilig, werden die Spiele genussreicher. Der Sommer hat andere als der Winter. Ganz früh sieht sich der Knabe einstmals auf einer grünen Wiese. Später wurde ihm klar, sie war inmitten des Kurparks gelegen. Zu



Szene aus Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber“
Nach einer Radierung von Käthe Kollwitz

hunderttausenden blühen Anemonen einer gewissen Art zwischen dem Gras. Das Kind unterliegt der tiefsten Versonnenheit. Es wird nicht müde, Anemonen abzupflücken. In stundenlanger Arbeit sammelte es geduldig einen ganzen Berg davon. Als es den Berg aber schliesslich sieht, empfindet es Enttäuschung, Leere und Traurigkeit. Es läuft davon und weint laut. Der Knabe wollte sich etwas aneignen, was ihn durch Schönheit berauscht und angezogen hatte. Er tat es mit ungeschickten Mitteln, in natürlicher Unerfahrenheit. Seine Spiele werden indessen sinnvoller. Er durchlebt heitere Sommerstunden, die paradiesisch sind. Purzelbäume auf grünen Abhängen unter Buchen. Eine Fröhlichkeit und ein Glück, wie es jungen Lämmern und Ziegen auf der Weide eigen ist. Die früheste Form der Jagd wird geübt. Knaben und Mädchen haschen einander. Es werden Holzäpfel von den Bäumen geholt, Berberitzen und Mehlbeeren gegessen. Im Winter werden Handschlitten vom Boden geholt, und das Schlittenfahren wird in der hügeligen Gegend zum leidenschaftlich genossenen Vergnügen entwickelt. Hitze dehnt aus, während Kälte zusammenzieht. Der Sommer verdunstet den Wein der Seele, der Winter hält ihn zusammen, schliesst ihn in ein Gefäss. Der Winter härtet das Holz, hält die Säfte im Innern, bereitet das Individuum und befähigt es zu späterer Blüte und Frucht, d. h. sich zu verschwenden, ohne sich aufzugeben. Sommer bedeutet Ausfahrt, Winter Einkehr.

Im Sommer führt der Knabe beinah das Leben eines Schmetterlings. Der Winter ist eine Zeit des Besinnens. Entbehrung macht schöpferisch. Der Knabe hat Zeit, auf Entdeckungen in sich selber auszugehen und sich unterm Dach des durchwärmten Hauses eine universelle Welt der Phantasie zu erschaffen, als ein Surrogat, und doch auch mehr als ein Surrogat, jedenfalls als etwas unumgänglich Nötiges zum eigensten Gebrauch.

Er lernt Vater und Mutter kennen. Immer mehr an diesen fremden Erscheinungen wird ihm vertraut und vertraulich. Er begreift etwas von den häuslichen Aufgaben des Elternpaares. Er begreift das Haus, seine Kammern, Gänge und Zimmer. Küche und Keller wird ihm vertraut. Bald weiss er, er wird geliebt und liebt wieder. Das Element der Familienliebe durchdringt ihn mit Wohligkeit. Seine Seele scheint mehr von

diesem als irgendeinem anderen Element abhängig. Zwar liegt nicht die Entscheidung über physischen Tod und physisches Leben darin, aber wohl über moralischen Tod und moralisches Leben.

Das Kind durchlebt Jahre der Sorglosigkeit. Jeder Tag ist unendlich lang, aber zu kurz in Rücksicht auf den paradiesischen Lebensgenuss. Die Sonne scheint auf die braune Diele und auf die Bauklötze. Sprechen wir das Wort Weihnachten aus. Der Sommer hat für ein Kind keinen annähernd hellen Glanz zu verschenken. Das festliche Glück dieses Tages durchzittert in Vorfreude und Nachbesitz die ganze Winterzeit. „O, du fröhliche, o du selige ...“ Das häusliche Winterleben des Nordländers ist seine eigentliche und tiefste Humanität.

Der Knabe sieht sich eines Tages im dürftigen Zimmer eines Schuhmachers, der ihm einige Male für Schuhe Mass genommen hat. Der Schuhmacher ist schwarz gekleidet und hat selbst ein Paar nagelneue Schuhe an. Diese Schuhe hat er mit eigenen Händen gemacht, aber er hat sie sich nicht mehr selbst angezogen. Die Sohlen sind sorgfältig abgeschabt. Seltsamerweise liegt der Handwerksmeister, pomadisiert, gewaschen, mit weissem Schlips und schwarzem Rock, Strümpfen und neuen Schuhen, auf einem Paradebett. Der Knabe sieht zum ersten Male einen Toten im Sarge liegen. Von dieser Stunde an muss er immer, wenn er die sauber abgeschabte Sohle eines neuen Schuhes sieht, an den Schuster und also an eine Leiche denken.

Noch aber denkt er nicht weiter und verfällt bald wiederum in die heiterste Sorglosigkeit. Physische Schmerzen vermögen nicht, ihn aus diesem Zustand zu reissen. Eines Tages ist sein ganzer Körper von Krätze bedeckt. Man bringt ihn zu Aerzten, zu einem Schäfer. Er wird mit scharfen Stoffen, wird von oben bis unten mit Petroleum eingerieben, was ihm unsägliche Pein verursacht. Aber die Lebensfreude, die selige Kindheit, nimmt es ihm nicht.

Das tut eines Tages, allerdings nur für Stunden und hin und wieder in der Folge für Augenblicke, ein Gedanke. Es ist der Gedanke seiner Alleinigkeit, seiner Einsamkeit. Es kommt ihm vor, als ob er trotz der vielen Menschen, die ihn umgeben, und der anderen noch zahlreicheren, die auf der Erde verbreitet wohnen, von Gott und Menschen verlassen wäre. Es ist ihm, als

sei die Welt eine treibende Eisscholle. Was macht es für den einzelnen Tröstliches aus, wenn viele andere Kreaturen, Menschen und Tiere, mit ihm auf der Eisscholle sind und in das gleiche Verderben treiben. Angstvolle Vorstellungen, dieser gleich, wurden durch kosmische Träume genährt, die den Schlaf des Knaben zuweilen erfüllten. Er hatte sie in gesunden Tagen, aber noch mehr in den Fieberzuständen der bekannten Kinderkrankheiten, von denen er nicht verschont bleibt. Ungeheure Vorstellungen terrestrischer und astraler Vorgänge nimmt er ins wache Leben herüber. Es gibt Mondphotographien, die die ungeheure Oberfläche dieses Erdtrabanten, zusammengezogen, bildhaft und plastisch machen. Das Bildnis auf kleinem Raum überträgt, etwa gesehen durch ein Stereoskop, der Geist wiederum in seine über alle Begriffe gehende Mächtigkeit. Es widerstrebt dem Sinn, sich diese gewaltigsten Massen schwebend zu denken. In seinen Träumen sieht sich der Knabe, als ein verlorenes „Nichts“ an Kleinheit, an diesen riesigen Ball geklebt und rotierend durch die allseitigen Abgründe des Weltraums mitgerissen. Es kam ihm vor, als sei es ihm gegeben, unter unendlichem Grauen mit Augen zu sehen, wovon für gewöhnlich ein geringes Teil schon zu ungeheuer für den menschlichen Gesichtssinn ist. In welches furchtbar seltsame Rätsel ist man hineingestellt?

Der Knabe gilt nicht für sehr begabt. Dass er solche Gedanken hatte, konnte man ihm nicht ansehen. Auch sprach er zunächst zu niemand davon.

Natürlich ohne von Immanuel Kant zu wissen, tat er sehr früh den Kantischen Schritt und trennte das Ding an sich von der Vorstellung. Die Fülle aller Bilder und aller Empfindungen, die ihm durch seine Sinne vermittelt wurden, sah er mitunter nicht ohne Pein als einen dichten Vorhang an. Und die Unmöglichkeit, hinter diesen Vorhang zu kommen, marterte ihn. Es ist nicht mehr der Berg, von dem aus man in den Himmel steigen kann, und den er vom Fenster des Elternhauses früher mit Schauern betrachtet hat, aber es ist doch dasjenige in ausgedehnter und reicherer Form, was damals zur Frage nach der Grenze der Welt geführt hat. Und immer ist es eine Beengung, aus der er sich lösen will.

Die Mutter sagte zu ihm: „Grossvater ist tot.“ Das ist im Herbst. Im sogenannten Posthof stehen viele alte Kastanien. Die stachlichen Früchte schlagen mit wohligem Knall auf den Erdboden. Die grünen Schalen zerplatzten und die braunen glänzenden Kerne rollen befreit auf der Erde hin. Darüber regnen herrliche Blätterfächer in allen Spielarten goldener Färbung. Dort steht ein hoher, zweirädriger Karren, und vor diesen Karren sind acht Knaben gespannt, die von dem einen wie mutige Füllen an Zügeln aus Zuckerschnur gelenkt werden. Der Lenker also und zugleich der wildeste und der lauteste ist der Junge, dem der Grossvater am gleichen Morgen gestorben ist. Lachen und Rufen. Der Karren wird unter Jauchzen mit einem Berge Goldes beladen. Der Knabe-Lenker steht darauf, wie ein leuchtender, jauchzender Genius, aber in seinem Innern ist Schrecken und Grauen.

Man hat ihn vor einer Stunde in das kellerartig kalte, finstere Zimmer geführt, in das man die Leiche des alten Mannes gelegt hatte. Er hatte eine unförmliche Masse gesehen, die, mit weissem Tuche bedeckt, schwer auf einer Bettstelle lag. Er vermochte es nicht zu begreifen, dass diese unförmliche, tote Masse dasselbe sein sollte, was ihm und dem ganzen Orte als die verehrungswürdigste Persönlichkeit gegolten hat. Noch sieht er den hohen Greis dahinschreiten, hört seine gütige Stimme, fühlt die zärtliche Hand, die so oft auf seinem Scheitel lag, und kann nicht fassen, wie etwas, das ist, nun auf einmal nicht sei und jemals nicht sein konnte. Das aber ist es nicht, was ihm, so laut auch sein Lachen klingt, als würgende Bitternis in der Kehle sitzt. Es ist vielmehr die Erkenntnis der Unentrinnbarkeit, durch die der Mensch mit dem Tode verbunden ist. Der sonnige Herbsttag hat dem Knaben die klare Erkenntnis gebracht, dass er, so viel er auch hüpfe und laufe, nur immer dem letzten Tage, der letzten Stunde, der letzten Minute, dem letzten Augenblicke des Lebens entgegeneile. War das seligste Jugendgefühl bisher zugleich ein Gefühl von schrankenloser Freiheit, so bemerkt der Knabe jetzt eine Schlinge, mit der er gefesselt, eine lange, unzerreissbare, dunkle Schnur, die in der Ferne verschwindet und durch die er mit der eisernen Faust des Todes ein für allemal fest ver-

bunden ist. Nicht mit dem leiblichen Auge, aber im Geist sieht er Hände, die jene Angelschnur gleichsam aufwickeln, an deren Haken er unrettbar hängt. Damit ist aber die Erkenntnis und die Empfindung noch nicht erschöpft, von der sein Gemüt bedrückt wurde. Er erkennt den unvermeidlich kommenden, letzten Augenblick als Gegenwart. Als eben solche Gegenwart, wie er sie augenblicklich erlebt, würde er ihn bestehen müssen.

Der Knabe hat um diese Zeit schon vieles zusammenfassend wahrgenommen. Es im einzelnen und im ganzen darzustellen, geht über Menschenkraft. Die Sprache des nahezu Siebenjährigen gibt in ihrem Reichtum, in der Fülle ihrer Begriffe, Zeugnis davon. Dinge und Menschen werden bereits, in einem weiten Umkreis, von dem Knaben aufgefasst, getrennt und zusammenhängend zur Kenntnis genommen. Ein Gasthof, in einem Heilort für kranke Menschen gelegen, sein Vaterhaus. Sein Vater der Wirt, seine Mutter die Wirtin. Eine Kurkolonnade, eine Kurpromenade. Mehrere tiefe, gemauerte Brunnen, bekannte Heilquellen. Der Besitzer des Bades ein deutscher Fürst. Badeärzte, Sanitäts- und Medizinalräte. Mit dem Frühjahr eintreffend mehr oder weniger furchtbar hustende Kranke, manchmal Sterbende. Polnische Juden, polnische und russische Adlige. Leute von niederem und hohem Stande, vornehme Damen, die von dem Knaben mit scheuer Ehrfurcht bewundert werden. Er wächst gleichsam innerhalb zweier getrennter sozialer Schichten auf. Der Volksdialekt und das gebildete Hochdeutsch sind ihm gleich geläufig. Zusammen mit seinen Spielkameraden fühlt er sich scheu und gedrückt, so oft er, beschmutzt und voll Strassenstaub, vornehmer Kurgäste ansichtig wird. Eine solche Gedrücktheit empfindet er nicht, wenn er sauber gekleidet und in der Nähe der Eltern ist. Aber er hat plebejische Neigungen. Ein sauberer Anzug behindert ihn. Er kann sich, so geputzt, nicht austoben und wirft sich je eher, je lieber wieder in die ungebundenen Kameraderien der Strasse und Gasse.

„Wilhelm von Oranien!“ Ein Badearzt, Sanitätsrat und Hagestolz, der nur im klangvollen Tone eines vornehmen Bonvivants reden kann und ein Abgott der Damen unter seinen

Patienten, ein Mann, der die besten Pariser Schneider beschäftigt und während des Winters Europa bereist, manchmal Weltreisen unternimmt, ist auch für den Knaben ein Gegenstand scheuen Staunens, ehrfurchtsvoller Bewunderung. Ein peinlicher Zufall will, dass der Knabe im Graben neben dem Wege liegt, wie es ihm vorkommt, zerlumpt und beschmutzt, als der gefeierte Weltmann im grauen Zylinder, das spanische Rohr mit dem silbernen Knopf in der Hand, den leichten Paletot überm Arm, vorüberspaziert. Er sieht den Knaben, mit leuchtenden Augen, durchdringend an und sagte das diesem unverständliche, unvergesslich gebliebene Wort: „Wilhelm von Oranien!“ Der theatralische Anruf lässt vermuten, dass der Knabe doch nicht ganz den verkommenen Eindruck machte, den er sich zuschrieb.

Als der erste Schulgang herankommt, erweist sich die Gefühlswelt des Knaben als von beängstigender Zärtlichkeit. Es sind vielleicht durch die Mutter Fehler gemacht worden. Sie hat dem Kinde vielleicht zu düstere Vorstellungen von dem kommenden Ernst des Lebens und von der Wichtigkeit des neuen Abschnittes ins Gemüt gesenkt. Andere drohende Bilder von der Grausamkeit des Lehrers und der Grösse zu bewältigender Aufgaben sind durch Spielgefährten vor das innere Auge des Jungen gestellt worden und haben ihn bis zur Verzweiflung hoffnungslos und furchtsam gemacht. Obgleich er dann, wie ein ins Wasser geworfener Pudel, heil ans Ufer und höchst vergnügt und stolz vom ersten Schulgang nach Hause kommt, bleibt doch im grossen und ganzen für ihn die Schule ein Leiden. Ein schleichendes Leiden, das einer dauernden, jahrelangen Krankheit zu vergleichen ist.

Und mit peinvoller Wehmut erkennt der Knabe, wie das Leben auf Gewinn und Verlust, auf Gewinn im Verlust und Verlust im Gewinn gestellt, wie man im Fortschreiten immer neuen Boden berührt und zugleich alten liebgewordenen Boden verlassen muss. Wie man dauernd stirbt, um dauernd zu leben. Wie das Gehen ein geschicktes Fallen und die Gefahr des wirklichen Fallens immer nahe ist. Ihm ist, als würde von roher Hand gewaltsam zerrissen, was ihn mit der Welt des Elternhauses, mit Vater und Mutter verband: schon dadurch

zerrissen, dass eine fremde Macht sich, in irgendeiner Beziehung, Gewalt über seine Person anmasste. Aus dem gesicherten, warmen Liebes- und Lebenskreise der Brutstätte gerissen, fühlt er sich in den Frost gleichgültiger oder feindlicher Fremde ausgestossen.

Das ganze Wesen des Knaben ist überzarte Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Beängstigend früh, mit sieben Jahren, unterliegt er dem Reiz einer lieblichen Mädchenschönheit, d. h. er empfindet geheim eine marternde Liebesleidenschaft. Natürlich ist sie, wie er überzeugend erkennt, aussichtslos, also unglücklich. Voll verzehrender Eifersucht sieht er den älteren Bruder, der Quintaner ist, und sieht dessen Klassengenossen mit dem elf Jahre alten Bremer Patrizierkinde auf Gärten und Promenaden spazieren und Ball spielen. Sie heisst Anna. Sie hat gelbes, offenes Lockenhaar. So jung sie ist, sie wird überall von hoch und niedrig, jung und alt in gleicher Weise verwöhnt und bewundert.

Der Knabe macht scheue Bogen, so oft er das Mädchen sieht. Einmal wird er als letzter beim Spiele geduldet. Er ist ungelenk, täppisch, fühlt sich als einen Inbegriff von Verächtlichkeit. Bildet sich ein, verachtet zu sein, und ist es auch wirklich. Kinder untereinander sind von ausgesuchter Härte und Grausamkeit. Hasste er seinen älteren Bruder oder war er ihm gleichgültig? Sicher ist, er beneidet ihn.

Nicht weit von der Schule befindet sich ein alter Holzschuppen. Das Heilbad hat sein Schauspielhaus. Lange weiss der Knabe nicht, was die Bestimmung des Schuppens sein mochte. Auch kümmert er sich nicht darum. Allein der Knabe wird täglich auf dem Schulweg an ihm vorübergeführt, und es verbreitete sich das Gerücht von seltsamen Dingen, die in dem allseitig fest verschlossenen Schuppen verübt und geübt wurden. Ursache dieser Gerüchte unter der Schuljugend ist ohne Zweifel ein Trauerspiel, das ausnahmsweise von der Schauspielgesellschaft des Kurtheaters vorbereitet wird. Des Vormittags, als die Schule sich leerte, ist Probe, und man sieht unter anderen Mimen einen besonders stattlichen in das Theater gehen. Schaudernd erzählen die Kinder untereinander, dass eben dieser Mann noch am gleichen Abend auf dem Theater getötet

werden wird. Der Knabe zweifelt nicht daran. An das Staunen gewöhnt und für das Wunderbare, das ihn überall umgibt, ganz ohne Massstäbe, kommen ihn damals die echten, tragischen Schauer an, die er auch immer wieder hervorrufen kann, als man ihn über die wahre Uebung der Kunst des Tragöden später aufgeklärt hatte.

Ansätze und Ausläufe

Aphoristisches von Alexander Moszkowski

Optimismus und Pessimismus können nur in ihrer Vereinigung richtige Ausblicke in die Ferne gewähren. Sie sind in der optischen Wirkung entgegengesetzt wie das Konkav- und das Konvexglas; aber diese beiden ergeben zusammen ein Fernrohr.

*

Es gibt Kritiker, die über Kunst, und Kritiker, die über „... ismen" schreiben. Sie leben in getrennten Welten und behandeln Dinge, die nichts miteinander gemeinsam haben.

*

Die rauschenden Aktschlüsse in der Operette und die knallig komponierten Kehrreime werden in der Theatersprache als „Schlager" bezeichnet. Das Wort entspricht der Sache, denn in diesen Nummern erscheint allerdings der Komponist als der Sieger und die Musik als die geschlagene.

*

Für die Orchestermusik war es ein Gewinn, dass Brahms seine Orchesterwerke schuf; und für die Oper war es ein Glück, dass Brahms keine Opern schrieb.

*

Mancher Dramatiker würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er ein abendfüllendes Stück zu einem Einakter, oder noch besser zu einem Keinakter verdichtete.

*

An der Menschennatur soll man niemals verzweifeln; selbst ein „Uebermensch" kann sich unter Umständen zu einem ganz brauchbaren Menschen entwickeln.

*

Ein sehr selbstsicherer Schriftsteller sagte mir: Wenn ich das Bedürfnis verspüre, etwas Neues und Interessantes zu lesen, so verschaffe ich mir diese Lektüre am einfachsten dadurch, dass ich einen neuen Roman schreibe.

*

Auch der amüsierlustigste Lebemann kann die Zeit nicht wirklich totschlagen, sondern höchstens nur scheintot. Sie wird wieder lebendig, was man daran erkennt, dass schliesslich die Zeit den Lebemann totschlägt.

*

Ein gänzlich verfehltes Kunstwerk kann durch eine schlechte Aufführung nicht verhunzt werden. Denn die schlechteste Aufführung wird immer noch imstande sein, einzelne Dummheiten des Werkes unhörbar zu machen.

*

Es gibt im Grunde nur e i n e Mnemotechnik: die Kunst des Vergessens. Man muss viel Unwichtiges rasch vergessen können, um für das Wichtige im Gedächtnis Platz zu schaffen.

*

Pianisten, bei denen es mit der Technik hapert, entschliessen sich gern zu einer „Zugabe". Ein feines Ohr erkennt leicht, dass sie in zahlreichen Takten Hunderte von falschen Nebentönen zugeben.

*

Die Altersschwäche äussert sich beim Schriftsteller nicht immer im Versiegen der Produktion, sondern bisweilen darin, dass er anfängt, seine Memoiren zu verfassen.

*

Wir haben neuerdings Rundtänze erlebt, die gegen den Rhythmus der Musik getanzt werden. Einem normal veranlagten Tonempfinder wird dabei ungefähr so zumute, wie einem Feinschmecker, dem die guten Bissen fortwährend in die unrechte Kehle geraten.

*

Der Historiker ist nach Schlegel der rückwärts gekehrte Prophet. Das gemeinsame Kennzeichen besteht fast durchweg darin, dass sie falsch rückwärts sehen und falsch vorwärts prophezeien.

*

Man hat ja so lange nichts von dem Dichter X. X. gehört? — Ja, dem sind früher einige gute Schüttelreime geglückt, aber damit hat er sich „ausgeschrieben“.

*

Zwischen Nichtskönnern und Halbkönnern ist ein scharfer Trennungsstrich zu ziehen. Sache der Nichtskönner ist es, unschädlich zu stümpern, während die Stümperei der Halbkönner schädlich wirkt.

*

Vom Veralten der Kunstwerke: Manches kommt schon altbacken auf die Welt. Und nicht viel frischer erscheinen Theaterstücke, deren erster Akt veraltet ist, während der letzte noch gespielt wird.

*

Auf der Schule haben sich Bewegungen entwickelt mit dem Programm, dass die Schüler in Zukunft den Lehrern Zensuren ausstellen wollen. Man sollte sich darüber nicht allzusehr wundern, denn in der Kunstgeschichte wird diese Praxis schon seit Jahrhunderten geübt.

*

Es gibt Schriftsteller, die leben vom Nichtverstandenwerden. Bei einigen von ihnen kann man sogar einen Aufstieg von Fiasko zu Fiasko beobachten. Das Geheimnis ihres Erfolges besteht darin, dass er nicht vorhanden ist, und ihr Lorbeer beginnt zu welken, sobald man anfängt, sie zu verstehen.

*

Wer es darauf anlegt, verkannt zu werden, der nimmt auch leicht die Figur des Weltschmerzlers an. Dann lebt er von den Sorgenrunzeln seiner Schriften und Gedichte. Träte ein unverhoffter Glücksfall ein, dann wäre es mit der Verhärmtheit zu Ende, und der Beglückte verlöre sein bestes Thema. Verkannt sein und Wehleidigkeit gehören zu einander und können einem Dichter das Leben auf längere Weile hin ganz behaglich machen.

*

Viele Lyriker besitzen in ihrem Talent einen Bezugschein auf Ruhm und Unsterblichkeit. Aber was macht man mit dem Bezugschein, wenn keine Ware am Platz ist?

Rolf Lauckners „Wahnschaffe" ist zur Aufführung in der ersten Spielzeit des „Großen Schauspielhauses" Max Reinhardts bestimmt.

Der Dichter gibt uns zu dem Stück, aus dem wir zwei charakteristische Szenen aus dem Manuskript zum Abdruck bringen, die folgende Analyse: „Das Drama ist der Versuch der Gestaltung eines Zeitbildes. Die Einstellungen zu den geistigen und sozialen Strebungen unseres Jahrhunderts spiegeln sich darin aus den Konflikten eines Mannlebens, das den Helden, Wahnschaffe, den Ideologen, vom Dichter zum Arzt treibt, von dort, enttäuscht und abermals gescheitert auf seiner Suche nach der Wirklichkeit, weiter zum Volksführer reisst, bis er tatmüde und erlebnissatt, zusammengebrochen unter den Wirkungen seiner Ideologien, sterbend zu seiner Einzelheit zurückfindet und wieder zum Dichter wird.

Die hier wiedergegebenen zwei Szenen sind dem zweiten Akt, der Arztepisode seines Lebens, entnommen."



„Wahnschaffe"

Drama von Rolf Lauckner

5. und 6. Szene

„Vielleicht Gestalt, vielleicht auch nur Gefühl . . .
Im Tiefsten lebt die alte Ungeduld
Und treibt das Drama in ein neues Ziel:
Es geht ja um die Sehnsucht, nicht um Schuld."

Personen:
Wahnschaffe
Elsbeth, seine Schwester
Lefèvre, der Rebell
Oberin.

Fünfte Szene.

Krankensaal. — Morgendämmerung.
Im Halbkreis hinten Betten. Vorn nach der Mitte zu, als Teil einer zweiten Bettreihe gedacht, Lefèvre, der Rebell, ein zerfallener Hüne.

Lefèvre: Hei! Ho! Wie waren die Arme stark! . . .
Ausgesaugt, eingeschrumpft,
Klein, krüpplig das Gerüst! . . .
Hei! Ho! Wie waren die Tage laut! . . .
Wenn gegen Fels und Himmel Lust aufschrie!
Echo verdoppelt von granitnen Wänden! . . .
Der Atem brach! Zerflogen ist der Sturm,
Verbraust, verweht, geduldig eingeschwiegen
Ins Elendbett der Welt . . .
Was übrig blieb, in Binden abgeschnürt,
Ein Knochenrest. Das Fette frassen sie dir langsam ab . . .

Freiheit ins Joch! Und Gottes Glut in Asche!...
Ein muffig Kirchenlied, — so klingt das aus!
(zu den Kameraden hinten und aufgerichtet)
Habt ihr Bären gesehen? . . .
Meerüber. . . . Gegen die Berge auf . . .
Felswüsten und Windgeschrei!
Eisklötze zwischen die Spalten geschoben,
Abgründe voll Wasserfall! . . .
In dem Geklüfte der Wildwasser zu greifen,
Steigt man über die Grenzen der Bäume
Höher ins Nebelmeer,
Sammelt die Rinnen, bricht die Gefälle,
Bis ihre Stimmen in eine gezwungen.
Mächtig in Röhren abwärts geleitet die Kraft,
Fliesst in die tausend Mühlen im Tal . . .
Habt ihr Büffel gesehn? Hirsche mit Stangen,
Stark wie das Kruppzeug im Krankengarten . . .
Ich sah . . . (er sinkt zurück)
Ein Mammut sah ich, aus dem Eis gegraben...
Ein Tier wie ein Wald! . . .
Ich hab' sonst nie geweint in meinem Leben . . .
Das war vor tausend Jahren! . . . Das hatten sie aus dem Eis gegraben . . .
So schwinden heute auch die Büffel, Elenhirsche,
Bären . . . Heute sterb' ich, Kameraden! . . .

Wahnschaffe (kommt, Lefèvre in den Operationssaal fahren zu lassen. Weisser Kittel usw.):
Lefèvre! Still!. Sie sind doch an der Reihe!

Lefèvre: An welcher Reihe, Doktor? . . . Euch ins Messer?

Wahnschaffe: Das wohl! Doch Ihnen zur Gesundheit.

Lefèvre: Glaubt Ihr das?
(lacht)
Gut! Zur Gesundheit — Glaubt Ihr wirklich?

Wahnschaffe: Gewiss! Nach menschlichem Ermessen . . .

Lefèvre: Doch misst Gott anders! . . . Dabei lügt Ihr noch!

Wahnschaffe: Lefèvre!

Lefèvre: Lügt Ihr nicht? . . . Dann schwört!
Nicht etwa: Werd' ich noch gesund, nein —
Kann mich Euer Schnitt noch einmal heilen?
(Schweigen)
Ich will Euch sagen, Doktor,
(er winkt ihn näher zu sich)
Ihr seid blass!

Ihr seid zu weich für Euer Handwerk hier!
Was wollt Ihr zwischen Krüppeln und Geschlagenen?!

Wahnschaffe (unsicher): Euch helfen . . .

Lefèvre: Helfen? Helft Euch selbst zuerst! . . .
Geht in die Welt!
Lernt ein paar Wunden Euch am Leibe schmerzen,
Dann werd't Ihr merken, dass das Helfen schwer,
Und anders anfängt als in Krankenstuben!

Wahnschaffe: Das lern' ich tiefer hier mit jedem Tag! . . .
Und später, wenn Sie wieder auf sind, will ich mich
Mit Ihnen über manches auch beraten . . .
(Lefèvre wehrt ab)
Ich weiss, Sie wollten viel in Ihrem Leben . . .
(Lefèvre wehrt ab. — Schweigen)
Sie dürfen sich nicht für kränker halten, als Sie sind.
Sie haben jetzt ein bisschen Mut verloren . . .
Sind Schmerzen da?
(Schweigen)
Wir schneiden einmal noch. Dann wird es hoffentlich das letzte Mal . . .

Lefèvre (winkt ihn nun wieder dicht heran):
Kommt einmal her zu mir.
Spart Eure Litanei. Ich hab' zu Haus ein Weib,
Das seit zwei Jahren meine Krankheit weiss . . .
Und seit zwei Jahren, die ich sterbend liege,
Plagt sie sich Tag und Nacht und Nacht und Tage,
Mir zu verheimlichen, wie's um mich steht! . . .
Gefälschte Briefe gehen hin und her,
Und Aerzte kommen mit bestochnen Mienen.
Harmlose Arzeneien stopf' ich ein . . .
Taucht irgendwo ein neuer Fachmann auf,
Läuft sie zu ihm, beschwört ihn, weiht ihn ein
Und schleppt mich endlich hin, damit ich höre.
Dass ich gesunder werde jeden Tag! . . .
Dann freuen wir uns beide eine Zeit!

Wahnschaffe: Sie . . . wissen . . .

Lefèvre: Das, Doktor, nebenbei! Und seit zwei Jahren! . . .
Doktor, Ihr friert? . . .

Wahnschaffe: Ich bin von solcher Liebe tief berührt . . .

Lefèvre: So tief, dass ich sie anders nicht vergelten kann,
Als dass ich eben das Geheimnis hüte,
Und ihr den Glauben stärke, dass ich glaube...
So mürbt uns Fröhlichkeit den Rest der Tage,
Und einer grinst dem andern ins Gesicht! ...
Das hat der Gott der Kinder gut gestellt!
Ein Feierabendscherz mit Maskerade ...
Wollt Ihr noch schneiden?

Wahnschaffe: Mir ist schwindlig ...

Lefèvre: Dann sitzt das Leben Euch zu tief im Hirn
Und will sich ans Entsagen nicht gewöhnen!
Das kannt' ich früher gut ... Heut bin ich klar.
Tobt gegen Unrecht! Bäumt Euch gegen Schmerzen,
Wie ich! Schützt Armut vor Bedrückung!
Kraft vor Neid!
Missgönnt der Schuld den ruhigen Genuss
Erschlichnen Guts und tadelt Herrschgewalt!...
Ihr habt noch lange Zeit zu diesem Spiel,
Bis Stück um Stück von allem Wahn gespalten,
Die Klarheit langsam ins Gesicht Euch steigt!...
Habt Ihr schon einmal weisses Haar getroffen,
Das Euch das Leben lobte? ... Denkt an mich! ...
Der letzte Tod ist noch der mildeste!
Auf Rechtsinn, Mitleid, Dankbarkeit und Treue,
Auf jeden Fetzen Seele steht ein Tod!
Und jeden Fetzen stirbt man ab! Noch schlimmer,
Erwacht zum nächsten Sterben, bis am Ende
Aus all den Leichenschalen: Mensch — Lefèvre,
Das Tier sich hebt und stumpf, getrieben, wund,
Nach Erde bangt! ...
Die einz'ge Hoffnung, die ich lang noch trug,
Ging auf ein rasches Ende ... Habt Ihr schon
Gesehen, dass ein Trauriger gestorben wäre?...
Vom Krebs zerwuchert, eitrig, ausgehöhlt ...
Doch, zwischen lichten Augenblicken Kraft,
Einmal noch will ich über mich bestimmen!
Und fluch dem Gott der Ungerechtigkeit,
Und fluch den Menschen, seinen Henkersknechten, ...
Reiss mir die Lappen vom zerfressnen Leib
(er reisst sich die Binden von der Brust und wirft sie fort)

Und press . . . und press das Restchen dünnes Blut,
Dem Leben . . . ins Gesicht . . .
(er sinkt erschöpft und röchelnd in die Kissen. Wahnschaffe starrt ihn an, unfähig sich zu rühren).

Wahnschaffe: Das heilt nicht mehr! . . .
Das ist . . . der Tod! . . .
(er steht einen Augenblick noch zitternd, dann sieht er sich langsam um, gewahrt ein Messer auf einem Tischchen, springt plötzlich hin und schreit):
Doch schneller und sicherer . . . hier, hier ist
Die Naht am dünnsten zwischen Mensch und Erde . . .
(er schneidet sich die Pulsadern durch und sinkt. von Erregung übermannt, zusammen. Die Oberin stürzt herbei).

Oberin: Der Doktor! . . . Hilfe!
zu anderen, die inzwischen erschienen sind):
Watte! Er hat sich die Pulsadern durchschnitten! . . .

Wahnschaffe: Nach . . . Lefèvre sehn . . .
(er wird ohnmächtig. Die Oberin hat einen Arm verbunden).

Oberin: (zu einem Umstehenden): Hochhalten!
(Einige der Kranken sind aus ihren Betten gehumpelt und umgeben neugierig die Gruppe. Abseits und allein stirbt währenddessen Lefèvre.)

Lefèvre: Heimat . . . Zu eng! . . .
Meere weit! . . . Felsen auf! . . .
Salz im Bart . . . Salz im Bart . . .
er wird unverständlich. Die Szene verlischt).

Sechste Szene.

Zimmer. Nacht.
In einem grossen, alten Lehnstuhl sitzt, bleich noch immer, mit verbundenen hochgeschienten Armen, Wahnschaffe, Elsbeth um ihn.

Elsbeth (steht hinter ihrem Bruder und liebkost ihn leise):
Nun sind wir ja wieder zu Hause, mein Junge,
Und alles findet Ruh . . .

Wahnschaffe: Lefèvre starb! . . .

Elsbeth (hält ihm den Mund zu):
Du schweigst! . . . Wir machen einen Plan,
Wir ziehn nach Rom . . .

Wahnschaffe: Und dort? . . .

Elsbeth: In Rom? . . . Weiss Gott! . . . Nur wieder auf die Flügel . . .
Du sitzt in unsres Vaters grossem Stuhl
Und hängst den Kopf?! Auf unsrem alten „Reiter"!

Wahnschaffe: Ist das der „Reiter"?

Elsbeth: Unser alter „Reiter"!
Besinnst du dich, wie der ins Blaue stieg,
Wenn unser Vater ihm im Zügel lag? . . .
Die Wand dadrüben war der Horizont,
Schilf, Wüste, Wasser, Felsen, wie er's brauchte,
Auf jeder Lehne eins von uns — ich hier . . .
Soll ich dir heute auch gestehn, weshalb
Ich immer lieber hier, zur Rechten, sass?
Dort hinten stand ein grosser Schirm am Ofen,
Der deckte mich, dass ich die Wand nicht sah.
Mir stieg das alles wirklich in die Augen . . .
Die Angst! Ich glaub', die Dschungeln seh' ich noch! . . .

Wahnschaffe: So gut erzählte er? . . .

Elsbeth: Und ritt ins Leben!
Von diesem Stuhl beherrschte er die Welt!

Wahnschaffe: Der Gute fuhr noch selten Eisenbahn,
Die jeden abgefahrenen Meter bucht,
Da täuscht kein Ziel mehr über lange Strecken!
Man will . . .

Elsbeth: Man will zu viel und muss geduldig sein!
Geläng' es solchen Fieberspekulanten,
Die Welt zu drehen, statt sie nur zu deuteln,
Wir hätten so viel Welten bald wie Köpfe,
Und eine mehr dazu! . . .

Wahnschaffe: Noch eine mehr?

Elsbeth: Natürlich! Nämlich zwei von dir allein,
Du schüfst sie heute so und morgen so . . .
Hast du für eine ungeteilte Konstruktion
Die eigne Mittellinie erst gefunden,
Dann bist du unterdes so klug geworden
Wie ich schon heute . . . Und nun schlaf wieder ein!

Wahnschaffe: An jedem Streben wirkt der Wunsch zu lenken.

Elsbeth: Lenkt der nicht mit, der ihren Sinn begreift
Und seinen Plan in ihre Achse stellt?

Wahnschaffe: Sinn begreift! . . .

Elsbeth: Der ist so klar, ist Leben und Vergehen!
Und seine Kraft der Welt ins Rad zu flechten,
Genügt's, dass man nicht gegen sie sich stellt...

Wahnschaffe: Nur drängt sich zwischen Werden und Vergehen
Als tiefrer Sinn das Spiel von Lust und Leiden,
Und mit des Lebenswissens Gabe tragen
Wir auch die Regung fremder Traurigkeit.

Elsbeth: Und fremder Freude, wie du stets vergisst!

Wahnschaffe: Was nützt mir, hundertmal mich satt zu essen,
Wenn ich **einmal** danach verhungern muss!
Was nützt ein Chor von Lust, wenn einer weint!

Elsbeth: Und was nützt Leben, wenn man sterben muss, nicht wahr? . . .

Wahnschaffe: Gewiss! Wenn auch im tiefren Gleichnis . . .

Elsbeth: Gut nur, dass dafür Trost noch in uns selbst.
Wir sind doch froh mit allen fremden Schmerzen
Und denken gross, trotz vieler Traurigkeit.

Wahnschaffe: Doch nur, weil wir für solchen Wahn uns selbst
Die Masse schufen, — wie wir Gott erfanden
Und ehren, unsre Armut zu bemänteln . . .
Wir bauen, wie die Bienen, bloss an Waben!
Wohl, dass der Blick sich oft zum Himmel irrt,
Doch, stumpf, am Ende beugt es ihn zur Erde!..
Stehn wir nicht haltlos hinter jedem Gram
Und hinter jeder Lust erniedrigt auf?
Was trägt uns weiter? Knüpft uns in die Sterne?
Die Mutter stirbt. Das Kind zieht in die Fremde.
Hilft uns Natur? . . Verzicht, Enttäuschung ist
Das ew'ge Ende . . . Ein Gebet ins Leere . . .
Wir bauen Waben . . .

Elsbeth: Ich denk' daran — und gleichsam dir als Antwort --
Wie uns der Vater oft in solchen Nächten,
Von Sternen bunt wie heut, ans Fenster nahm
Und uns den ganzen Himmelsgarten zeigte.

Wahnschaffe: Mit Kinderaugen drin spazieren gehn
Ist auch ein schönes Reisen! — Später stumm...
Jetzt schmerzt ein Weg im Strassenbett genug!
Auf andern Sternen bauen andere! . . .
So schichtet sich vielleicht ein Plan zur Sonne,
Von dem wir so viel ahnen wie die Biene
Von den Gesetzen, die ihr Zellenhaus
Ins Weltall fugen! —
(Schweigen)

Elsbeth: Du bist so tief erstarrt in deiner Schwermut,
Dass ich schon schliesslich froh bin, wenn du nur
Ins Allgemeine denkst und von dir weg! —
Von dort her finden wir schon eher Brücken...

Wahnschaffe: Ganz leicht! . . . Nicht denken, fühlen, sondern treiben!
Nach all den Lasten: Geist, — den Weg der Tiere!
Kopf ab und Herz heraus und mit dem Rest
Von Arm und Beinen schirrt man sich ins Leben
Nach Pferdekräften ein und Bankdepots.
Das ist die Strasse sich zurückzufinden . . .
Wer einmal so zuschanden ging wie ich,
Der kann nur bleiben oder — Bäume fällen!

Elsbeth: Da haben wir ja endlich unsern Plan,
Nach dem wir Tage suchen: Du wirst Gärtner!

Wahnschaffe: Gärtner, Soldat, Fabrikherr oder Trödler —
Ganz gleich. Das Wesentliche bleibt: Maschine!
Eins weiss ich heute, unser Götz *) tat recht;
Die Helden gibt es immer nur im Krieg!
Und schliesslich ist das auch ein Lebensziel.
Man schaufelt Erde, baut ein Haus darauf,
Sinkt mit der Dunkelheit in sich zusammen
Und schläft sich traumlos Kraft zum nächsten Tag.
So lebt man wenigstens doch einen Teil
Von sich zu Ende, sieht den Händen zu,
Hat Arbeit und Erfolg auf einer Karte
Und erntet aus Erfahrung, nicht so früh
Wie wir, erfühlend und daran verblutend, —
Doch nur zurzeit sein Stückchen Menschenschweres,
Und endlich tief genug ins Grab zu sinken!

Elsbeth (hat kaum mehr zugehört. — Aus ihren Gedanken):
Es ist doch nirgends Krieg? . . .

Wahnschaffe: Krieg? . . . Wer ihn sucht! Man schlägt sich
Immer wo.

(Schweigen)

Elsbeth: Nun hast du mich doch wirklich ganz
In deine traurigen Gedanken eingesponnen . . .

Wahnschaffe: Das kommt aus Vaters Wand! . . .
Wo blieb der Schirm? . . .

---

*) Eine Gestalt des Dramas, Wahnschaffes Freund.

Ihr Frau'n habt doch so wunderbare Gabe,
Die Blicke zu versenken, die dem Kopf
Erzählen möchten, was ihm nicht behagt . .

Elsbeth: Geschenk, das nur von unsern Männern stammt,
Die uns so gern Masslosigkeit als Kraft
Vortäuschen, himmelauf- und niedergehen
Und jeden Kummer zur Verzweiflung steigern
Und trüben Sinn zu Schwermutsraserei! . . .
Vielleicht ganz planvoll; denn ein wenig tragen
Wir doch noch immer mit an ihren Sorgen.
Und dieses Teilchen wird die grössre Hälfte,
Je übertriebner man das Ganze reicht!
So klug sind Männer! . . .

Wahnschaffe (im Einschlafen): Und so klug sind Frauen . . .

Elsbeth: Und kränkt sie gar nichts, kränkt sie Gott und Welt,
Bis sie den letzten Funken Glut vertan . . .
(sie merkt, dass er eingeschlafen)
Dann schlafen sie wie Kinder ein! . . .
Und wir? . . .
Muss es denn immer brennend
In hellen Feuern stehn? . . .
Es gibt so stilles Sorgen
Und leises Schmerzengehn!
Es gibt so viele Wege,
Wo niemals Schlaf hinfällt —
Hör' ich die Stimme klagen:
Irgendwo ist Krieg in der Welt!
Der eine ermüdet vom Wandern,
Der andere fällt im Streit,
Der Dritte wird fremd unter andern . . .
Nach Hause bleibt es weit!
Dass er doch einen fände,
Der ihm die Wache hält! . . .
Ich küss' deine kranken Hände . . .
Irgendwo ist Krieg in der Welt!
(Sie löscht das Licht und geht leise hinaus.)

Die Kriegswitwe.

Nun sind die Schatten wieder schwer,
Die Seele hat Rast gemacht,
Und über Hunger und Leid und Begehr
Senkt sich langsam die Nacht.

Bei Tage gab es der Arbeit so viel,
Arbeit um Kleider und Brot,
Nun aber das Dunkel herniederfiel,
Da kommt die einsame Not

Ich brauche nicht Liebe, ich brauche nicht Gold,
Das alles ist nichtig und hohl.
Ach, hätt' ich nur Tränen, so viel ich wollt',
Weiss Gott, es wäre mir wohl!

Was ist das Schönste auf dieser Welt?
Der Schmerz, wenn man einen vermisst.
Was ist das Schlimmste, das uns befällt?
Dass man ihn schliesslich vergisst.

Er schläft im Osten, man weiss nicht wo.
Das dritte Jahr ist nun rund,
Und oftmals bin ich schon wieder froh,
Und mein Kleid ist lange schon bunt.

Die Kinder wachsen, die Backen sind schmal
— Ach wären sie völlig und rot! —
Und wenn sie fragen: „Kommt er einmal?"
Dann sag' ich: „Der Vater ist tot."

Und sie lachen und spielen weiter das Spiel
Vom Tod fürs Vaterland —
Und wissen doch gar nicht, warum er fiel,
Und haben ihn niemals gekannt.

Heut hätt' ich sie glücklich satt gemacht,
Sie liegen, die Lamp' im Gesicht,
Und wenn ich die lösche, dann kommt die Nacht,
Aber der Schlaf kommt nicht.

Einst hab' ich mir kaum zu schlafen gegönnt,
Als er noch da war und schrieb;
Ach, wenn ich bloss weinen, bloss weinen könnt'!
Dann wüsst' ich, ich hab' ihn noch lieb.

Ein Duell

Von Andreas Latzko



ie Burg der Freiherrn von Györöky wurde um das Jahr 1500 von einer vorbeiziehenden Türkenhorde zerstört. Jahrhundertelang hüpften nur hungrige Ziegen über die vermoosten Mauerreste, und die „Geier Siebenbürgens“, die einst keinen Kaufmann hatten ungerupft passieren lassen, waren eine bescheidene k. u. k. Offiziersfamilie geworden.

Seit Menschengedenken hatte kein Györöky sich richtig satt gegessen, war das herrische Blut der Ahnen, durch die engen Röhren des Dienstreglements gepresst, in Trägheit und Servilität geronnen, als endlich unverhofft der Erlöser erschien. Ein deutscher Geologieprofessor, der, aus völkischer Anhänglichkeit zu seinen sächsischen Stammesbrüdern, einen Sommer lang die Täler Siebenbürgens durchwanderte, hatte den alten Burghügel, wie der Arzt eine kranke Brust, beklopft, und war mit ganzen Säcken voll Geröll und Schutt nach Hause gefahren, um wenige Monate später an der Spitze einer imposanten Autokolonne zurückzukehren. Unter den Gästen, die er mitbrachte, sass verlegen und misstrauisch der letzte Györöky, in der abgetragenen Uniform eines Infanterie-Oberleutnants. Er hielt, genau wie die Bauern der Umgebung, den kleinen Professor für einen kompletten Idioten, folgte verständnislos den langwierigen Verhandlungen in der verrauchten Dorfkneipe, betrank sich schön langsam — schlief ein — und dachte erst recht zu träumen, als er wachgerüttelt und von den mächtigen Geldmagnaten Herr Präsident tituliert wurde.



„Russisches Ballett"
Nach einer Radierung von
Ernst Oppler

Sein Misstrauen wuchs noch beim Anblick des umfangreichen Schriftstückes, das er unterschreiben sollte, damit es, wie man ihm erklärte, mit fortlaufenden Nummern von 1 bis 100 000 versehen, als Aktie vervielfältigt werde. Seine Erfahrungen mit Dokumenten, die oben eine hohe Ziffer trugen und unterschrieben werden mussten, waren die denkbar ungünstigsten, und der Gedanke: hunderttausend Papiere mit seinem Namenszug versehen in die Welt hinausflattern zu lassen, war ihm ungemütlich.

Vergebens bemühten sich die anwesenden Bankdirektoren und Justizräte, ihm den Unterschied zwischen Wechseln und Aktien klarzumachen; er lehnte es, als ein echter Györöky, entrüstet ab, über derlei Dinge, die nur Juden etwas angingen, belehrt zu werden. Zum Glück liess der kleine Professor, einer Eingebung folgend, das Wort „Vorschuss" fallen, und damit war das Interesse des bockbeinigen Präsidenten sofort geweckt. Er liess zunächst diskret durchblicken, dass ihm eine Reiseentschädigung nicht ungelegen käme, und nannte nach längerem Zögern, sichtlich selbst erschrocken über seine Kühnheit, die Summe von eintausend Kronen. Die Tatsache, dass — ganz gegen seine Erwartung — niemand sich entrüstet zeigte über seine Forderung, bestärkte ihn zunächst in der Ueberzeugung, rasend hineingelegt worden zu sein, und erst als er mit nicht weniger denn zehn Stück einwandfreien Tausendkronenscheinen schon in der Eisenbahn sass, begann es ihm allmählich zu dämmern, dass aus der Narretei des kleinen Professors am Ende doch noch was werden könnte.

Lange hielt diese Schüchternheit freilich nicht an. Er lernte die Macht seiner Unterschrift an Hand eines Scheckbuches kennen, und machte sich mit Eifer daran, alle gebotenen Möglichkeiten rasch auszunützen, von der heimlichen Angst getrieben, der schöne Traum könnte eines Tages doch noch in peinliches Erwachen münden. Mit der Kraft eines lange zurückgedämmten Stromes flammten alle Leidenschaften in seinem Blute auf! Die jahrhundertelang unterdrückte Herrschsucht seiner Ahnen, der alte, gewalttätige Stolz erwachte, wie das erstarrte Leben im Märchenschloss Dornröschens. Aus den aufgerissenen Flanken des Burghügels strömte verlässlich wie eine

alte Quelle die Dividende; und der letzte Györöky nahm, von allen Sklavenketten befreit, das Leben genau an der Stelle wieder auf, wo es seine Ahnen, von der Not gezwungen, unterbrochen hatten.

Auf einem der nahen Gipfel wurde die alte Festung, streng nach den Plänen der Familienchronik, mit allen ihren Kasematten, Wassergräben und Zugbrücken neu aufgebaut; Geschütze neuester Konstruktion glotzten durch die Schiessscharten; stramme Söldner, in den farbigen Kostümen des Mittelalters, standen mit Hellebarden und Musketen vor den Toren Wache. Der neue Schlossherr liess sich von seinen ehemaligen Regimentskameraden die kräftigsten, bewährtesten Unteroffiziere der ausgedienten Jahresklassen zuschicken, und hatte so bald eine Garde geworben, auf die er sich verlassen konnte. Er war reich, stark und mächtig, und sah nicht ein, warum er sich durch das unverschuldete Unglück, einige Jahrhunderte zu spät zur Welt gekommen zu sein, in seiner Freiheit sollte beengen lassen? Wer es nicht zufrieden war, sollte kommen, und ihn bezwingen!

So durchzog er an der Spitze seiner verwegenen Schar mit fliegenden Bannern die Umgebung, liess alles mitgehen, was ihn irgendwie reizte, jeden verprügeln, der ihm nicht auswich, und wer so einfältig war, ihn gerichtlich belangen zu wollen, bekam von den Hütern des Gesetzes die Auskunft, er möge die Vorladung dem Schlossherrn von Neu-Györök selbst zustellen. dann werde man ihm auch sein Recht verschaffen. Seit nämlich der Baron die Drohung: jede Amtsperson unter Granatfeuer zu nehmen, einmal wahrgemacht hatte, gab es, soweit die Geschütze der Festung reichten, keinen Richter mehr in Siebenbürgen.

Im Lande nahm man die tollen Streiche des unzeitgemässen Raubritters anfangs mit nachsichtigem Lächeln hin. Hurtige Librettisten dichteten eine Operette um den Baron, die Ansichtskartenindustrie und die illustrierten Zeitungen stürzten sich mit Eifer auf seine Festung, ein Journalist hatte sich sogar als Söldner anwerben lassen, um das Leben in der „Armee" des neuen Potentaten genau beschreiben zu können. Nur die wenigen, die das Unglück hatten in den Aktionsradius des frei-

herrlichen Lebenswandels zu fallen, hatten keinen Grund zu lachen.

Mit der Zeit allerdings wurden die ewigen Reklamationen und Beschwerden auch höheren Orts unangenehm vermerkt, aber man konnte sich trotzdem nicht lächerlich machen und die Wehrmacht der Monarchie gegen den Baron von Györöky mobilisieren! Selbst als er die Kirchen umzingeln liess und die Bräute, wenn sie ihm gefielen, vom Altar weg entführte, unter Berufung auf das „jus primae noctis“ seiner Ahnen, das er selbstherrlich wieder einzuführen erklärte — selbst gegenüber diesem unerhörten Sakrileg erwies sich der Staat, trotz Intervention des Erzbischofs, völlig machtlos, und die geprellten Ehemänner brauchten für den Spott nicht zu sorgen. Als man endlich — dem Drängen der hohen Geistlichkeit folgend — den Versuch unternahm, den Baron durch Sperrung seiner Geldmittel kirre zu machen, da richtete der Schlossherr alle Kanonen auf das mächtige Hüttenwerk zu seinen Füssen, und in dem so entbrennenden Duell zwischen Kirche und Grosskapital blieben die Aktionäre Sieger. Wohl wurde der Baron streng verwarnt, und die schärfsten Repressivmassregeln wurden in Aussicht gestellt. Aber für die Privatehre einiger Ehemänner ein Millionenwerk wirklich in Trümmer zu legen, das ging doch nicht an. Vor allem — so wurde amtlicherseits versichert — wegen der vielen tausend Arbeiter, die man nicht für Monate obdach- und erwerbslos machen wollte! . . .

So behielt der Baron, mit Ausnahme der unmittelbar Geschädigten, die Lacher wieder auf seiner Seite, und das einzige greifbare Resultat der aufregenden Staatsaktion war: dass der Vorschlag einzelner Zeitungen, Schloss Neu-Györök ausserhalb der Schussweite zu zernieren und auszuhungern, den Baron dazu veranlasste, bei den staatlichen Konservenfabriken für viele Millionen Lebensmittel zu bestellen. Ein Auftrag, den „mit Dank zu quittieren und pünktlichst zu effektuieren“, die Leitung der betreffenden Werke natürlich nicht ermangelte.

Nach diesem letzten, entscheidenden Sieg gab es für den Freiherrn von Györöky überhaupt keine Schranken mehr, die er noch respektierte. Wer sich seiner Willkür nicht unterziehen wollte, konnte nichts Besseres tun, als das Weite suchen.

So liessen sich denn auch Beamte mit hübschen jungen Ehefrauen schleunigst in eine andere Gegend versetzen, und den Eingeborenen blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, da sonst ihre Frauen — einmal entführt — es vorzogen, auch nach erfüllter Pflicht als vorübergehende Schlossherrin, hinter den Wassergräben der Festung vor dem eheherrlichen Zorn Schutz zu suchen. Auf diese Weise kamen die Söldner des Barons der Reihe nach zu einem Familienleben, und auf dem neuerrichteten Kinderspielplatz in der Mitte der Burg wimmelten bald scharenweise die Patenkinder des Freiherrn.

Der „Eisenkönig", wie man den Baron nach der Quelle seines Reichtums und seiner Macht getauft hatte, regierte als ungekrönter, aber unbeschränkter Herrscher. Wer irgendwie gegen ihn sündigte, den holte er sich mit seinen Söldnern mitten in der Nacht aus dem Bett, liess ihn auf dem Schlosshof öffentlich züchtigen und dann auf einen Esel gebunden nach Hause treiben. Den Esel durfte der Geprügelte als Schmerzensgeld behalten. So hatte der Baron seine Macht befestigt, hielt alle Dörfer und Städte in einem Umkreis von vielen Meilen in steter Angst, und wenn irgendwo bei Fackelschein und Trommelwirbel die Besatzungstruppen von Neu-Györök vorbeirasten, dann verkroch sich alles in die Keller, Polizisten und Gendarmen nicht ausgenommen.

Da geschah es eines Tages, dass der Baron im Vorbeireiten ein allerliebstes, rabenschwarzes Frauenzimmerchen erblickte, und zwar — zu seiner Ueberraschung — gar nicht weit vom Schloss, auf einem Terrain, das er für vollkommen abgegrast gehalten hatte. Es war die Frau des Ortsrabbiners Samuel Levy, eine Jüdin also, was alles erklärte, denn mit Juden wollte der Baron, seit er selbst Geld genug hatte, überhaupt nichts mehr zu schaffen haben. Frau Levy fand er jedoch einer Ausnahmebehandlung würdig und stürzte sich mit dem Gefühl: Neuland entdeckt zu haben, in das unbekannte orientalische Abenteuer.

Samuel Levy, ein ganz kleines, mageres Männlein mit fadenscheinigem Spitzbart und listigen Aeuglein, war unter seinen Glaubensgenossen als besonders pfiffiger Kopf berühmt. Die

wiederholten Aufklärungsritte des Barons vor seinem Hause waren ihm nicht entgangen, und so zeigte er sich überraschend gefasst, als, bei seiner Rückkehr von einer Gastpredigt in der Nachbargemeinde, das Nest leer stand.

Die Beete im Vorgarten waren freilich von Pferdehufen zerstampft, die Mauern vom Feuer der Fackeln geschwärzt, alles in den Zimmern durcheinandergeworfen wie nach einem harten Kampf, und das Dienstmädchen erzählte schluchzend und händeringend von der unerhörten Brutalität, mit welcher die Häscher des Barons ihre arme Herrin aus dem Hause geschleift und in die Sänfte geschleudert hatten. Allein dem Scharfblick Samuel Levys konnte es nicht entgehen, dass in dem aufgerissenen Schrank seiner Frau, just das schönste Festtagskleid und die feinsten Wäschestücke fehlten, und diese kleine Beobachtung half ihm, den erlittenen Verlust männlich zu tragen.

Er schleuderte seiner „entführten“ Gemahlin den vorgeschriebenen rituellen Fluch nach, nahm sein Sammetkäppchen und machte sich — ohne den Warnungen und Bitten seiner Getreuen Gehör zu schenken — unverzüglich auf den Weg nach dem Schloss. Eifrig trippelnd mit seinen kurzen Beinen, war er, Gebete murmelnd, in knapp zwei Stunden vor dem Festungstor angelangt, fand aber die Brücke hochgezogen und wurde durch das Sprachrohr mit infamer Höflichkeit aufgefordert, vorläufig draussen Platz zu nehmen, da der Schlossherr augenblicklich dringend beschäftigt sei.

Der Rabbiner nickte nur verständnisvoll, liess sich mit seinem Gebetbuch auf einem Baumstumpf gegenüber der Brücke nieder, und wartete geduldig. Bis gegen Sonnenuntergang liess man ihn so sitzen, dann erst sauste die Zugbrücke nieder, die mächtigen Torflügel öffneten sich schwankend, und an den geharrnischten Schildwachen vorbei schritt der kleine Samuel Levy mutig hinein in die Ritterburg.

Freiherr von Györöky empfing den kuriosen Gast in der geräumigen Ahnengalerie, faul in einen ungeheuren Armstuhl gelehnt; aus dem herrlich gehämmerten Pokal, der vor ihm stand, stieg der beizend-scharfe Dunst uralten Tokayers.

„Womit kann ich dienen, Herr Levy?“ — fragte er den Rabbiner in heiterster Gönnerlaune.

Samuel Levy duckte sich demütig, rieb die Handflächen gegeneinander, und sagte endlich, mit einem leisen Flackern in der Stimme: „Ich fordere Genugtuung, Herr Baron!"

Der Schlossherr schnellte empor, brach in ein schallendes Gelächter aus und fragte, die Hand an der Brieftasche: „Wieviel wünschen Sie, Herr Levy?"

Ein kurzer stechend-grüner Blick aus den listigen Augen, dann erscholl demütig die Antwort: „Herr Baron belieben zu scherzen! Ich weiss, Sie sind ein perfekter Kavalier und werden mir die ritterliche Genugtuung gewiss nicht versagen."

Baron Györöky schnitt eine feierliche Fratze, leerte den Humpen Tokayer auf einen Zug, stand auf, und machte ein tiefes Kompliment: „Also schön, wir werden uns schlagen! Sie sind der Beleidigte, Herr Levy, ich bitte Sie, die Waffe zu wählen! Ich habe Haubitzen und Mörser und gezogene Kanonenrohre, Pistolen, Rapiere und krumme Türkensäbel." — — —

Der Rabbiner erhob abwehrend beide Hände: „Wozu nehmen Sie sich so viel Mühe, Herr Baron? Das alles kenn' ich nicht! Wenn Sie mir Genugtuung geben wollen, so werde ich mir natürlich die einzige Waffe wählen, die ich von Jugend auf zu handhaben gewöhnt bin."

Der Baron verbeugte sich wieder bis zum Boden: „Und die wäre?"

Samuel Levy lächelte verschmitzt, legte seinen winzigen Zeigefinger auf die eigene Stirne und sagte, devot die Schultern hochziehend: „Mein Verstand."

Freiherr von Györöky warf sich in den Lehnstuhl zurück. „Ja, soll ich mich auf Ihren Verstand mit Ihnen schlagen? Wie macht man denn das, Rabbinerchen?"

„Ich werde mir erlauben, die Bedingungen des Duells Herrn Baron genau zu entwickeln", erwiderte eifrig Samuel Levy. „Herr Baron werden nur die Güte haben, sich von Ihren Dienern in diesen Lehnstuhl binden zu lassen! Alles Weitere" — — —

„Anbinden?" rief überrascht der Baron, „warum nicht gar!"

Levys Hände schnellten ihm beschwörend entgegen: „Bitte, bitte, Herr Baron!... Ich werde mich nur von der richtigen Ausführung meiner Bedingungen überzeugen und dann sofort in diesen anderen Stuhl gefesselt werden."

Der Baron winkte unwillig ab: „Unsinn! Was soll die Komödie?“

Nun wurde der Rabbiner energisch. „Herr Baron sagten doch selbst, ich als Beleidigter könne frei wählen! Nun gehören zu den Waffen, die ich am wenigsten benutzt sehen möchte, gerade Ihre Fäuste, Herr Baron! Da Sie bereit sind, sich meinem Verstande zu stellen, können Sie Ihre Arme für die Dauer des Duells ruhig ausschalten lassen. Ich werde ja genau so festgebunden werden wie Sie! Und ich kann mir nicht denken, dass der Freiherr von Györöky mehr Angst vor einem gefesselten Juden haben sollte, als umgekehrt.“

Ueber die Stirne des Barons huschte ein dunkelroter Schimmer. „Angst ist ein hebräisches Wort, Rabbinerchen!“ sagte er scharf, „und Sie müssen schon verzeihen, aber diese Sprache spreche ich nicht.“

„Nun also!“ meinte Levy, ohne die Miene zu verziehen, „dann können wir ja anfangen. Da ich als Ihr Duellgegner natürlich die Absicht habe, Sie zu verletzen, und Ihre Fäuste nicht gewöhnt sind, ruhig zu bleiben, wenn man Sie“ — — —

„Sie sind ein Hasenfuss!“ lachte der Baron. „Wenn ich mich mit Ihnen schlage, dann dürfen Sie mich verletzen, soviel Sie nur können. Ich rate Ihnen in Ihrem eigensten Interesse, auf das Anbinden lieber zu verzichten. Wie wollen Sie denn reden ohne die Händ', Rabbinerchen? Ich gebe Ihnen mein Kavaliersehrenwort, Sie nicht anzurühren, was immer Sie mir auch sagen! Das muss Ihnen doch genügen?“

„Selbstverständlich, selbstverständlich, Herr Baron! Kein Strick ist so stark wie das Kavaliersehrenwort des Freiherrn von Györöky, aber die Gewohnheit ist noch stärker! Herr Baron wären gewiss fähig, sich selbst die Hand abzuschlagen, die Sie wortbrüchig gemacht hat. Ich aber hätte mir dann schon den Kragen gebrochen, denn die Fenster dieses Saales gehen, wenn ich nicht irre“ — — —

Der Baron lachte aus voller Kehle. „Die Fenster liegen genau zweiundfünfzig Meter über dem Festungsgraben. Sie haben ein gutes Orientierungstalent, Rabbinerchen. Wissen Sie was? Die Sache macht mir Spass! Ich will das Duell ausfechten, wie immer Sie Ihre Bedingungen stellen. Nur lange dauern darf

die Geschichte nicht! Ich habe für diese Nacht auch angenehmere Dinge vor, als diesen Waffengang mit einem gefesselten Rabbiner."

Keine Muskel zuckte in dem hageren Gesicht Samuel Levys, als der Baron seine Unternehmungslust mit einem vielsagenden Schmatzen und Zwinkern begleitete, und seine schwere Hand vertraulich auf die Schulter seines Gegners niederfallen liess.

„Sie erlauben doch, dass ich mir vorher noch ein Gläschen Tokayer zu Gemüte führe? Darf ich Ihnen auch eine kleine Stärkung anbieten, Herr Levy?"

„Besten Dank, Herr Baron, ich möchte lieber nüchtern bleiben. Wenn aber Herr Baron mir die Ehre erweisen wollen, auch für mich ein Glas zu leeren — — —

„Von Herzen gern, Rabbinerchen. Treffen Sie unterdes Ihre Anordnungen. Einen Arzt werden wir wohl nicht brauchen?"

Samuel Levy zog sich, ohne Antwort zu geben, in eine Ecke zurück, verrichtete ein kurzes Gebet, und liess dann den Schlossherrn, der die zwei Pokale wie einen Schluck Wasser hinuntergespült hatte, von seinen Dienern mit Stricken und Riemen in den Lehnstuhl binden. Mit grosser Sorgfalt prüfte er alle Schlingen und Knoten, liess da und dort noch fester anziehen, und erst als alles zu seiner Zufriedenheit ausgeführt war, wurde auch er, sechs Schritte weit vom Baron, in einen Fauteuil gebunden.

Die Diener öffneten die Fenster, steckten neue Wachskerzen an, und erhielten, auf Wunsch des Rabbiners, den strengen Befehl, vor Morgengrauen, was immer sie auch hörten, den Saal nicht wieder zu betreten.

Die Türen fielen zu — — die Schritte verhallten — — die Gegner blieben allein. Und da geschah das Wunderbare!

Der mächtige Schlossherr von Neu-Györök, der das Fürchten noch nicht gelernt hatte, fühlte sich plötzlich ganz sonderbar verlassen. Die Stille war so tief, dass man die Kerzen knistern hörte wie in einem Totenzimmer; das ungewohnte Gefühl, nicht Herr über die eigenen Glieder zu sein, genau wie eine Leiche im Sarg, machte den Baron erschauern. Einen Augenblick lang war

es ihm, als wäre er auf der Richtstatt allein mit seinem Henker; und er sah, um neuen Mut zu schöpfen, herausfordernd zu Samuel Lèvy hinüber. Aber das Gesicht, das er erblickte, erschreckte ihn noch mehr! Alle Demut war wie weggewischt aus diesem Antlitz. Eine unerhörte, unerbittliche Sicherheit entströmte den flackernden Augen des gefesselten Juden, so dass der Baron sich beinahe versucht fühlte, seine Diener zurückzurufen, und nur mit grosser Mühe diese Schwäche überwand. „Los, los! Sie müssen sich beeilen, Rabbinerchen, denn ich habe nicht übel Lust, einzuschlafen!" — rief er endlich und zwang sich mit weltmännischem Duellgleichmut ein Gähnen ab.

„Ich bin schon da, ich bin schon da!" meckerte fröhlich der Rabbiner, und die Ungeniertheit, mit welcher er nun plötzlich seinen gewohnten Jargon benutzte, zeigte deutlich, wie wenig er sich beengt fühlte in seinen Fesseln. „Sie haben mir also, wie man so zu sagen pflegt, meine Frau verführt, Herr Baron, und sind wohl sehr stolz auf das Kunststück? Ich gönne Ihnen das Vergnügen. Warum soll ich es Ihnen nicht gönnen?... Wenn ich der Freiherr von Györöky wäre, ein Kavalier, der Fürsten unter seinen Ahnen hat, dann möcht ich mir erst ein schönes junges Mädel aussuchen, und nachher müsst sie der Rabbiner Levy heiraten. Das wäre für den Rabbiner Levy, ich muss schon sagen, sehr bitter. Sie aber machen es umgekehrt, Herr Baron, und sagen: Nach Ihnen, Herr Levy! Und ich sage: Wenn Sie so bescheiden sind, sich mit meinen Resten zu begnügen, so soll es mir eine Ehre sein. Sie können sich den Schmarrn gleich behalten!'"

Baron Györöky lächelte sauertöpfisch: „Ich danke, Rabbinerchen! Der Schmarrn ist so übel nicht, man muss ihn nur zu nehmen wissen."

Samuel Levy nickte zustimmend: „Ganz so, Herr Baron! Auf so was verstehen Sie sich viel besser. Wir einfachen Leut dort unten holen uns unsere Frauen schön sauber, ohne jede Anstrengung und Gewalttätigkeit. Dann erst kommen Sie und Ihresgleichen, und lassen Blumen auffahren und Brillanten, und tun schön, und strengen sich an für lauter abgelegte, nixnutzige Frauenzimmer! Ich weiss nicht: sind Sie so bescheiden oder nur so dumm?"

Der Baron verfärbte sich. Er warf dem Juden einen kurzen, stechenden Blick ins Gesicht und knurrte heiser: „Jud'! Sei nicht unverschämt! Du weisst: mein Ehrenwort schützt dich nur bis morgen früh."

„Sind Sie denn schon beleidigt?" grinste der Rabbiner. „Ich habe gemeint, ich kann Sie verletzen, soviel ich nur will? Wozu reissen Sie an den Riemen? ... Es scheint, Sie können nicht reden ohne die Händ'."

„Feiger Hund!" murmelte der Baron verachtungsvoll. „Du wärst längst verstummt, hätte ich nur einen Arm frei!"

Das Gesicht Samuel Levys strahlte auf, seine Stimme wurde hell und scharf, und hackte die Worte, wie mit Geierschnabeln, in das verzerrte Gesicht seines Gegners: „Natürlich! Wenn Sie einen Arm frei hätten, dann wären Sie wieder der Held, der jeden schwachen Juden, und jeden wehrlosen Bauern, und jeden, der irgendwie gefesselt ist und sich nicht zur Wehr setzen kann, grossartig niedertrampelt! Darum habe ich Sie ja in diese Falle gelockt, wie man ein grosses, gefährliches Tier eben fangen muss. Warum schimpfen Sie mich einen feigen Hund? Ich bin in einen Stuhl gefesselt, genau wie Sie, und sage Ihnen die Wahrheit; ist das feig'? ... Wie feig' waren dann Sie? Soweit Ihre Familienchronik reicht, haben Sie und Ihre Ahnen nie was anderes getan, als gefesselte Menschen misshandelt, Kaufleute ausgeraubt, Leibeigene peitschen lassen, um ihren Schweiss zu versaufen und zu verjuxen. Solche feige Hunde waren Ihre Ahnen und Sie" — — — —

„Noch ein Wort über meine Ahnen, und ich schlage dich tot!" brüllte der Baron ausser sich.

Samuel Levy lächelte überlegen: „Wann? ... Morgen früh? Ja, das glaube ich! Morgen früh wäre ich wieder der schwache, gefesselte Jud', und Sie hätten wieder hundert Schiessgewehre hinter sich! Warum können Sie jetzt nichts tun als nur fluchen und die Zähne fletschen wie ein gefangener Gorilla im Käfig? Sehen Sie jetzt" . . . .

Der Rabbiner stockte und wurde weiss bis unter die Augenbrauen, denn der Baron hatte sich einen ungeheuren Ruck gegeben, war mit seinem Stuhl so weit nach vorne geflogen, dass die Armlehnen karambolierten und Samuel Levy den keuchenden

Atem des Riesen in seinen Haaren fühlte. In banger Erwartung starrte er auf die mächtigen Arme, die sich wie harpunierte Haifische wanden.

Aber die Stricke hielten fest! Der Rabbiner atmete auf, hielt dem Schäumenden sein grinsendes Gesicht entgegen, und kicherte vergnügt: „In Ihrer eigenen Wut werden Sie ersticken, Sie grosses, brutales, böses Tier!"

Der Baron versuchte, ruhig zu werden. Er kniff die blassen Lippen fest zusammen und flüsterte mit verhaltenem Atem: „Du tust mir leid! Du ahnst gar nicht, was dir morgen früh bevorsteht."

Samuel Levy lachte triumphierend: „Für mich brauchen Sie keine Sorge zu haben, Herr Baron. Wenn mich der Gott der Juden nicht ganz im Stiche lässt, und ich meine Kräfte nicht sehr überschätzt habe, dann trifft Sie noch vor Mitternacht der Schlag!"

Ein unartikulierter, tierischer Wutschrei entfuhr der Kehle des Barons. Er konnte nicht länger an sich halten, brüllte so laut er nur konnte seine Diener herbei, stemmte sich verzweifelt gegen die Taue, die ihn niederhielten, und winselte zwischendurch erschöpft um Gnade.

Aber der Rabbiner kannte kein Erbarmen. „Wer ist jetzt der Hasenfuss?" schrie er seinem Opfer höhnisch ins Ohr. „Fühlen Sie jetzt, was es heisst, sich nicht wehren zu können? Fühlen Sie, wie wohl es tut, niedergehalten zu werden von Paragraphen oder Stricken, Panduren oder Söldnern? — — — War es lustig, mit den Händen in den Taschen dazustehen, während erwachsene Menschen, auf die Pritsche geschnallt, wie Kinder brüllten unter den Stockhieben? — — Jetzt lache i c h ! — — — und habe keine Söldner, und keine Kanonen, nicht einmal meinen eigenen rechten Arm habe ich mir frei behalten, um Sie zu züchtigen! Gleich auf gleich sitzen wir uns gegenüber, und ich werde Sie ersticken machen, wie einen Floh, den man zerdrückt! . . . . Ja, brüllen Sie nur! Sie haben ja in Ihrer Dummheit selbst strengen Befehl gegeben, uns nicht zu stören vor morgen früh! Holla! Was ist denn? Sie werden ja schon blau!" . . .

Mit einer letzten, übermenschlichen Anstrengung hatte sich der Baron noch einmal in seine Fesseln hineingeworfen, spannte

alle Muskeln bis zum Platzen an, dass der Lehnstuhl schrie und die Stricke knirschten, bis — — — mit einem furchtbaren Krach der mächtige alte Stuhl in Stücke brach — und Freiherr von Györöky plötzlich aufrecht dastand, behängt mit Stücken des gesprengten Fauteuils, wie mit den Teilen einer geborstenen Rüstung.

Samuel Levy rief gellend laut seinen Gott an und duckte sich demütig, bereit auf das Ende.

Aber der erwartete Schlag sauste nicht nieder! Der Baron torkelte wie ein Trunkener, griff mit auseinandergespreizten Fingern Halt suchend in die Luft, machte einige seltsame Tanzschritte, verlor endlich das Gleichgewicht und blieb regungslos liegen. Draussen auf dem Schlosshof schlug die grosse Turmuhr gerade das letzte Viertel vor Mitternacht.

Als nach vergeblichem Pochen und Horchen die Diener bei Morgengrauen vorsichtig den Saal betraten, sass der kleine Samuel Levy laut schnarchend in seinem Stuhl. Vor ihm lag dahingestreckt der Schlossherr von Neu-Györök, genannt „der Eisenkönig“, und war mausetot.

Die Verjagten

Novelle von Heinrich Mann



Seit gestern ist nun auch die sechszehnjährige Linda Barocci gestorben. Alle, die sie kannten, sagen, dass sie glücklich zu leben verdient hätte, denn sie war gut und tapfer, was sie schon lange vor ihrem letzten Unglück bewiesen hatte, draussen vor Porta Agnese bei ihrem Verwandten Nazzarri, der ihr nachstellte. Nazzarri Umberto hatte seine Gärtnerei gleich hinter dem Heiligtum Sant' Agnese. Er war ein stattlicher Mann mit lebhafter Gesichtsfarbe. Die Linda, blond, weiss und sehr zierlich, fand ihr Heil, wenn die Laune ihn ankam, stets nur in ihrer Schnelligkeit. Denn der Garten ist gross und geht in das offene Feld über. Wenn der Nazzarri der Kleinen lästig fiel, trat manchmal seine Gattin dazwischen, die Frau Amelia, oder besser gesagt, sie rief ihrem Gatten von der Tür her Namen zu, die keine Kosenamen waren; aber persönlich zur Stelle zu sein, ward ihr schwer wegen des Gewichts ihres Körpers. Diese beleibte Person hatte ein gutes Herz, das die Linda die versuchte Untreue ihres Gatten nie entgelten liess. Vielmehr bezeigte sie ihr das innigste Mitleid und warnte den Nazzarri vor allem Unglück, das seine böse Lust nicht verfehlen würde heraufzurufen. Er aber wollte nicht hören. Gereizt durch den Widerstand des Mädchens, hetzte er sie oft umher wie toll, und besonders zu der Stunde, wo auf die Campagna die Dämmerung herabsteigt. Dann sahen Nachbarinnen Linda dahinhuschen über den Boden, klein und leicht wie eine Fledermaus, und irgendwo darin verschwinden. Denn die Erde hat dort versteckte Löcher, die zu den alten Katakomben hinabführen, und in ihnen findet man schwer den, den man sucht, wenn auch zuweilen solche, die man nicht gesucht hat und die

das Licht scheuen. Der Nazzarri musste draussen warten, bis es der Linda gefiel, zurückzukehren. Einmal, sagten sie, habe er 48 Stunden lang warten müssen. So verzweifelt war das Mädchen, dass es sich drunten verirrt hatte und halb verhungert hervorkam.

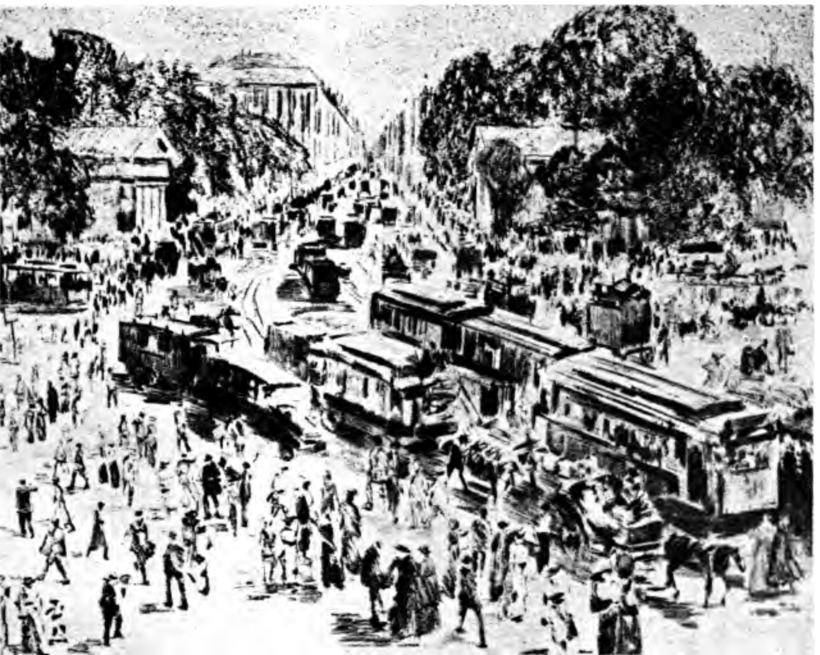
Dem konnte die gute Tante Amelia nicht länger zusehen. Sie und die Linda taten soviel und soviel, bis endlich der Nazzarri dem Mädchen zu gehen erlaubte. Sie suchte sich eine Stelle als Magd in Rom; er war aber dahinter, dass es bei strengen Leuten wäre und in einem Haus ohne Jugend. Die Frau Gräfin Marinotti hat ihren Palast in Via Argentina und bewohnt ihn allein mit ihrer Zofe und Haushälterin Bona Chichetti, die bei Jahren ist wie sie selbst, und eine Gehilfin braucht, und diese war die Linda. Sie erlangte die Zufriedenheit der beiden Alten, und so oft der Onkel Nazzarri sich einstellte — er stellte sich aber jede Woche zweimal ein mit seinen Gemüsen —, ward ihm geantwortet, dass nichts Unrechtes zu merken sei an der Linda. Denn sie gehe nur aus, wenn ihr Dienst es verlange, niemals am Abend, und kein Mann komme ins Haus. Eines Tages aber sollten die guten Alten einen kommen sehen. Er war erst achtzehn und war ein Kohlenträger, Aldo Canta, von Montereale, Provinz Aquila, woher auch die Linda kam. So trug er ihr das Säckchen mit dem Holz, das sie geholt hatte für den Herd, und folgte ihr bis vor das Haus. Schon beim zweitenmal aber ging er mit ihr die Treppe hinauf, zu dem Saal im Adelsstock, wo die Gräfin in Gesellschaft ihrer Zofe Chichetti bei dem Kohlenbecken sass. Und als sie die beiden jungen Leute auf der Schwelle sah, rief sie ihnen zu, herbeizutreten, und sie taten es, und Aldo sagte, dass er der Linda wohlwolle, und sie sagte, dass sie beschlossen habe, ihn zum Mann zu nehmen. Da aber die beiden Alten erklärten, den Fall müssten sie dem Gärtner mitteilen, fing das Mädchen zu weinen an, und der junge Mann weinte mit ihr aus Zorn, weil sie ihm gesagt hatte, wie die Dinge standen. Die Tränen der jungen Leute bewogen sowohl die Gräfin wie die Zofe zum Mitleid, so dass sie dem Nazzarri, als er wiederkam, die Sache verschwiegen. Dennoch aber fasste er Verdacht, weil das Mädchen nicht mehr zaghaft schien, sondern den Kopf hob und sang. So kam es, dass der Aldo und die Linda, als sie eines

Abends, schon im Dunkeln, vor dem Haus hin und her gingen, um die Ecke der Via Barbieri den Nazzarri erscheinen sahen, und dieses Mal ohne Gemüse und in der Haltung eines Spähenden. Das Mädchen, zitternd vor Furcht, griff nach der Hand des Verlobten und zog ihn hinter die Haustür. „Er hat uns schon gesehen", flüsterte sie. „O mein Aldo, was jetzt?" — Er sagte: „Ich will mich nicht verstecken, lass mich hinaus, Linda, und du sollst sehen, wie die Sache endet." — Sie hielt ihn aber fest mit aller ihrer Kraft und beschwor ihn, dass er das, was er meine, nicht tun dürfe, denn der Nazzarri sei der Bruder ihrer Mutter. Und damit er nichts unternehmen könne, zog sie ihn die Treppe hinauf. In die Haustür trat schon der Nazzarri und war sogleich hinter ihnen her. Sie liefen über die erste Treppe. Der Gärtner, auf ihren Fersen, rief: „Das sollst du mir bezahlen, Verführer meines Kindes!" und Aldo rief zurück, schon von der zweiten Treppe: „Bezahlen wirst du selbst!" Da waren sie im Adelsstock, und von dem Geschrei kamen die beiden Alten hervor. Durch sie ward der Gärtner aufgehalten, die jungen Leute erlangten einen Vorsprung, sie erreichten ein Zimmer unter dem Dach und sperrten sich ein.

Da atmeten sie nun nach dem Lauf, standen und sahen erregt einander an. „Ich wollte es nicht sagen," gestand Linda, „aber ich wusste es, denn ich hatte einen Mönch von Sant' Agnese gesehen, der uns beobachtete, und so wusste ich, wir seien verloren." — „Das sind wir nicht", sagte Aldo. — „Aber er wird mich dir fortnehmen." — „Das wird er nicht tun," sagte Aldo. Und inzwischen hörten sie schon seinen Schritt vor der Tür. Er riss daran und trat dagegen, obwohl die beiden Alten ihm zuredeten; aber er hörte nichts und schrie nur immer nach dem Verführer seines Kindes. „Wohin mit uns, wenn die Tür zerbricht", sagte Linda. Aldo aber öffnete die Fenstertür und sah, dass das Zimmer in einem Winkel des Hofes lag. An der anderen Wand des Winkels war ein Balkon, dorthin dachte er zu entkommen mit seiner Geliebten. Er sagte ihr, er wolle den Sprung wagen über den Abgrund, und dann werde er ihr zu helfen wissen. Aber sie zeigte ihm die klaffenden Risse in dem Stein des Balkons, seine lockeren Eisenklammern, und dahinter das verfallene Haus. Denn dieses ist ein Haus, das seine Bewohner

verlassen haben, und die Arbeiter, die es wieder herstellen sollen, betraten es noch selten. Der junge Kohlenträger sprach nichts mehr, er schwang sich, indes Linda dastand ohne Regung, über das Fenster, erfasste ein Stück Eisen in der Mauer, trat in eine Lücke zwischen den Steinen, dann in die nächste, und so bis zum Balkon. Behutsam stieg er hinein, und aus dem Zimmer dahinter holte er eine Leiter, die schob er hinüber, in das Fenster zur Linda. „Komm!" sagte er, und sie kam, — über die Leiter, deren anderes Ende er nicht auf die unsichere Brüstung des Balkons legte, sondern in seiner festen Hand hielt. Wie sie aber mitten über der Tiefe kniete, gab im Zimmer hinter ihr die Tür nach, und der Nazzarri stürzte hinein. Ein Blick, erstarrt waren sein Geschrei und seine geschwungene Faust. Die beiden Alten kam eine Schwäche an. Aldo drüben empfing in seinen Armen die Linda, und gemeinsam traten sie in das Dunkel des verlassenen Hauses.

Wer sich nicht zufrieden gab, war der Gärtner. Er machte Aufruhr im Hof und auf der Strasse. Die meisten lachten ihn aus, auch die Wächter glaubten ihm nicht, denn das Haus war verschlossen von allen Seiten. Mehrere Neugierige fanden sich immerhin, die im Hof Uebungen anstellten, um ein langes Seil bis dort hinauf und über den Balkon zu werfen. Zum Schluss gelang es ihnen, aber wie man ein wenig daran zog, fiel ein Stein herab, und so liess man es. Erst am Morgen konnte Nazzarri den finden, der den Schlüssel hatte, und das Haus öffnen. Hierbei drangen viele mit ein, denn der Fall war in der Strasse umhergekommen, und sie sahen es als ein Abenteuer an, das nicht ohne Grauen und Gefahr wäre, führten einander irre im Haus, erschreckten einander und ahmten die Stimmen von bösen Geistern nach. Die Liebenden inzwischen zogen sich vor der nahenden Menge zurück, aus dem Innern des Hauses, hin und her, bis in seinen äussersten Winkel, und so fanden sie sich am Ende wieder in dem Zimmer, durch das sie hineingelangt waren. Es sah so wüst und kahl aus im Tageslicht, als sagte es ihnen, hier ende die Welt. „Nun geht es in Wahrheit nicht weiter", sagte Linda. „Nur einen Schritt noch", sagte Aldo. „Mit dir!" sagte Linda, und sie traten auf den Balkon hinaus, an seinen Rand, der schon wankte. Vom Hof die Leute sahen es,



Der Potsdamer Platz in Berlin
Nach einer Radierung von Paul Paeschke

welche ernste Gesichter sie beide hatten, die Augen gross aufeinander, und blauer Himmel nahm ihre Stirnen auf. Unter ihren Füssen geschah ein Krachen. Ihre Arme hoben sich, sie wollten wohl hingreifen, wo ein Halt wäre; und so fassten sie eines um das andere. Umschlungen stürzten sie hinab. Aldo, der zuerst unten aufschlug, war sofort tot. Die Linda fiel auf ihn, sie brachten sie noch lebend in das Hospital Santo Spirito. Zu ihrem Glück blieb sie ohne Bewusstsein. In der Nacht starb auch sie. Sie war sechszehn Jahre alt, ihr Aldo erst achtzehn. Sie hatte die Mutter in Montereale, Provinz Aquila.

Du meines Lebens Trostgefährtin

Von Max Herrmann

Du meiner Lebensirrfahrt getreue
Trostgefährtin, wo treiben wir hin?
Singt aus dem Rhythmus von Bosheit, von Reue,
Lust und Verzweiflung sich segnend ein Sinn?

Wird uns nicht jede jähe Entzweiung
— wie Geschwister oft Torheit entstellt —
zu einem neuen Flug der Befreiung
aus der tiefsten Zerstörung der Welt?

Band uns nicht stets das erbittertste Streiten
gegeneinander nur heisser in eins?
Sahen wir nicht durch Tränen die Weiten
seliger Meere voll Sonnenscheins?

Könntest du leugnen, dass uns am letzten
göttlichen Tage Beglückung belohnt,
dass die durch so viel Irrsal Gehetzten
ewig sich lieben auf holderem Mond?

Dass ich nicht sinke, eh uns die neue
Flammenverklärung unendlich krönt:
Gott ist in dir, meines Lebens getreue
Trostgefährtin, mit mir nun versöhnt.

Aus der Sammlung „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit". Verlag S. Fischer, Berlin.

Morgenröte?

Von Carl Sternheim



Deutsche Revolution nach Erstürmung von Minister- und Deputiertensesseln, Wurst- und Delikatessenläden scheint bei einer Anzahl Deutscher werden zu wollen, was ich seit Jahren vorschlug, und wofür ich eine Reihe brauchbarer künstlerischer Gleichnisse bildete: Umsturz der Bewusstseinsinhalte.

Oder besser: Ausmistung vorhandener, von bürgerlichem Willen vorgeschriebener und nach einer Wertpyramide des Professors Kant aus Königsberg um 1800, also vor schon geraumer Zeit geschichtet, die bezweckte, dass Organisation des Lebens und Zurechtbiegung der Massen ein für allemal leicht und von gewissen Privilegierten bequem durchzuführen sei, wie wenn Welt ein Laden mit Schubfächern und Kasten sei, aus denen etikettiert und nach Preiskurant nur Ware verkauft wird, die aus Geschäftsrücksichten der Prinzipal zu führen und abzugeben geneigt ist mit mehreren Prozent Skonto für bessere Kunden.

Kam man mit Bitte um Neues, anderswo Gesehenes und Erprobtes, hiess es: das gibt es bei uns nicht! Wir führen nur klischierte Marken, einen unlebendigen Idealismus, fette Metaphern; mit anderen Worten: Mittel zur Kulturbeherrschung in allen Preislagen.

Diese Kultur, die der Deutsche beherrschen will, ist ein System ethischer Künste, geeignet zum Drill der Massen, mit dem Elementares des Lebens geleugnet und unter paukender Militärmusik das im einzelnen Brüllende übertönt wird.

Es ist falsch zu glauben, Gegenrevolution von einst und heute richte sich gegen den von blinden Massen ohne Führer

unternommenen Versuch, das Kapital und die mit ihm verbundene wirtschaftliche und politische Macht in die Hände zu bekommen. Das mag für obenhin Beteiligte so aussehen.

In Wirklichkeit geht jäh und steil der Versuch der geistigen Reaktion dahin, wohin er logisch nur gehen darf: gegen die Absicht, der Massen Bewusstseinsinhalte, ihre Hirnfüllung zu bereichern.

Das heisst: mit allen Kräften sucht man weiter bei täglich erscheinender Mannigfaltigkeit, die uns gütig naives Auge vermittelt, schon in der Dinge Geburt die Wertzeichen zu fälschen, dass neun Zehntel des sich wirklich Offenbarenden an Hand uns eingebläuter Tabellen als minderwertig, sogar verbrecherisch gebrandmarkt und vom „Gewissen" aus Welt wieder ausgeschieden wird. Vor zwei Jahren habe ich in einer „Enzyklopädie zum Abbruch bürgerlicher Ideologie", die aus Mangel an Mitarbeitern nicht zustande kam, beweisen wollen, wie deutsche Sprache diese betrügerische Absicht in allen Worten, ohne dass wir es wollen und wissen, heimlich enthält, so dass, nennen wir irgend etwas „Ab-schaum", wir es durch diesen tadelnden Begriff einfach nicht deutlich vor uns erscheinen lassen wollen. „Ab" ist in diesem Fall wie tausendfach sonst nur das uns hinterlistig zugesteckte negative Vorzeichen, das wir Wirklichkeit geben, die nicht leben soll.

Erschien also in meinen Komödien und Novellen und zuletzt in der fanatisch bekämpften Ulrike in deutscher Sprache vollkommene Urtümlichkeit wieder, die sich mit Stolz zu sich selbst bekennt und vermehrte dem Zuschauer und Leser massenhaft Bewusstseinsinhalte, begreift man die Wut jenes Publikums über des Volks Bereicherung, das an dem erledigten Prinzip gehässiger Ausschaltungen höchstens Interesse hat, und den Hass der Dichter, die ihre ranzigen Ideologen noch ausverkaufen müssen.



Ultima Thule

Von Fritz Reck-Malleczewen



Die Institution des „Seidenjungen“ unter der Mannschaft jener hässlichen eisernen Dreimastschuner, die sechs Monate zwischen den Falklands und dem Magelhaensarchipel fischen, diese Institution hat sich verewigt und wird in absehbarer Zeit nicht zu beseitigen sein. Seidenjungen nennt man sie, weil es reiche Bourgeoissöhne aus Kopenhagen, Birmingham, Hamburg . . ., weiss der Teufel, woher sind, die die gewohnte Umgebung einer Garçonwohnung, die Tatsachen des Korsos, der Zentralheizung, der Münchener Faschingsbälle auf sechs Monate mit der Lotsenkammer eines hässlichen, tranriechenden Fischkutters vertauschen. Die Gründe dafür: eine Mode, die nun einmal in der Luft liegt, 500 Weibergeschichten, die vergessen werden sollen, und ab und zu einmal wirkliches Abenteurertum. Bei diesem hier, von dem kurz die Rede sein wird, der Raoul hiess und diesem Namen entsprechend während des Europawinters auf Konzerttourneen zwischen Madrid und Moskau anzutreffen war — für ihn hatte diese Reise verteufelt stichhaltige Gründe gehabt: einmal den verdünnten, unsäglich überfeinerten Kulturgütern des überalterten Erdteiles zu entfliehen, ganz weit hinein in die Exotik, wo der Sehende tief hineinschauen kann in den grossen Menschentrichter, aus dem wir alle gekommen sind. Und siehe, ganz unten, ganz weit unten sieht er den ersten Tag der Weltenschöpfung . . .

Der Schuner ritt gleichmässig vor den Bugankern in leichter Abenddünung. Der alte Porphyrio, braun verwittert, mit überlangen, hageren Affenarmen, zerrte an den Leinen des Gigdavits:

der Seidenjunge wollte an Land fahren. Der Teufel mochte wissen, was er da zu suchen hatte, drüben auf den nassen Torfinseln des Feuerlandarchipels, um die sie, diese Mannschaft, bunt zusammengeholt aus Briten, ein paar Deutschen und Skandinaviern vor allem, sich absolut nicht kümmerten. Der Spleen und der Geldbeutel eines Seidenjungen sind Grund genug für solche Wünsche.

Sie, die anderen, sassen im Windschutz der Back und langten nach den grossen Kübeln mit den riesigen, weissbäuchigen Merlanen. Ein Messerschnitt . . . hervorquellende Eingeweide . . . ein Wurf nach dem nächsten Kübel, wo die ausgeweideten Fischleiber sich häuften. Ab und zu eine armdicke Zote: Man war drei Monate auf See, man war weltenweit entfernt von der frauenreichen Rua Chacabuca in Buenos Aires. Das dünne Fischblut mit Lymphe vermischt rann in trübseligem Strom langsam die schmierigen Deckplanken hinab.

Das war aus irgendeinem unbekannten Grunde traurig, unendlich melancholisch. Der Seidenjunge lehnte an der Reeling bei der verwahrlosten Himmelsleiter, die auf solchen elenden Seglern das Fallreep ersetzt. Die See unten war schwarz wie der Styx, obwohl die Magelhaens-Strasse kaum tiefer als fünfhundert Meter sinkt. Die Strömung, die der Gezeitenwechsel hier mit achtzehn Stundenmeilen hindurchjagt in ewigem Hin und Her vom Pazifik zum Atlantik und vom Atlantik zum Pazifik, war nun still: der Strom wollte kentern. An den drei Evangelisten *) nur drüben im Norden, wo Smiths Kanal beginnt, schob der breitbrüstige Pazifik seine ganze zwischen Australien und Südamerika aufgespeicherte Gigantenkraft gegen die einsamen Felsnadeln an: man sah haushohe, weisse Gischtsäulen aufsteigen und vergehen in ewigem Wechsel. Feuerland, kaum jemals betreten von Europäern, unvermessen und in den Atlanten mit den ominösen punktierten Linien unerforschter Gebiete versehen, drohte gespenstisch nah herüber in der feuchten Luft. Triefende immergrüne Wälder, die schwarzen Granitburgen des Gebirges und darüber die Gletscher in bösem Blau. Eishauch kam vom nahen Pol und tödliche Verlassenheit.

*) Drei winzige Felsinseln im Magelhaens-Archipel.

Der Seidenjunge schloss die Augen. Er dachte an Kopenhagen und den Strand bei Klampenborg, an erstes Buchengrün und bunte Menschen, ach, den unbekümmerten Strom lachender Menschen, die wieder einmal hineingefallen waren auf den grossen Betrug eines neuen Frühlings. An seinen Impresario dachte er, der jetzt irgendwo in San Sebastian baden mochte oder in Biarritz und an Lo, die nun schon so lange nicht mehr geschrieben hatte... an dieses ganze unbeschwerte Europa, das da irgendwo sang, tanzte und hineinjauchzte in eine im Grunde doch unbekannte Welt. Dann verschwand das alles wieder, und er sah nur diese ungeheuere unorganische Masse, diese eisgepanzerte letzte Thule.

Der alte Porphyrio rüttelte ihn auf, wies stumm auf die Nebelbank, die vom Osten her über das Wasser gekrochen kam. Es war ja nun wohl Zeit, wenn der leise schon einsetzende Strom sie nicht erwischen sollte. Die anderen kamen von ihren Fischkübeln heran, streckten neugierig die Köpfe über die Reeling: es war nicht leicht, die unten liegende, in wahnsinniger Hausse und Baisse wie ein betrunkener Börsenkurs auf und ab schwankende Gig im richtigen Augenblick mit dem Fuss zu erwischen. Für einen Seidenjungen hatte er es immerhin ganz gut gemacht. —

Die beiden schwammen ganz ruhig hinüber auf dem glatten, öligen Wasser. Der Schuner hinter ihnen wurde ganz klein. Es war im fallenden Nebel schliesslich nichts mehr zu sehen: Land nicht und Schiff. Der alte Chilene zog an den Riemen, summte leise ein Lied, das irgendwann, lange Jahrhunderte vor Pizarro und Cortez schon gesungen sein mochte zu solcher Ruderarbeit. Schraubenschlag kam dann von fern. Durch den Nebel zog ein fahler Schatten an ihnen vorüber, kam aus dem Grau, ging in das Grau, schemenhaft, unwirklich. Ein Frachtdampfer, vielleicht mit Maschinen beladen und Klavieren und Granaten für eine südamerikanische Revolution; ein Gespensterschiff vielleicht, ein ruheloses. Dann war wieder die Vergessenheit um sie. Die beiden sprachen kein Wort, als sie so hinüberfuhren.

Der Kielstoss auf dem Sand erst weckte sie aus der Lethargie. Ein Bach floss an der Stelle in die See, man sah, wie das milchige Gletscherwasser sich allmählich verlor in der düsteren

See. Der Torfboden unter ihrem Fuss gab allenthalben nach, liess Wasser in den Spuren stehen. Der Nebel war so stark geworden, dass man die Säume des Waldes kaum sehen konnte hinter dem schmalen Vorstrand.

Der alte Chilene blieb plötzlich stehen, in der Luft mit der eingesunkenen Nase witternd: „Menschen!“

Gestalten huschten heran durch den Nebel, hielten sich scheu an einen Felsblock geschmiegt, krümmten sich demütig wie geprügelte Tiere und kamen dann schliesslich doch näher: splitternackte, armselige Feuerländer, die auf Besuch von Bord der grossen Dampfer lauern, der grossen Dampfer, die hier halten, wenn Dunkelheit sie in der klippenreichen Strasse überrascht. Ein alter Mann und ein Frauenzimmer von traumhafter Hässlichkeit, und beide waren sie mit Streifen fauligen Walspecks beladen, den sie von dem Kadaver dort geschnitten haben mochten. Unschlüssig standen sie, mit eingebogenen Knien, wie schüchterne Kinder, mit ihren Vogelstimmen immer wieder wie bettelnde Menagerietiere den gleichen Laut wiederholend, armselige, durch neugierige und trinkgeldspendende Europäer längst korrumpierte Wesen. Die Kupfermünzen rissen sie jedenfalls gierig an sich, kaum dass der Seidenjunge sie aus der Tasche gezogen hatte.

Möwen kamen, segelten schreiend um die Gruppe. Der alte Porphyrio, bedächtig, ein alter Routinier der Exotik, begann in irgendeinem abscheulichen Englisch, das der Seidenjunge nicht verstand, ein Gespräch mit dem Alten.

Der junge Europäer sah sich, ein wenig abseits stehend, diesem Weib gegenüber, das, verlegen, hündisch um eine neue Münze bettelnd, von einem Fuss auf den andern trat. Ihre langen schlaffen Brüste, tierisch wie die einer säugenden Bergziege, hingen weit hinab auf den hageren Alraunenleib. Der Nebel, der in dem schwarzen Krollhaar perlte, sammelte sich in feinen Bächen, lief ab von der öligen, schmutziggelben Haut. Irgendein würgender Geruch von Tran und Fischleibern kroch auf ihn zu. Er dachte an Los weisse Glieder und die opalne Haut weisser Frauen. Er sah sich zum erstenmal dem Menschen ohne Haus und Gesetz gegenüber, diesem fabelhaften Ideal so vieler europäischen Caféhausgespräche — sah ein armseliges,

mageres, übelriechendes Tier in seiner Nacktheit, sah die Unwirtlichkeit dieses kalten Grau. Und er verstand das alles nicht und wandte sich wieder ab.

Die Unterhaltung der beiden anderen wurde lebhafter. Der Feuerländer, erfreut, irgendeine grosse, geldverheissende Neuigkeit zu erzählen, wiederholte hartnäckig das gleiche, unverständliche Wort, streckte den Finger belehrend immer wieder aus, dorthin, wo man den Pazifik gegen eine langgestreckte, flache Landzunge anrennen sah. Der alte Porphyrio, statuenhaft wie ein im Nebel verirrter antiker Gott, sah eine Weile ruhig dorthin, überlegte, verscheuchte dann den bettelnden Alten mit weitausholenden Gebärden. Die beiden Feuerländer setzten, auf so viel Energie nicht gefasst, in lächerlichen Sprüngen über den Sand. Man sah sie die triefenden Baumzweige auseinanderbiegen und im Wald verschwinden.

„Was gibt es?“

Der Chilene spie weit aus: „Tote!“ Er wandte sich ohne weiteres der See zu, ging in langen Schritten voraus, ohne dass es aussichtsreich erschienen wäre, ein weiteres Wort aus ihm herauszubringen. —

Der Weg war trostlos und schien ins Unendliche zu führen. Geräuschlos alles und leer. Der Schall ihrer Schritte selbst wurde aufgesogen von dem feuchten Grau, und auch die dünne Wasserzunge, die im Sand ihre Trittspuren tilgte, kaum dass sie entstanden waren — auch das war ohne menschlichen Laut, unwirklich, gespenstisch.

Dann stoben in mächtigen Wolken neue Vogelscharen auf, begleiteten ihren Gang, schrien und schrien. Gepeinigt klang der Schrei, wütend, als schrie diese ganze trostlose Verlassenheit nach Leben und Licht. Und dem weicheren Sohn Europas war es, als schritten sie über Asphodeloswiesen, über die leise klagend der Abgeschiedenen Seelen heranglitten, gierig die Hand ausstreckten nach dem Leben, das sich verirrt hatte in der Toten Reich. —

Und dann kam es. Der Chilene sah es zuerst, blieb stehen, streckte den dürren Arm aus: „Dort! Dort!“

Eine dunkle Masse hatte sich aus dem Nebel gewickelt, hatte sich über den grauen Vorstrand gewälzt, streckte irgendwelche

phantastische Riesenfinger aus in die Luft. An dem Ende, das ins Wasser ragte, brach, matt und schwer, sich die See. Und dann, nach ein paar Schritten, enthüllte sich das alles als ein armes Wrack, als der tote Riesenleib einer Segelbark, hilflos und schwer auf der Seite liegend. Sie hatte sich tief eingewühlt vorn beim Auflaufen in den nassen Sand und der Stoss hatte alle ihre Masten vornüber gehen lassen, dass aus dem Gewirr geborstener Eisenstage und Pardune und Falle nur arme Stümpfe anklagend zum Himmel ragten. Die gesprungenen Metallplatten des Rumpfes, überdeckt mit uralten Salzschichten, leuchteten grün, und morsches Holz phosphoreszierte matt durch das fahle Grau: ein Chaos von Tod und Vergessenheit und Verwesung. Das Deck lag schräg, und aus angetriebenen Tanghaufen ragten splittricht verfaulte, gesprungene Teakholzplanken in die Luft, wie die Bretter eines ausgegrabenen wurmstichigen Sarges.

Der Seidenjunge stand eine Weile wie gebannt, und man hätte trotz des matten Lichtes erkennen können, dass sich sein Gesicht verfärbt hatte. Irgend etwas begann ihm die Kehle zu würgen, die Erwartung eines unerhörten Grauens, wie einem, der ein Grab zu öffnen sich anschickt. Der Chilene betrachtete das alles eine Weile aufmerksam, sachgemäss, als hätte er einen bestimmten Plan und seine wohlbegründete Absicht. Dann kletterte er ohne weiteres die glitschigen Planken hinauf, nahm seinen Weg zu der verschlossenen, verquollenen Tür der Back, rüttelte, behielt den rostigen Drücker in der Hand und trat schliesslich mit brutalem Fuss die verfaulten Bretter ein. Der andere folgte ihm über die Planken, auf denen lange Moosbärte wucherten, über dieses gespenstisch schimmernde Holz, das sich unter seinem Tritt zu schmierigem Brei auflöste. Und dann lag das Grauen wie ein plötzlich entdecktes, schreckhaftes Reptil vor ihnen. —

Ach, man kennt sie, diese armen Lebendig-Toten des Meeres in diesen selten befahrenen Gewässern, die so fernab liegen von den grossen Strassen des Weltverkehrs. Aus den Häfen der Westküste ziehen die grossen, stillen Vögel, diese riesenhaften Viermastbarken, aus, jubelt alles, nach vierjähriger Fahrt zwischen Adelaide und Iquique, der alten freundlichen Mutter

Europa entgegen, dem ersten Blinken des Lizzardfeuers, dem bunten Lebensspiel in den Hafenkneipen von Leith und Cherbourg und St. Pauli. Und der Tod ist plötzlich da, sitzt in der Reisladung, in dem Fieberkeim, den einer nur im Blut hat, streckt die Knochenhand nach einem, nach dem anderen, nach allen. Beri-Beri, Gelbfieber... es sind lange, traurige Spiele, ganz programmässig verlaufende. Zehn sind krank, zwanzig sind tot, ein paar Offiziere, hohläugig und zu schwach, die Toten über Bord zu hiewen, schreiben zitternd ein paar Notizen in die Bücher, werden schwächer und schwächer, strecken selbst sich hin und schlafen. Und die Segel stehen, wie sie standen, und Strom und Wind steuern, und schwere See kommt, spült über Deck in die Kojen mit den verwesenden Leibern, wäscht sie mitleidig zu weissen Skeletten, schlägt schliesslich die Luken ein, dass das Totenschiff auf der Ladung schwimmt, tiefer sinkt und tiefer, kaum über Wasser noch ragend. Kapitäne der Transatlanticdampfer schreiben eine kurze Notiz, dass sie ein treibendes Wrack gesichtet haben, und haben keine Zeit zu stoppen und zu forschen, und setzen sich ein wenig schweigsamer noch als sonst an die Tafel, an der dreihundert befrackte Stewards achthundert elegante Dinergäste bedienen. Ab und zu kommt es vor, dass der Tod am Leben sich rächt, dass solch ein treibendes Wrack, ganz bedeckt von der Dünung, einem Riesendampfer vor den Bug kommt und ihm von vorn nach hinten den Riesenleib aufschlitzt, dass keine Schotts nützen und der ganze Kasten mit seiner Menschenfracht von Abenteurern, Ueberseeagenten, Falschspielern, ausgerissenen Verbrechern und Damen und Zuhältern und exportierten Dirnen in wenigen Minuten zu den Fischen sinkt, und kein Mensch hört mehr von dem Schiff und die europäischen Zeitungen vermerken zuerst, dass es überfällig, und dann, dass es unauffindbar ist, und schliesslich steht es in den Schiffsregistern als verschollen zwischen Liverpool und Antofagasta. Und das Leben vergisst und gröhlt fröhlich weiter. Und höchstens schickt die britische Admiralität, die alle diese gesichteten Wracks sorgfältig registriert, ein Torpedoboot zum Sprengen aus. Aber es findet sie nie, diese Lebendig-Toten. Sie sind arme unerlöste Geister und müssen umherirren und Unheil stiften, bis endlich doch ein anhaltend schweres Unwetter, eine

mitleidige Stromversetzung sie an eine verlassene Küste wirft, wo ein Raub witternder Merlanfischer sie findet und ein abenteuernder Europäer. —

Der Raum, in den die beiden sich hineinzwängten, war vollkommen dunkel. Die Taschenlampe des Seidenjungen erst erhellte das Chaos. Der Mittelbalken, der die Decke stützte, war geborsten, hatte den Tisch in der Mitte zerdrückt. Unter den Trümmern einer grünspanbedeckten Lampe konnte man die Namen der Tischgäste erkennen, die eine Generation von Mannschaften, auf das Essen wartend, hier eingeschnitzt hatte mit den Messern ... Niels Holmssen ... Christiania 1899 ... Tosten Tamm ... Halmstadt ... Und dann, dort, wo die Mastspur den Tisch durchbohrte und in ihren Haltern rostbedeckte Gabeln und Löffel steckten, roh eingeschnitzt mit Riesenbuchstaben, von irgendeiner primitiven Erotik diktiert, die grosse Frage:

„Wo ist Lizzy?“

Ja, wo war nun Lizzy? Wo? Wo? —

Der Seidenjunge, halb betäubt vom Modergeruch, von Grauen, von unsagbarer Furcht, sah sich nach dem andern um, der im Schatten irgendwo zwischen verrottetem Oelzeug und verschimmelten Seestiefeln hantierte. Vorwärts sich tastend, stolperte er schliesslich über etwas Undefinierbares, zog erstarrend den Fuss zurück: der Schein der Lampe fiel auf den ersten stillen Gast. Der hockte eingeklemmt zwischen den Balkensplittern, die ihn, jahrelang nach seinem Tod, dort eingezwängt haben mochten, am Boden: ein armes, mit feuchtem, schimmlichtem Leder überzogenes Skelett, die braunen Knochenkrallen beiderseits auf den Boden gelegt, unter zerlumpten Hosen die Beine in Schaftstiefeln steckend. Auf den kahlen Schädel hatte eine mitleidige von oben durch die zerbrochene Decke gekommene See einen nassen Tangstreifen gespült. So sass der Tote gekränzt, überlegen lächelnd mit seinem Knochengesicht, ein toter König, dessen Gruft Nachfahren geöffnet.

Das Weltkind und der Tote schauten einander ins Gesicht, und es ist zu bemerken, dass plötzlich das Grauen, das würgende Grauen vor dem Unbekannten von dem Lebenden wich. Es geschah dem Europäer zum erstenmal in seinem unbekümmerten Dasein, dass er sie ganz ruhig und männlich aneinander reihen

konnte, die Dinge dieses rätselvollen Daseins: das Leben, den schimmernden Betrug, und das Sterben. So beugte er sich hinab zu dem, der schon überwunden hatte, und fasste mit der Hand, die nun nicht mehr zitterte, nach einem grünspanbedeckten Ding, das dem Toten aus den Lumpen der Brust hervorhing. Da war es ein Kreuz, ein billiges, armseliges Ding, wie es russische Matrosen um den Hals tragen, trotz allem. Ein armer Tand, Massenware, für wenige Oere zu haben in jeder Hafenstadt: aber der Kruzifixus breitete dennoch anklagend und jammervoll die Arme, ganz weit, als könnte er es nicht fassen, das ganze sinnlose Weh des Menschensterbens. Der Lebende sah es und staunte und liess es stumm sinken.

Der andere, der Chilene, erledigte diese Angelegenheit in seiner Weise. Ein Toter war eben ein Toter, und es ziemte sich, ihm die Zeremonie zu erweisen. Die braune Hand schlug das Kreuz, kaum dass er den stillen Mann bemerkt hatte. Im übrigen aber war das doch ganz und gar kein Grund, sich von dem abhalten zu lassen, was es hier noch zu tun gab. Und er riss, wortlos und ganz selbstverständlich, dem Europäer die Lampe aus der Hand, kroch zwischen den Balken hindurch, er zwängte sich unter die Kojen, er zerrte die Seekisten hervor, leidlich erhalten mit ihrem Zinkbeschlag, er sprengte mit unglaublicher Sachkenntnis die Deckel. Ach hier, hier musste doch wenigstens etwas zu finden sein!

Und er fand!

Verbogene Sextanten, die man in Liverpool dem Althändler hatte versetzen wollen, und silberne Armbänder, wie man sie aus Kingstown seinem Mädel mitbringt, und sorgfältig eingewickelte aus Steinnuss geschnitzte Amulette. Oh, er wühlte in den Schätzen und zwischen den Toten, den andern, vor denen der Europäer lieber die Augen schloss, diesen andern, die, in ihre vermoderten Decken gehüllt, in den Kojen lagen. Er warf die armseligen Gebeine durcheinander mit Bündeln verwaschener Briefe, den Trümmern billiger Tombakuhren und den Resten zerplatzter Lackstiefel, die man, einmal ein wirklicher Herr, beim ersten Gang zu den Antwerpener Hafenkneipen hatte tragen wollen. Und der alte ausgedörrte Merlanfischer wühlte und wühlte, und es schien, als hätten sich seine Arme verdoppelt,

um zu erraffen; ach, einmal hineinzugreifen in mühelos gewonnene Beute, die nichts zu tun hatte mit der mageren Heuer auf einem schmierigen Fischschuner.

Der Europäer sah es und lächelte nun doch. Das war ja wohl das Leben, das stärker war als die Toten, es war die andere Welt, die schliesslich recht behielt . . . Er tastete sich vorsichtig durch die beginnende Dämmerung nach hinten, wo unter dem Skylight die Treppe hinabführt zu den Offizierkammern und dem, was man auf Seglern den Salon nennt. Eingedrungenes Wasser stand dort, tintenschwarz. Die Kammer daneben, höher liegend, war leidlich trocken. An der Aussenwand, unter den zerbrochenen Bullenaugen, liess sich etwas Längliches, Hohes erkennen: das Bett. Ein Haufen Lumpen, der bei der Berührung in Zunder zerfiel: nein, er war nicht da. Er mochte auf der Brücke am Rad liegen, wo er eine letzte, verzweifelte Wache gegangen war, er mochte nach vorn gekrochen sein zu den andern, fühlend, dass der Todesbecher nicht gar so bitterlich schmeckte, wenn mehrere von seinem Rande tranken.

Glühlampenreste an allen möglichen Stellen des Raumes: die alte Seemannspassion. Ein zertrümmertes Barometer an der Wand, und dicht neben dem Fenster, den eindringenden Seen ausgesetzt, auf einem Brett ein Haufen Bücher, zu einem unförmlichen Brei verquollen, unleserlich längst, nicht gewillt, das Geheimnis zu enthüllen. Daneben aber, in verbogenem Rahmen, ein Bild. Im letzten Licht erkannte der Europäer ein billiges Farbblatt, wie Segleroffiziere von nicht allzu differenziertem Geschmack es an die Wand hängen. Es stellte Dronnings Gade in hellem Licht vor, und man konnte Automobile sehen und Cabs, die von den Rennen kamen. In einer Ecke aber, mit ungeschickten Buchstaben und vielleicht von einer Frauenhand hingemalt mit verwaschener Tinte, war ein Vers zu lesen:

„O du mein Charles, du hast mir nicht geschrieben,
Wo du mir, mein Schatz, mir bist geblieben..."

Es waren die Worte eines blödsinnigen Gassenhauers, und er war vor sechs oder sieben Jahren die Hymne der Strasse gewesen in Dänemark. Und der Europäer erinnerte sich ganz merkwürdig deutlich des Abends, an dem er ihn zuerst gehört hatte, im Tivoli oder im Viktoriapark, von einer ungarischen

Damenkapelle gespielt, die damals in Kopenhagen gastierte. Er hielt das verschimmelte Blatt und hörte die geschmierten, die obszönen Geigensexten ganz fern, ganz fern...

Dann ging er wieder an Deck. Vorn rumorte noch immer der Chilene. Möwen begannen wieder die Maststumpfe zu umflattern, schrien habgierig und schrien und schrien. Er nahm einen verrosteten Spannagel und warf ihn nach den Vögeln, mit einem plötzlich aufgestiegenen Ingrimm, den er sich nicht erklären konnte. Dann war das wieder dasselbe Grau und das aufsteigende Dunkel. Irgendeine Hand legte sich ihm um die Kehle, eine unsichtbare Hand, die ihn nicht loslassen wollte...

Dann, nach einer kleinen Weile, stand der Chilene vor ihm: animiert und beredt, die Taschen vollgestopft, vollgesogen förmlich mit Beute, ein unbekümmerter Gott des Lebens und des Besitzes.. Der Europäer sah es und bedeutete ihm ganz kurz, dass es Zeit sei. Sie gingen schweigend dem Boote zu.

Nach einer Stunde lehnte er wieder an der Reeling, sah hinaus in die Nacht. Es war ganz still an Bord, und nur von der Back her, wo ein einsames Lichtlein noch brannte, kam ab und zu ein verflatterter Harmonikaton. Die See begann mächtig zu arbeiten um das knarrende Schiff. Die Flut kam, und ostwärts ging der Strom. Ein Schnelldampfer wurde gesehen, mit erleuchtetem Promenadendeck, ganz nah: man konnte sehr elegante Menschen beim Abendflirt sehen und das Orchester spielen hören.

Und das Leben, das rätselvolle Ding, musste immer so weiter gehen mit dem ewigen Tanz zwischen Sterben und Geburt.

Und unten kenterte nach ein paar Stunden wieder der Strom und es kam die Ebbe. Und dann die Flut und dann wieder die Ebbe.

Und so weiter und so weiter...

Die heimtückischen Champignons

Von Gustav Meyrink



as Geld liegt auf der Strasse, man braucht sich nur danach zu bücken, um es aufzuheben", ist ein alter Satz, den ich des öftern von smarten Geschäftsleuten äussern hörte, ohne dass es mir jedoch bis heute gelungen wäre, seine Stichhaltigkeit einwandfrei zu erproben.

Um so mehr bin ich deshalb geneigt, die pessimistische Weltanschauung jener zu teilen, die auf den — allerdings apokryphen — Nachsatz schwören:

„Wer sich bückt, um es aufzuheben, dem fällt die Brieftasche aus der Jacke."

Als fanatischen Verfechter dieses hämischen Glaubensbekenntnisses lernte ich vor Jahren in Prag einen Agenten namens Dowidl Taubeles kennen, wenn ich nicht irre, war er nebenbei mosaischer Konfession, wenigstens konnte er mir — insbesondere solange ich mit ihm noch keine Geschäfte gemacht hatte — nicht oft genug im Sprudelton felsenfester Ueberzeugung versichern:

„Ihnen gesagt, junger Mann, die Brieftasch' fallt einem 'eraus!"

Wahrscheinlich, um Widersprüche meinerseits im Keim zu ersticken, fasste er mich dabei jedesmal am zweiten Rockknopf und versuchte, ihn abzudrehen, was jedoch stets misslang, da ich den Knopf in weiser Voraussicht solcher Fälle vom Schneider mit Blumendraht hatte annähen lassen.

Begab es sich, dass Dowidl Taubeles Kenntnis davon erhielt, ich stünde im Begriff, mit anderen Agenten in Verkehr zu treten, pflegte er mir seine Warnung sogar dreimal hintereinander, ohne Atem zwischen den Worten zu schöpfen, zu erteilen.

Ohne Zweifel kannte er die magische Kraft, die derartigen seelischen Einhämmerungen innewohnt.

Geraume Zeit hindurch war es mir gelungen, den Wackeren nicht mehr zu Gesicht zu bekommen, da ereignete es sich, dass er mich in einer einsamen schmalen Gasse, aus der ein Entrinnen unmöglich war, stellte.

Besorgt griff ich nach meinem Knopf: Gott sei Dank, ich hatte zum Glück den Blumendrahtrock an.

Aber das Schicksal wollte es anders; diesmal überlistete mich Taubeles.

Ohne den Knopf Nummer zwei auch nur eines Blickes zu würdigen, fasste er den dritten, hatte ihn im Nu abgedreht, hielt mir ihn triumphierend vors Gesicht und sprudelte:

„Ihnen gesagt, junger Mann, Sie wissen doch . . . .“

„Ja, ja, ich weiss“, stammelte ich niedergeschlagen.

„Nein! Sie wissen nicht!“ fuhr er auf mich los; „nix wissen Sie! — Das Geld liegt auf der Strasse, mer braucht sich nur dernach zu bücken und — und mer hat ihm schon!“ Ich bezog seine letzten Worte auf das Geld; erst viel, viel später wurde mir klar, er könne vielleicht den Knopf oder gar mich selbst damit gemeint haben.

Ich sah meinen Besieger forschend an: seltsam, wie treuherzig er heute aus runden Kinderaugen in den brühwarmen Sonnendampf hineinblickte! — Was für eine merkwürdige Wandlung war in ihm vorgegangen?

„Ich heiss nämlich von jetz an Kunz Peter Taubinger“, vertraute er mir lächelnd an, als habe er meine Gedanken gelesen.

„Doch nicht etwa meinetwegen?“ fragte ich bestürzt.

„Wie mer's nimmt“, gab er kopfwiegend zu, und wieder rundeten sich seine Augen. Ich spürte förmlich, wie seine Seele sich — allerdings vergeblich — abmühte, ihnen die dazugehörige arisch himmlische Bläue zu verleihen. — „Wie mer's nemmt. — Ich hab mer nämlich vorgenommen, von heinte ab nur mehr mit die besten Kreise zu verkehren. — Iebrigens: ich mach jetz in Schampiohns.“

„Worein?“ forschte ich.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schleifte er mich in das nächste Caféhaus und machte mir mit einer Eindringlichkeit, die mir ausser den übrigen Rockknöpfen zwei Stunden Zeit kostete, den keine Widerrede duldenden Vorschlag, mich mit ihm behufs Gründung einer Champignonzucht zu assoziieren.

Die Vorteile leuchteten mir ohne weiteres ein, wurden doch, wie in einer Broschüre stand, die er mir wies, jährlich in Paris über fünf Millionen an Champignons verdient.

Auch die plötzliche Sinnesänderung Taubingers, was die Deutung des Satzes vom Geldverdienen betraf, schien mir nicht weiter wunderbar; wusste ich doch vom Gymnasium her, dass weiland der griechische Seher Teiresias sich über Nacht aus einem Weibe in einen Mann verwandelt hatte. Warum sollte sich da ein Agent nicht aus einem Pessimisten in einen Optimisten verwandeln?

„Rossmist!" unterbrach Taubinger meine Reflexionen und deutete ringbefingert durch die Spiegelscheibe auf mehrere runde, spatzenumworbene Gegenstände auf den Pflastersteinen, — „mer braucht sich nur danach zu bücken. — Rossmist ist alles!"

„Reif sein, ist alles!" verbesserte ich unwillkürlich, das bekannte Zitat gebrauchend, denn ich hatte Herrn Taubingers sprunghaften Gedankengängen nicht ganz zu folgen vermocht und erfuhr überdies erst im Laufe der kommenden Geschäftsverbindung, dass der Champignon die tadelnswerte Eigentümlichkeit besitzt, sich auf mangelhafte Beschaffenheit des Pferdedüngers auszureden, wenn er nicht wachsen will.

„Jenne Aeppel brauchen nix reif zu sein!" belehrte mich Taubinger, das Missverständnis dadurch ins Uferlose erweiternd.

Das Studium des wissenschaftlichen Elaborates, das er mir sodann mit geheimnisvoller Miene aushändigte — plötzlich finster werdend, als er bemerkte, dass ich keinen Knopf mehr zum Abdrehen besass —, verfolgte mich in selbiger Nacht bis tief in den Schlaf hinein.

Oh, hätte ich damals doch der holden Traumgöttin ein williges Ohr geliehen!

Falstaff behauptet, Träume kämen aus dem Bauche; mag sein, dass dies bei ihm zutraf, — bei mir kamen sie damals aus der verfluchten Broschüre, die die Rentabilität der Champignonzucht in überschwänglichen Tönen pries, — das weiss ich bestimmt. Von Grotten war darin die Rede, in denen zu spriessen — wie einstens des gottseligen Barbarossas Bart — die Champignons versprächen, wenn man nur gewissenhaft darauf achte, dass das Wärmemass den 34. Grad Réaumur nicht überschreite und genügend Lüftung vorhanden sei.

Ich wanderte im Traum durch unterirdische dämmerige Gefilde, oft bis zum Knie einsinkend in rätselhaft weiche Massen — vermutlich mein Plumeau —, sah mich selbst, als sei ich der leibhaftige Tod, eine Sense schwingend nach den Scharen bleicher Pilzköpfe, die sich aber leider jedesmal, wenn mein Hieb sie treffen und in Goldstücke verwandeln wollte, missgünstig duckten und meiner Mordgier entzogen..

Immer weiter und weiter ausholend, schwang ich den mähenden Arm, und wer weiss, vielleicht hätte ich doch noch glücklich die Stunde verschlafen, wo Kunz Peter Taubinger meiner in einer Advokatenkanzlei behufs gemeinsamer Besiegelung des Gesellschaftsvertrages harrte, wäre nicht mein Traum jählings dadurch unterbrochen worden, dass ich mit wild fuchtelnder Faust meine arglos über dem Bette hängende Geliebte mitten auf den Bauch traf, das schirmende Glas in sternförmige Splitterstrahlen verwandelnd.

Eine Stunde später hatte ich mit ähnlichem Schwung den Kontrakt unterschrieben, der mich berechtigte, monatlich die Hälfte des zu erwartenden Riesengewinnes mittels Panzerautos abholen zu lassen, während meine Pflichten — abgesehen von der Einzahlung des Betriebskapitals — auf umfassende Tatenlosigkeit beschränkt waren.

Da Herr Taubinger, mein nunmehriger Kompagnon, jedoch miserabel vom Start ging, d. h. deutlicher gesagt: da er, was den Beginn der geschäftlichen Tätigkeit betraf, in eine seltsame Art Totenstarre verfiel, die er nur jeden Freitag unterbrach, um sich von mir einen Gewinnvorschuss geben zu lassen, so beschloss ich, das Rennen nach dem Mammon selbst zu leiten.

Die Folgen wurden bald sichtbar. „Waas? Ae Grotte suchen Sie?" war jedesmal die misstrauische Gegenfrage, wenn ich mich in den Caféhausspielklubs an meine Bekannten forschend gewandt hatte. —

„Ae Grotte sucht jenner!" wurde das Gespräch, halblaut geknurrt, von Schachbrett zu Schachbrett weitergegeben, bis es nach geraumer Zeit die intimen Gettoschranken durchbrochen hatte, um in der ganzen Stadt zu kursieren wie ein Sphinxproblem, das trotz seiner Unlösbarkeit die Menschengehirne immer wieder zum Grübeln zwingt.

„Ae Grotte sucht jenner!" hörte ich hinter mir dreinraunen, wenn ich, den Kopf voller Zahlen, schnellen Schrittes Geschäftsleute auf der Strasse überholte.

„Ae Grotte sucht jenner!" las ich von den murmelnden Lippen der violettrasierten Herren, wenn sie abends unter dem Vorwand, dem Kunstgenuss zu frönen, die Theatersperrsitze füllten.

„Ae Grotte sucht jenner!" fühlte ich, sprachen in stummer Geste die Dutzende heimlich unter Liderzwinkern auf mich gedrehten Daumen neugieriger Fahrgäste, wenn ich, des Angestarrtwerdens überdrüssig, die „Elektrische" zu verlassen mich anschickte.

„Ae Grotte sucht jenner!" hörte ich sogar einmal mitten im Telephongespräch sich eine spukhaft krächzende Stimme in meine Rede verirren.

Wie ungemein schwierig es ist, Grotten im Weichbilde einer Grossstadt zu entdecken, das weiss nur jemand, der wie ich sich wochenlang darauf versteift hat, welche zu finden.

Aber Fleiss bricht Eisen! In meinem Falle brach er es auf folgende Weise:

Nahe daran, das Vorhandensein von Grotten überhaupt ins Reich der Fabel zu verweisen — siehe: Konversationslexikon, Artikel „Erntersberg" — hatte ich nach und nach eine mir schon von Kindesbeinen an liebgewordene Beschäftigung wieder aufgenommen, nämlich die Veranstaltung von Rendezvous mit jungen Damen, und zu diesem Zwecke mehrere gleichlautende Briefchen dem Postkasten hinter die gefletschten Zähne geschoben.

Leider fiel mir erst zu spät ein, dass sie auch hinsichtlich des Ortes und der Zeit des Stelldicheins gleichlautend gewesen waren. Die Rassenveredelung in Prag zu fördern, hatte ich von je als hohes Ziel angesehen, aber in diesem Falle schien sie mir kaum durchführbar, denn angesichts des betrüblichen Ueberflusses an seelischem Ballast, der allen meinen Geliebten leider eigen war, durfte es wohl als ausgeschlossen gelten, sie am gleichen Ort und zu gleicher Stunde sozusagen unter einen Hut zu bringen.

Als ich im Geiste den Inhalt der Liebeskorrespondenz nochmals überflog, kam ich gesträubten Haares — ich war damals noch jung — zu dem Resultat, dass ich nicht weniger als vier Stück auf den Vyschehrad bestellt hatte. Darunter Msi (eine Abkürzung von: „Mein süsses Julchen“, denn ich pflegte meine Geliebten des schnelleren Ueberblicks wegen stets mit Anagrammen zu bezeichnen), ein junges Mädchen von furienhaftem Temperamente und einer so gellenden Stimme, dass bei ihrem Ertönen sicherlich jeder Durchschnittsjochgeier entmutigt die Segel gestrichen hätte.

Der Vyschehrad ist ein hohes viereckiges Hügelmassiv, das die Stadt, unberufen, nach Süden abschliesst. Die eine Seite fällt steil in die Moldau ab. Uralte Mauerreste, mehrere Meter über dem Flusse, führen den Namen Libussabad. Hier soll die sagenhafte Königin Libussa einst ein Bad genommen haben. — Ob seitdem eins fehlt, weiss ich nicht.

Die Tatsache an sich wird von Geschichtsforschern bezweifelt, die Bevölkerung jedoch hält stolz daran fest.

Einwandfrei lässt sich die Wahrheit heute nicht mehr feststellen. Freilich, trüb ist das Wasser an jener Stelle immer noch.

Den Hügel krönt eine Art Festungswerk, bestehend aus langen, ein Viereck bildenden Wällen.

Beim Erklimmen der steinernen Stufen fiel mir die bange Ahnung schwer aufs Herz, dass eine fünfte, in der Nähe wohnende Geliebte möglicherweise mittels Zeissbinocles Augenzeugin des unabwendbar bevorstehenden Eifersuchtsdramas werden könnte, aber ich raffte meinen Mut zusammen und schwang mich auf die oberste Zinne.

Allerdings der Anblick, der sich mir bot, liess mich erbleichen: sämtliche vier Stück lustwandelten bereits, scheinbar unbefangen, auf den Wällen, aber doch schon halb und halb einander umkreisend wie ein giftgeschwollenes Planetensystem, — keines vom anderen weiter als je fünfzig Meter entfernt.

Unten auf der grünen, von den Schanzen umschlossenen Wiese übte ausserdem noch ein Feldwebel vor schwarzgelbem Schilderhaus rastlos Angriffssignale auf einer Trompete.

Ein vierfaches Winken mit Sonnenschirmen verriet mir, dass ich erkannt sei, und bereits im nächsten Augenblick hatte Msi die Situation erfasst.

In den ersten Sekunden ihrer Unschlüssigkeit, auf welche der Rivalinnen sie sich stürzen solle, plusterte sich ihr rosa Tüllkleid auf wie das Gefieder einer Truthenne, dann legte es sich wieder glatt an, und mit zunehmender Geschwindigkeit sauste Msi auf eine Feindin los.

Die beiden anderen lenkten ihre Flugbahn auf mich zu.

Ich flüsterte: jetzt bin ich verloren! Da! — Was tut Gott? — Ein schriller Schrei! — — Msi war verschwunden. Spurlos.

Ich liess mir keine Zeit zu überlegen, ob es sich hier vielleicht um einen ähnlichen Fall handeln könne wie im Altertum bei Proserpina, die bekanntlich die Erde verschlang, sondern eilte ritterlicherweise auf die Unglücksstelle zu.

Kein Zweifel: Msi war in ein kreisrundes Loch, in eine Art Luftschacht, hinabgestürzt.

Von Entsetzen gepackt, suchten die drei restlichen Geliebten mit Hechtsprüngen das Weite.

„Wenzel!" brüllte ich hinunter dem unentwegt schmetternden Feldwebel zu, — „Wenzel!" (denn anders konnte der Mann doch nicht gut heissen) — „Wenzel! — Ein Unglück! — Herbei!"

Mit Hilfe des Trefflichen, der mir am Fusse des Luftschachtes eine Tür aufschloss, gelang es bald, Msi'n nicht nur wohlbehalten zu bergen, denn sie war lediglich auf einen Reisighaufen gefallen, sondern auch ihre Eifersucht durch den Hinweis zu beschwichtigen, die drei anderen Mädchen seien zum Teil Luftspiegelungen, zum Teil Bräute des Feldwebels gewesen.

Der bleibende Gewinn, den ich aus jenem Abenteuer zog. war die Entdeckung einer für Champignonzucht geradezu einzig-

artigen Brutstätte. — Vier Schanzengänge tief unter der Erde! Trocken! Dunkel! Und überdies mit Luftschächten zum Hinabwerfen des Mistes versehen!!

„In dem, was die linksene is, ise sich, här ich, eine Marktweib drin mit Gemüs'", erklärte mir Wenzel, nachdem ich ihn eine Weile lang mit 10-Kreuzer-Stücken behagelt hatte, „die drei anderen könne ich mir bestimmt beim k. k. Korpskommando mietweise sichern, wenn ich gegen entsprechenden Preis eine Pacht von 30 Jahren nachsuchen würde. — Hurra, die Grotte war also gefunden! — — —

Ein Gesuch in diesem Sinne gab ich natürlich noch am selben Abend zur Post.

— —

„Rossmist sucht jenner!" fing bereits wenige Tage später ein neues Gerücht, mit meinem Namen in enge Verbindung gebracht, an, das alte, bis dato in Handelskreisen umlaufende zu verdrängen.

Die paar Konservativen, die an dem „Ae Grotte sucht jenner" festhalten wollten, waren in Bälde von der lawinenhaft anschwellenden Zahl derer, die dem ein energisches „Rossmist! Ihnen gesagt! Was heisst Grotte?!" entgegensetzten, niedergestimmt.

Das Bild meiner mich stets belauernden bürgerlichen Umgebung fing an, allmählich den Charakter zu wechseln.

Der rosskammartige Typus im Gesichtsschnitt wurde von Tag zu Tag ausgeprägter.

Unter den Nebentischen im Caféhaus klirrten „Spornen" an den Gummizug-Stiefletten von Füssen, die ich früher sicherlich als ausschliesslichen Börsengaloppinbesitz angesprochen hätte, — Fiakerhälter mit Pepitahosen baten mich zutraulich auf der Strasse um Feuer, — Trainleutnants fixierten mich drohend, — Reitpeitschen hingen statt Regenschirme reihenweise in den Garderoben der von mir bevorzugten Restaurants.

Beunruhigend wirkte auf mich jedoch nur das eine, dass, wohin ich auch meine Schritte lenkte, mich wie mein eigener Schatten ein gewisser Löwy verfolgte, ein plattfüssiges, hämisches Individuum mit geschäftseilig zuckenden Hosenbeinrändern, von dem die einen behaupteten, er sei Akquisiteur für

eine Privatirrenanstalt, während die anderen seiner Glaubensgenossen den Verdacht zu mildern suchten, indem sie versicherten, er sei selber — „meschugge".

Keineswegs günstig für ihn stimmte mich die Art, wie er mich durch seine brennglasdicke Brille, hinter der seine Augen etwas unheimlich glotzend Haifischartiges bekamen, anzugrinsen liebte. Auch dass er trotz meines unwilligen Stirnrunzelns mit immer gleichen Intervallen krampfhaft im Kehlkopfton gurgelte: „Ross—mist — sucht jenner", buchte ich zu seinen Lasten.

Es ging mir nachgerade auf die Nerven.

— —

Um mir möglichst viel Betriebsstoff und so rasch wie möglich zu sichern, hatte ich Taubingern beauftragt, weder Mühe noch Kosten zu scheuen, sämtlichen in der Stadt verfügbaren Pferdedüngers habhaft zu werden.

Ein Börsenleben, wie es Prag noch nie gesehen, war die Folge dieser Verfügung.

Eine Unzahl dicker jüdischer Reitlehrer (ich hatte bis dahin gar nicht geahnt, dass mosaischerseits in Prag so viel geritten wurde) hatte das sogenannte Hotel „Gänsebristel" belagert, betrieb eine Art Kulissehandel, und bis heraus auf die „Langgasse" konnte man ihr emsiges:

„Mit Nulle gebb'ch,"
„Mit dreiviertel kaaf'ch"

hören.

— —

„Nu, was sagen Sie jetz?" fragte mich eines Morgens Taubinger, als ich ihn in unserem neugemieteten Bureau aufsuchte, und deutete triumphierend auf die frischlackierte Ladentafel, auf der sein Name, mit dem meinigen zur Firma legiert, prangte, und darunter:

„Erster christlicher Champignon-Export."

Ich sagte nichts. Denn ich war sprachlos.

Noch sprachloser wurde ich, als mir Taubinger eröffnete, wir seien nunmehr glückliche Besitzer sämtlichen Pferdedüngers

der Stadt auf Jahre hinaus. Allerdings für einen Preis geworden, der sich ungefähr auf eine Krone pro Karat belief.

Am sprachlosesten wurde ich jedoch, als ein Soldat hereinkam und mir einen Brief gab, dem ich ungefähr folgendes entnahm:

„Hierorts eingelaufenes Gesuch des Privaten G. M. um mietweise Ueberlassung der Schanzengänge auf dem Vyschehrad behufs Einrichtung von Pilzkultur wird unter Hinweis auf die kriegsoberstliche Entscheidung vom 31. Februar 1712, dass zurzeit Privatpersonen keinerlei Zugang zu den k. k. Festungswällen zu gewähren ist, und insbesondere unter Beachtung, dass deren Anlage strategischer Geheimhaltung untersteht sowie angesichts der damit verbundenen Mauerschwammgefährdung abschlägig beschieden.

Das k. k. Korpskommando.“

Also wieder keine Grotte!!

Wutschnaubend verfasste ich auf der Stelle einen Protest an das Kriegsministerium in Wien, — die unter fächerförmigem Entfalten sämtlicher zehn Finger vorgebrachten Warnungen Taubingers: „Nor mit die Balmachomes keinen Streit anfangen; sie sind doch unsere Hauptlieferanten!“ missachtend.

Wochenlanges Telephongeklingel mit darauffolgenden Drohungen, da und dort stünden die Düngerwagen bereit, mir den erworbenen Betriebsstoff in die Wohnung zu bringen, wenn ich nicht sofort anders verfügte, warfen mich schliesslich aufs Krankenlager.

Nur Taubingern, der eines Morgens melden kam, es sei ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, in der Vorstadt ein leeres Haus zu mieten, in dessen Keller nunmehr heimlich und nächtlicherweile der Mist abgeladen würde, habe ich es zu verdanken, dass das Fieberthermometer endlich sank.

Den Tag meiner Genesung feierte ich jedoch erst, als Bonifazius Felbermeier, ein mir von der Gärtnerinnung als hervorragender Champignonzüchter warm empfohlener Schlot und Fochmonn, mit Eilzug aus Wien herbeigeeilt, mein Zimmer betrat und mir alle Qual vom Herzen nahm, indem er beteuerte: „Dös lassen S' alles mich mochen, gnä Herr! — Werden

S' segen, gnä Herr," — und wie zum Schwur erhob er seine Palmenblatthände — „wann 's erst sechs Wochen gärt hat, dö Schwammbrut, — „Mühzählium" heissen mir's in die entern Gründ', — nacher, Herrschaft, i' kenn dös, da wurrln's a so ausser wia dö Soldaten."

Voll neuer Zuversicht atmete ich auf:

Ja! Das Proletariat! Es ist eben immer unsere Rettung! — Der Mann, der da vor mir stand, verriet nicht schon sein Aeusseres, dass es für ihn keine Champignonfragen, sondern nur Champignon l ö s u n g e n geben musste?! — Die gelben Augen, die niedrige Stirn, das hutkrempenartig geschnittene Haar, überhaupt der ganze Höhlenmenschentypus: kann die Natur noch deutlicher sprechen?! Nein, das Gesetz der Mimikry lügt nicht! Der da steht, ist mehr als ein sterblicher Mensch: er ist die Personalunion mit dem Gotte der Champignons! —

Er war sogar viel mehr, sage ich mir heute: er war ein klassenbewusster Proletarier! Was schon daraus hervorging, dass er fast keinen Tag verstreichen liess, ohne sich nicht einen Lohnvorschuss auszahlen zu lassen oder mir eine Rechnung über allerlei angeschaffte phantastische Gerätschaften zu präsentieren.

Von nun an jeglicher Mistsorge enthoben, zahlte ich willig und gern, und fröhlich ging ich wieder daran, meine Rendezvous zu regeln, um das vernachlässigte, massenhaft angesammelte Material, soweit es meine erschütterte Gesundheit und die Umstände erlaubten, aufzuarbeiten.

Monat um Monat schwand dahin; wie üblich, begann der Herbst das Laub zu bräunen; die Lausbuben in den Parkalleen bewarfen den sinnenden Wanderer bereits hinterrücks mit Wildkastanien, aber immer noch hoffte ich vergebens der erlösenden Kunde, dass es in dem Vorstadtkeller zu „wurrln" begänne.

Allmählich beschlich mich ein tiefes Unbehagen, das sich schliesslich bis zu einem Anfall nicht mehr zu bändigenden Misstrauens gegenüber Felbermaier steigerte.

Ich warf mich in einen Fiaker und fuhr auf die Suche nach dem mir bis dahin nur aus Taubingers Schilderungen bekannten Champignonhaus.

Schon von weitem glotzten mir die blinden Fensterscheiben des erbarmungswürdigen Gebäudes entgegen.

Uebernächtig, ungepflegt, vom gramdurchfurchten Mauermörtel angefangen bis hinauf zur triefenden Dachrinne, erregte es mein heftigstes Mitgefühl.

Es hatte förmlich Ringe um die Augen.

„Felbermaier!", schrie ich in den einsamen Flur hinein.

Keine Antwort; nur ein schwindsüchtiges Echo stöhnte:

„— — ber — mai — —"

„Felbermaier!!", brüllte ich aus voller Lunge. — Niemand.

Der Höhlenmensch schien abzuwesen.

Ich stieg zur Kellertür hinab, fasste die Klinke: sie war glühend heiss. Ich nahm einen Stein und hämmerte gegen die Pfosten.

Endlich tat sich gespenstisch leise die Pforte auf und ein Gluthauch wie Wüstensamum schlug mir entgegen.

Mitten in der wabernden Luftsäule stand entblössten Oberleibes, die Reste einer roten Krawatte um den nackten Hals geschlungen, der champignonkundige Bonifazius.

„Sie — Sie — Sie entarteter Troglodyt, Sie" schrie ich ihn an, „das ist ja viel zu heiss! Da muss doch jede Schwammbrut verbrennen!"

„Dös is gar nöt heiss", erwiderte er gelassen; „dös is nur a so a g'spannte Luft! — — Murgen, werden S' segen, gnä Herr, da wurrln s' scho!"

Zwar hatte ich noch am selben Tage den pflichtvergessenen Schlot seines Amtes enthoben und ihn nach Begleichung seines vertragsmässig ausbedungenen Halbjahresgehaltes im Schwunge aus dem Hause entfernt; aber nachts liess es mir keine Ruhe: Was, wenn sie morgen doch wurrln sollten?!

Ich fuhr nochmals hin; vielleicht hatte der liebe Gott in letzter Stunde ein Wunder getan!

Nein! Er hatte keins getan.

Sie wurrlten nicht.

Alles, was ich im Keller vorfand, war:

Stück 1 = geplatztes Thermometer;
„ 1137 = morsche Sargbretter;

Stück ca. 1016 = Kubikmeter einer tiefschwarzen, mir fremden Substanz;
„ 188 = leere Schnapsflaschen;
„ 1 = Frauenmieder (Herkunft und Zweck für den Keller nicht zu erklären);
„ 1 = infolge übermässiger Inanspruchnahme zusammengeschmolzener Koksofen.

Von Champignons war nichts zu sehen.

Nur alle fünf Schritt weit ragten aus dem Humus ein oder zwei stricknadeldünne, mir gänzlich unbekannte pilzartige Gewächse mit durchsichtigen winzigen Hütchen auf den unendlich langen Stengeln.

Sie bildeten später den Gegenstand eifrigsten Studiums seitens der botanischen Stadtkoryphäen. Das Gutachten lautete, es seien zwar Pilze, aber diese Art käme nur in den heissesten Distrikten der Aequatorialgegend vor.

Von ihrem Genusse müsse aufs dringendste abgeraten werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Winter nahte, trostlos angefüllt mit Eis, Schnee, nicht endenwollenden Rechnungen, einer Mordsunterbilanz der „Ersten christlichen Champignonexportfirma“ und schliesslich einer Gerichtsklage des Vorstadthausbesitzers: „ich hätte unverzüglich den Rossmist aus dem Keller zu entfernen, sonst... Ueberhaupt sei der ganzen Sauwirtschaft unverzüglich ein Ende zu bereiten.“ — —

Beim Ausräumen des nebenbei bemerkt unheilbar erkrankten Gebäudes stellte sich wunderbarerweise heraus, dass, seit die fachmännische Beaufsichtigung aufgehört hatte, heimlich doch noch sieben Stück Champignons gewachsen waren. Offenbar hatten sie keine Ausrede mehr gewusst, ihr mangelndes Gedeihen zu entschuldigen.

Ich habe sie aus Rache ganz allein aufgegessen.

Das Stück hat, wie ich aus meinen Büchern genau nachweisen kann, fl. öw. 6347 und 41 Kreuzer gekostet.

„Bald wird der Mai kommen,“ tröstete ich mich nach der Mahlzeit, „dann will ich nur noch der Liebe leben, und alles wird rasch vergessen sein.“ — —

Freilich, der Mai kam, — was hätte er auch sonst tun sollen; — aber er kam nicht allein: ein Brief des Kriegsministeriums aus Wien kam mit, und drin stand, dass nunmehr meinem Begehren stattgegeben worden und ich als alleiniger Mieter der Vyschehrader Schanzengänge für 30 Jahre anzusehen sei! *)

Kunz Peter Taubinger blickte mir über die Schulter, als ich es ächzend las, und triumphierte:

„Nu, was hab ich gesagt! Das Geld liegt auf der Strasse, aber die Brieftasch' fallt einem 'eraus, wenn mer sich danach bückt."

---

*) Nachträglicher Stossseufzer des Autors:
Hoffentlich nimmt mich die neuentstandene tschechoslowakische Republik nicht beim Wort!

Tiroler Liedchen

Text von Peter Rosegger

Lebhaft. *Lustig und innig.* **Leo Blech.**

GESANG.

KLAVIER.

p

Mei Dirndl hat a Kinn, wo a Grüabei is drin; und i kann's gar nit sag'n, wia so

f *p innig*

2

p verschmitzt

gut ih dir bin. Und wenn ih so dürft', grad

p

f *p leise, zärtlich.*

ganz nach mein Will'n, so that ih dein Grüabei mit Bussln aus-

f *p*

p mürrisch. *wieder*

füll'n. Hätt' jüngst a Heirat kriagt, da drin in der Stadt, doch ih

p *p* *p*

fröhlich. *f*

hab's halt net mög'n, weils kei Grüabei net hat.

sehr zurückhaltend.

f

Viel langsamer.

p zart und innig

Dirndl, dein Grüabei das is schon a Pracht, gieb nur, ih bitt di,

p espr.

p

f

auf dein Grüabei acht,

p

Dirndl, dein Grüabei das is schon a

f

p dolce

Pracht, gieb nur, ih bitt, di, auf dein Grüabei acht.

p

Anfangs-Zeitmass.

f

p

f

ff

Für den Almanach komponiert
von Generalmusikdirektor



Prinz Louis Ferdinand und sein Dichter
(ad hoc)

Ein Gespräch gelegentlich der Aufführung des im Jahre 1911 entstandenen Dramas „Prinz Louis Ferdinand“.

Von Fritz von Unruh

Dachstube in einem Gebirgsdorf
(es ist Nacht)

(Dichter am Schreibtisch. Er verbrennt das Drama „Prinz Louis Ferdinand von Preussen“. Aus den Flammen formt sich ihm Louis Ferdinands Erscheinung.)

Louis Ferdinand: Du vernichtest mich?

Dichter: Ja!

Louis Ferdinand: Deine Träume gehörten einst mir!

Dichter: Leider!

Louis Ferdinand: Du hast mich verraten!

Dichter: Du warst Betrug!

Louis Ferdinand: Du hast mich verraten!

Dichter: Du hast meine Seele gemordet!

Louis Ferdinand: Riss nicht ich deinen Geist aus dem widerwärtigen Tanz ums goldene Kalb zu einer Idee auf, zum Vaterland? —

Dichter: Weil Kindheit und Jugend gedrillt war darauf, vermochtest du es! Vor Qual und Scham brennt nun mein Blut!

Louis Ferdinand: Verlässt du Deutschland?

Dichter: Ich fand es.

Louis Ferdinand: In deinen Augen spiegle nicht ich mehr? Willst du mich verraten?

Dichter: Dräng' dich nicht in meine Gedanken! Verbrenne endlich!

Louis Ferdinand: Ich lebe! Ueber die Aecker deiner Heimat kam ich. Des Volkes Seele schaute mir nach, verstohlen.

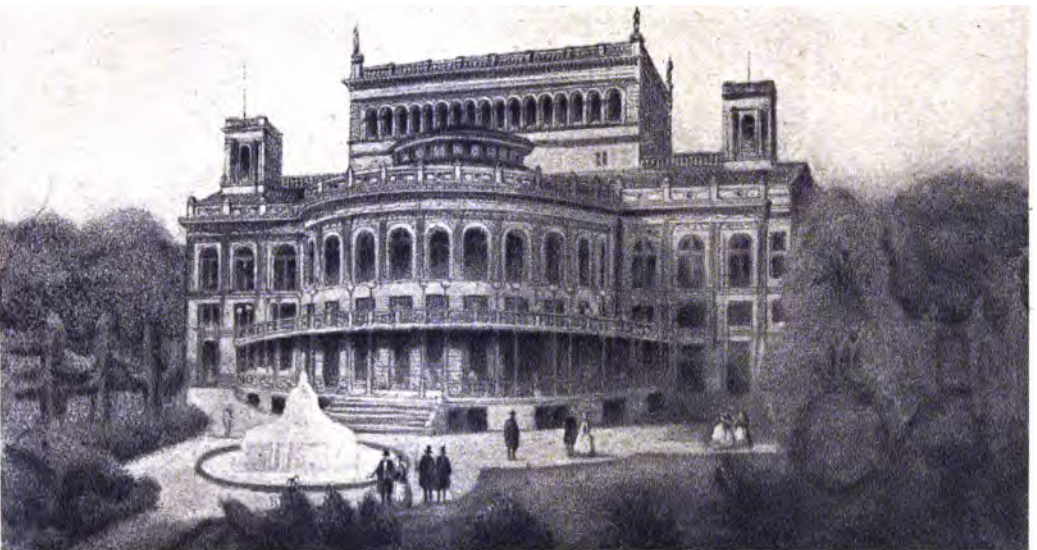
Dichter: Weil du schön scheinst.

Louis Ferdinand: Weil sie der Freiheit Flügelschlag hörten!

Dichter: Weil an deinem Rock noch die faule Liebe des Volkes hängt!

Louis Ferdinand: Weil sie wissen, dass ich nicht mit ansehen würde, wie Preussen verendet!

Illustrationsprobe aus „Berlin, wie es war" von J. Kastan



Das Viktoria-Theater in der Münzstrasse im Jahre 1859
Nach einer kolorierten Lithographie

Dichter: Weil du ihrer geheimsten Wünsche Habgier noch immer verkörperst!

Louis Ferdinand: Nein, in dir wohne nicht ich mehr! Dein Herz gehört nicht der Heimat mehr! Dein Blick schweift ins Weite, einem Menschen gleich, der über den Flammensinn ferne Gedanken denkt, während im Hause sein Kind verbrennt! Erbärmlich! Und da sitzt du hoch über dem Jammer!

Dichter: Abstand schafft Klarheit! –

Louis Ferdinand: Während Ehre zertreten wird, Finsternis finsterer wird, war unser Sterben umsonst?

Dichter (stark): Nein!

Louis Ferdinand (stösst den Arbeitstisch um): So lass Tinte und Feder Feder und Tinte sein! —

Dichter: Und?

Louis Ferdinand: Die ich nicht mehr führen kann, zu dir strömen sie hin! Ihr Verlangen, horch, macht deiner Stube Wände ächzen, erhöre es! Zu dir kommen sie! Du hast Atem, erlöse sie! Du hast Lieder, so singe sie! Du hast Kraft, so wandle sie! Du hast Flügel, beflügle sie!

Dichter: Ich will es!

Louis Ferdinand (in romantischer Gebärde): Diesen Säbel nimm! Er stiess Frankreich ins Herz! (Er öffnet den Mantel.) Meine Wunden schau: Ihnen entbrauste der Freiheitstag! —

Dichter (wehrt ab): Stecke dein Schwert ein, sagte ein Grosser! Meide Machtlust, meide Machtreiz, meide Machtglanz, sagte ein Grösserer!

Louis Ferdinand (aufbrausend): Macht! Will ich Macht! Mein Preussen, mein Deutschland nicht sklavisch sehen — heisst das Machtlust? Als Moses den Aegypter erschlug, war das Machtreiz? Als wir Napoleon gen Helena sandten, war das Machtglanz?

Dichter (bestimmt): Deutschland bleibt Knecht, solange es machtlüstern bleibt. Moses kam nicht nach Kanaan. Napoleon blieb auf dem Eiland Gigant, Pygmäen ihr! Denn sein Wort war seine Tat. Euer Wort aber trug weisse Masken, während eure Seele nicht reiner war als der Korse!

Louis Ferdinand: Rühmst du ihn?

Dichter: Ich überwand ihn!

Louis Ferdinand (lacht gell auf).

Dichter: Seine Ruhmesbahn gebar Preussens Neid. Seine Eroberung vergiftete eure Träume! Pyramiden und Moskau, England — Europa! Was er nicht bezwang, machte rasender eure Gier! An seiner Nähe eure Lust zu frönen, sandtet ihr ihn nach Helena! Euer Uriasmord!

Louis Ferdinand (will fort).

Dichter (packt ihn): Bleibe!

Louis Ferdinand (reisst sich los): Verräter! Und dir ward des Wortes Wucht! Den Flamme Zündkraft! (Er lacht Hohn). Dass dein Hauch dich vergifte, ehe er diese Pest in die Lande trägt!

Dichter: Ich hab' dich lieb! —

Louis Ferdinand (zurückbebend): Hass! Betrüger! Gierte dein Herz nicht nach den Dingen, die du hier lästerst?

Dichter: Ja.

Louis Ferdinand: Du gibst es zu.

Dichter: Ja.

Louis Ferdinand: Ich verachte dich.

Dichter: Ich ertrage es.

Louis Ferdinand: Gestern hobst du mich auf den Sockel des Ruhms, heute, weil es dem Pöbel gefällt, stürzt du mich ab! —

Dichter: Gestern hob ich dich auf den Sockel des Ruhms, weil ich in dir mir selber gefiel. Heute stürz' ich dich ab, weil ich im Pöbel die Menschheit begriff.

Louis Ferdinand: Pöbel bleibt Pöbel! —

Dichter: Schuld unseres Hochmuts!

Louis Ferdinand: Weltverbesserer?

Dichter: Menschenerwecker!

Louis Ferdinand: Woher umtäuschen dich solche Phantasien?

Dichter: Aus dir!

Louis Ferdinand: Ich war nie Phantast!

Dichter: Aber Mensch!

Louis Ferdinand: Mensch? Mensch? Mann!

Dichter: Einmal warst du Mensch!

Louis Ferdinand: Dringst du jetzt in mich?

Dichter (warm): Weisst du es?

Louis Ferdinand (entdeckt): Bohre mir nicht die Augen aus!

Dichter: Du weisst es. Als du in die Saalewiesen sankst, ungesehen, ich sah dich. Ich hörte dein letztes Wort (Louis Ferdinand wird still), als man dir um die blutigen Schläfen den Lorbeer wand; ich fühlte dein Zucken, als schütte man Salz in deine Wunden! Der Held Louis Ferdinand (Atem), der Kriegsfahnen zum Angriff riss, der Held Louis Ferdinand flüsterte einsam, verlassen ins Morgenkalt ein einziges Wort: Nicht Sieg, nicht Rache: Luise!

Louis Ferdinand: Schweige! —

Dichter: In diesem Namen wurdest du frei! —

Louis Ferdinand: Lästerer! Wann meine Lippen „Luise" sprachen, war es Begeisterungsschwur!

Dichter: Ferdinand!

Louis Ferdinand (stürzt hin).

Dichter (nimmt seinen Kopf): Weine, schluchze!

Louis Ferdinand: Und warum siehst du mich heute erst so?

Dichter: Weil auch ich einsam in Wiesen lag! Zwischen Tod und Verzweiflung meine Verirrung erkannte, dass ich deinem Säbel ein Heldenlied sang. Verrinnend ins All, riss ich meiner Lüge Rock vom Leib. Weil ich mein Herz lauter pochen hörte als alles, was war, was ist, was wird, darum, Ferdinand, begriff ich dein Herz, darum begriff ich das Herz! Ich schaute in Tiefen, die mir verborgen bisher. Einen Schwur brannte die Einsamkeit in mein Sein, Schwur deiner Erscheinung. Heldenphrase fürderhin aus meinem Blut zu werfen wie Eiter, der als Krebs am Leibe der Menschheit frisst! Den Himmel sah ich anders, anders als die Erde! Zu den Brüdern hin strömte meiner Seele Willen. Luise, keiner Königin Glanz mehr, wurde Musik, aus der sich mir Liebe zur Schöpfung gebar. Ferdinand! Dein Säbel wollte besitzen, ergreifen, vernichten. Unser Herz aber will geben, geben, geben! Darum verbrenne den Plunder deiner stofflichen Existenz, auf dass er nicht hin und her von Dörfern zu Städten wehe, über Fahnen und Gräbern und alle Fäulnis wieder zur Heerschau aufruft! Ferdinand! Warum kamst du in solcher Gestalt? Glaubst du, ich wüsste nicht, dass du kamst als Versucher? Unverführbar ward ich durch unseres Sterbens Geheimnis. Darum wohne ich hier, einsam und hoch. Eine Leuchte muss sein, ein Fels muss sein, eine Arche muss sein. Verbrenne, ehe dein Gespenst Menschen verführt! Verbrenne! (Er nimmt die Asche des Buches, öffnet das Fenster und verbläst sie. Draussen liegt Morgen auf den Gipfeln, schwarz sind die Täler.) Diese Nacht endet, ja, sie endet! (Er richtet den Schreibtisch wieder auf und sieht in den Morgen. Dann setzt er die Arbeit an seinem Werke fort):

Viel eher könntet ihr mit euern Händen
Dem Sonnenaufgang wehren — als dem Feuer,
Von dessen Glanz ich nur ein Flämmchen bin!

(Die Sonne geht auf).

Die Hausgeister

Von Peter Panter

> *„Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,*
> *Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,*
> *Mit Rednergebärden und Sprechergewicht . . . .“*
> *Goethe.*



Das war so, dass Emmy die Tür zuklappte und nach hinten schlurchte. Sie ging ins Bett. Und dann war es in der grossen Achtzimmerwohnung ganz still, so still, dass du die Hypotheken auf dem Dache knistern hören konntest. Die grosse Abzahlungsuhr im Wohnzimmer tickte. Eine Fliege, die nur wenig Pension zahlte und deshalb nicht ins Esszimmer durfte, flog schläfrig hin und her, hin und her . . .

Was war das für ein Stimmlein? Wer burrte durchs Zimmer? Was klang für ein Glöckchen?

Von bläulichem Schein umflossen, stand ein winzig kleiner Gnom, noch nicht einen Bezugscheinstiefel hoch, mitten auf dem Tisch, im Marmoraschbecher neben der Zigarrenkiste, und schwang unermüdlich ein silbern zirpendes Glöcklein. Pingelingelingelingelingeling — machte das Glöcklein, und da wurde es überall lebendig.

Es schurrte hinter den Gardinen und rumorte in den Ritzen, es summte auf den Schränken und purzelte über die Simse, es kletterte an Stühlen hinauf und wieder hinunter und witschte durch die Schlüssellöcher — das ganze grosse Wohnzimmer war in Aufregung.

Und weil es deutsche Hausgeister waren und keine Botokuden, gruppierten sie sich artig und ordentlich um ihren Vorsitzenden, den Klingelmann, auf dem Tisch, nahmen Plätze ein und vergaben sie wieder, ordneten und teilten ein und sassen

schliesslich da: ein kleines zierliches Parlament. Es waren ihrer eine ganze Menge, wohl an die fünfzig, Männlein und Weiblein, und sie sassen jeweils um ihren Stubenältesten herum und trugen die Tracht ihrer verschiedenen Berufe. Wir werden bald sehen, welche.

„Pingelingeling!" machte der mit dem Glöckchen. Das Summen und Schnattern der Stimmen legte sich, man hörte nichts als das Surren der wenig bemittelten Fliege. „Pingelingelingeling!"

„Meine Damen und Herren!" sagte der Klingelmann. „Ich habe Sie durch die Mäusepost hierher gebeten, um uns wieder einmal die Freude zu machen, einander von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Die Zeiten sind ernst. Wir werden nachher unsere politischen Sachverständigen hören, den Wohnzimmermann und den W.-C.-Mann, die ja leider Zeitungen lesen müssen — aber soviel kann ich Ihnen jetzt schon sagen: So geht es nicht weiter. Auch wir Hausgeister haben unsere Rechte (Bravo!), und wir werden sie zu wahren wissen. Ich habe Sie einberufen — (hier reckte sich der Klingelmann erheblich, und das sah sehr ehrfurchtgebietend aus) —, um einen Hausgeisterrat ins Leben zu rufen!"

Ein ungeheurer Tumult brach aus. Kleine Männer im Arbeitsanzug warfen mit Juchhe ihre Mützen in die Luft, eine dicke Badefrau hob ein wenig ihren runden Rock und walzte vergnügt ein paar Schritte, die besseren Herren sassen da und amüsierten sich mit eingeklemmtem Monokel über das harmlose Vergnügen des niederen Volkes — kurz: es war sehr heiter.

Der Klingelmann gebot Ruhe. „Pingelingelingeling!" — „Meine Damen und Herren! Bevor wir zur Konstituierung schreiten, erteile ich unseren Spezialreferenten das Wort zur Berichterstattung über die Lage der einzelnen Ressorts. Herr Salonmann von Nippes."

Der Salonmann bestieg das Zigarrenkistenpodium. Er war sehr vornehm gekleidet: er trug blauseidenen Frack, kleines Plüschmützchen und einen Antimakassar auf dem Hintern. Er war Herr über zweihunderdreiunddreissig Nippsachen aus allerlei Materialien, die aber alle etwas anderes vortäuschten, als sie wirklich waren — und nun hub er an zu sprechen.

„Verehrte Anwesende!“ sagte er. „Ich komme geradeswegs aus dem Salon und muss Ihnen sagen, dass es so nicht weiter geht. Der Staub türmt sich in meinem Reiche meterhoch. Die Abfuhr ist ganz ungenügend. Es wachsen Geister auf in meinem Salon, die überhaupt nicht wissen, was ein Staublappen ist. Auch ist der Salon in der letzten Woche zweimal benutzt worden! Ist der Salon vielleicht ein Wohnraum? Der Salon ist von je in der deutschen Familie das unumstrittene Reich der Hausgeister gewesen und soll es auch bleiben fürderhin. Herrscht Wohnungsnot? Haben die Menschen Platzmangel? (Der Salonmann war ein ausgezeichneter Redner, er las gern feingeistige und daher goldgeschnittene Bücher, die auf dem Mitteltisch lagen, und wendete sein Wissen gut an.) Mangelt es den Menschen an Platz? Dann sollen sie anbauen, für sich und ihre Kinder. Der Salon aber — den Hausgeistern!“

Donnernder Applaus lohnte den Redner. „Pingelingelingeling!“ machte der Glockenmann. „Das Wort“, sagte er, „hat der Wohnmann, Herr Schaukel. Ich bitte.“

Der Wohnmann Schaukel betrat das Podium. Er war ein fetter, mürrisch dreinschauender Mann, der immer beleidigt war, denn er beherbergte zumeist die gesamte Familie in seinen Räumen.

„Meine Herren!“ brummte er. (Von den Damen wollte er offenbar nichts wissen.) „Mir passt es nicht mehr. Hier ist das historische Sofa, auf dem Tante Julla sass und übelnahm — niemand sitzt mehr drauf. Tante Julla ist zerplatzt, und nur das jüngste Kindermädchen und Erwin sind manchmal die einzigen, die abends zu Hause bleiben. Und wie lange kann auch das noch so gehen? Dann kommt die Geschichte heraus, das Mädchen fliegt und Erwin kommt in eine Pension. Er hat zwar erzählt, sie hätten in der Schule jetzt Aufklärung, und wenn sie ihn erwischten, wollte er sagen, er mache gerade seine Schularbeiten — aber was hilft das? Und alle anderen liegen in den Kinos, im Theater, im Klub und in Betriebsversammlungen. So geht das nicht weiter. Es muss etwas geschehen. Es muss etwas geschehen!“

Gemurmel erhob sich. Manche Damen bargen ihr Gesicht hinter ihrem Fächer. Dann aber wurde es still, und es erhielt das Wort der Essmann Wurstmax.

Der Wurstmax sprach etwas Berlinisch, hielt aber auf feine Ausdrücke. „Indem“, so führte er etwa aus, „nu doch det Essen imma schlechta werden dut, weil die Schiebapreise nich zu bessahlen sin, beantrage ick, det uns zehn Prozent von die Reste missen schtantepeh aufbewahrt wern. Indem wir sonst wie Bolle aufm Milchwagen dasitzen un gucken inn Rauch! Diss wollte ick jesagt haben!“

Die Versammlung stimmte zu.

Es sprach nunmehr der Kindermann, der Beherrscher des Kinderzimmers. Er war unzufrieden wie seine Vorgänger. So ginge es nicht weiter. Ebenso der Fremdenmann. Und es sprachen die Männer aus dem Zimmer des ältesten Sohnes, der nachts manchmal nicht nach Hause kam, weil er geschäftlich in der Stadt zu tun hatte — dann schlief er gewöhnlich von morgens acht Uhr bis mittags um eins —, und es sprach der Hausgeist der ältesten Tochter, die unter ihrem Kopfkissen den Casanova liegen hatte und am Fussende des Bettes „Was muss ein junges Mädchen von der Ehe wissen?“ (Dieses Buch war unter den Hausgeistern von Hand zu Hand gegangen.) Und sie sagten alle, alle dasselbe. So ginge es nicht mehr weiter!

Nun traten auf, mit grosser Spannung erwartet, der Schlafmann und seine Frau — die Beherrscher des ehelichen Schlafzimmers, zu dessen Bewirtschaftung ein Hausgeist nicht ausreichte — dazu waren zwei nötig. Und sie erstatteten ihren Bericht. Und es sprach die Frau:

„Meine Damen und Herren! Wenn wir so abends in den Betten liegen und das mit anhören, was sich unser Ehepaar erzählt, da muss ich denn doch sagen: So geht das nicht weiter! Wo ist die alte Zucht und Sitte geblieben? Das war ja nun früher immer so, dass sie Männe fragte, was denn das für ein unanständiger Witz gewesen sei, den Herr Fritschke heute bei Tisch erzählt habe, und dann versuchte er, ihn ihr zu erklären — und dann schwieg sie und verstand ihn nicht und sagte: Pfui — und dann hatte er es, und dann schliefen sie ein . . . Aber heute! Das wird Ihnen mein Mann auseinanderdefendieren. Meine Zunge vermag es nicht.“

Und der Schlafmann setzte es auseinander. Er schilderte — aber das könnte Ihnen so passen, dass ich das alles auf-

schreibe, wie? Er schilderte Szenen, wie man sie nur in Aufklärungsfilms für Jugendliche zu sehen bekommt; ich werde rot und blass, wenn ich nur daran denke. Pfui —! Aber es war ganz interessant, und wenn Sie, freundliche Leserin, an den Herausgeber des „Almanachs" eine Postkarte mit bezahlter Rückantwort schreiben, wird er Ihnen gewiss sagen, wo Peter der Panter wohnt, und dann liesse sich vielleicht . . . Aber das nur nebenbei. Und als der Schlafmann ausgeschildert hatte, da ging ein Schauer durch die Versammlung über die grosse Verderbnis der Zeiten, und ein gewaltiges Kopfschütteln und Händeschwenken hob an, bis das Glöcklein um Ruhe rief. „Pingelingelingeling!"

Das Wort hatte der Mädchenzimmermann. Er sagte: „Ich kenne keine Dienstmädchen mehr, ich kenne nur noch Aushilfen!" Und er sagte, er könne ja nicht klagen — er hätte es ganz gut; bei ihm sei den ganzen Tag Fröhlichkeit und eitel Freude und viel Geld, und die Mädchen hätten offenbar einen Schatz, der hiesse Achtstundentag, und . . .

Und dann sprang die Versammlung auf und warf den zufriedenen Hausgeist von dem Zigarrenkistendeckel herunter.

Und es stieg auf die Schachtel der Bademann. Der Bademann war in ein kleines Stückchen Frottiertuch gehüllt, das er irgendwo entwendet haben mochte — und seine Haare fielen ihm in nassen Strähnen ins Gesicht.

„Hadschi!" machte er. „Wenn die Menschen innen so sauber wären wie aussen, dann mag's angehen. Baden baden sie ja, und doch geht das nicht so weiter. Die Seife ist ja besser geworden — aber was ich da alles sehen muss — na, ich danke!"

Und es erschien der Speisekammermann und sagte, er wolle nun bald nichts mehr mit der ganzen Wirtschaft zu tun haben. Zucker habe er schon seit Wochen nicht mehr gesehen, und zum Totlachen sei es mit den Lebensmitteln überhaupt nicht, und er müsse bessere Verpflegung beantragen, und er wolle versetzt werden!

Und es erschien zum Schluss der W.-C.-Mann, und er sah die Versammlung lange an und sagte dann endlich: „Meine liebe Versammlung! Das Leben ist kurz und . . .!"

Und das konnte ihm ja von seinem Standpunkt aus niemand verdenken.

„Pingelingelingeling!“ machte der Glockenmann und erhob sich zu voller Höhe.

„Wir wollen uns nunmehr zusammentun, um zu einem Ziele zu kommen!“ sagte er. „Mit den Menschen ist es nichts mehr. Wir werden unsere angestammten Rechte nur wahren, wenn wir geeint vorgehen. Wir verlangen:

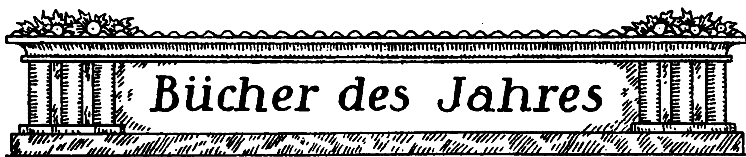
Freie Liebe,
½ Pfund Zucker wöchentlich,
Badezimmerbenutzung,
Freie Kleidung,
Erhöhung der ethischen Forderung (des sogenannten früheren „Trinkgeldes“) auf 20 Prozent,
Abschaffung der Mausefallen, die unsere Postverbindungen stören,
Anerkennung des grossen Hausgeisterrates.“ —

Und bei diesen Worten erhob sich die ganze Versammlung wie ein Mann und defilierte an einer Streichholzschachtel vorbei, und jeder nahm ein Streichholz hinaus und steckte es an, und dann formierten sie sich zu einem Fackelzug und gingen dreimal langsam und feierlich um den Tisch herum, bis die Streichhölzer abgebrannt waren. —

Und dass die Geschichte wahr ist, könnt ihr daraus ersehen, dass die Streichhölzer bei meinem Onkel Julius immer noch auf dem Teppich liegen. Denn die heutigen Mädchen . . . aber das ist ein anderes Kapitel.

Die Hausgeister aber sind seit jener Nacht streng organisiert, und wenn ihr im Leben Glück haben wollt und zu Hause Frieden und Ordnung, dann rate ich euch sehr, ihre Forderungen zu erfüllen.





Aus dem Buchverlag Rudolf Mosse, Berlin SW 68

„BERLIN, WIE ES WAR." Von J. KASTAN. Mit 10 Illustrationen. Geb. M. 12,—.*)

„Der damalige Stadtkern war von einer etwa vier Meter hohen Mauer umgeben, um das Einschmuggeln von steuerpflichtigen Verbrauchsgegenständen, nämlich Mehl und Fleisch, möglichst zu verhindern. Die namentlich die ärmere Bevölkerung schwer belastende Mahl- und Schlachtsteuer — die Akzise — wurde erst in den siebziger Jahren, als in der preussischen Gesetzgebung und in der Verwaltung ein entschieden politisch-liberaler Wind wehte, aufgehoben. Die Stadt Berlin jedoch war die erste in Preussen, die von dem Rechte der Aufhebung dieser drückenden indirekten Steuer Gebrauch machte. An den grossen, ins Land hinausführenden Strassen war diese dem bittersten Spotte der Bevölkerung preisgegebene Mauer durch Toröffnungen unterbrochen, an denen längst keine Flügel mehr hingen. Mit dem Falle der Stadtmauer sind auch diese Tore gefallen. Nur das weltberühmte Brandenburger Tor, die Schinkelschen Torbauten am Leipziger Platz, die erst in den achtziger Jahren von neuem errichteten Torgebäude am Belle-Alliance-Platz und endlich die beiden Steuerhäuser am Luisenplatz vor dem Neuen Tor erinnern noch an die ehemalige Stadtummauerung. Hier am Neuen Tor hat sich auch noch ein Stück der alten Stadtmauer selbst bis auf den heutigen Tag erhalten. Ein rechtes Wahrzeichen jener Zeit war die ausserhalb der Stadtmauer zwischen dem Anhalter Bahnhof, der Anhaltschen Kommunikation, dem Potsdamer Tor, der Schulgartenstrasse, dem Brandenburger Tor zum Hamburger Bahnhof sich hinziehende Verbindungsbahn, die sogenannte Klingelbahn. Sie diente lediglich dem Güterverkehr. Dem langsam hinschleichenden Zuge ging ein Bahnwärter voran, der eine rote Fahne schwang, während eine mit der Lokomotive verbundene Glocke ihren Warnungsruf ertönen liess. Auch dieses Verkehrsungetüm bildete den Gegenstand heiterster Belustigung unter der Bevölkerung wie bittersten Spottes in den damaligen Possencouplets. Wahrhaft schaudererregend waren, namentlich in den nördlichen und östlichen Teilen, die an der Stadtmauer sich bemerkbar machenden Zustände. Die Schuljugend übte insbeson-

*) J. Kastan hat die Entwicklung Berlins ein halbes Jahrhundert hindurch wie kaum ein anderer nach allen Richtungen hin verfolgen können. Wir bringen als Probe aus dem Buche, das besonders den älteren Berlinern viel Freude bereiten wird, eine Schilderung des alten Stadtbildes aus dem Anfang der siebziger Jahre.

dere ihre Zerstörungslust an dem schon längst baufällig gewordenen Gemäuer; es wurde an sehr vielen Stellen von unseren übermütigen Knaben durchbrochen, und durch die allmählich entstandenen Löcher entschlüpften sie behende den ihnen auflauernden Schutzleuten. Dabei ereigneten sich die drolligsten Szenen, sobald dem wütenden Schutzmann, der sich durch das zu enge Loch hindurchzwängen wollte, der Helm hinter die Mauer fiel. Der Aermste war den boshaften Rangen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, und nur das feierliche Versprechen der Straflosigkeit befreite den Vertreter der Staatsgewalt aus seiner greulichen Zwangslage. Denn ein Schutzmann im Dienst und ohne Helm ist doch einfach undenkbar. Dieser Unfug an den einzelnen Stellen der Stadtmauer blieb indessen nicht immer so harmlos. Er artete vielmehr öfters zu recht argen Zusammenrottungen aus, bei denen es blutige Köpfe setzte. Das aber kann man schon ruhig, und ohne der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten, aussprechen: der damaligen Berliner Jugend gebührt ein nicht unwesentliches Verdienst an der Beseitigung dieser lächerlichen Stadtmauer.

An dem vornehmsten Stadtteile Berlins, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, der Museumsbauten, zogen jedoch noch zwei andere Wahrzeichen die Blicke auf sich. Ein gewaltiges Gemäuer ragte hart an der Friedrichsbrücke in die Luft hinein. Riesige Steinunterbauten schoben sich tief hinein in die Spree, auf denen dann sich Ziegelwände und halbkreisförmige Ausbuchtungen bis zu einer Höhe von etwa zehn Metern erhoben. Der Neuankömmling in Berlin musste über diese ungeheuren rätselhaften Ruinen mitten in dem prächtigsten Teile der Stadt nicht wenig erstaunt sein. Was mochten diese Ruinen nur bedeuten? Hier sollte sich nach dem Willen Friedrich Wilhelms IV. in byzantinisch-romanischen Bauformen ein Dom und anschliessend an diesen das Campo santo, die monumentale Grabstätte des Hohenzollernhauses, erheben. Für die in ungeheuren Abmessungen gehaltenen Wandflächen hatte Peter Cornelius bereits seine gewaltigen Zeichnungen vollendet, die man in seiner Wohnung vor dem Brandenburger Tore in dem Raczynskischen Palais besehen und bestaunen konnte. Dieses Raczynskische Palais bestand aus einer in neuestem italienischen Renaissancestil errichteten Gebäudegruppe, die miteinander durch Säulenhallen verbunden war. In dem südwärts gelegenen Bau hatte Peter Cornelius seine Werkstatt aufgeschlagen; hier waren auch diese Campo-santo-Zeichnungen aufgestellt. In dem überragenden Mittelbau war die Raczynskische Gemäldesammlung untergebracht, die nach dem Abbruch der Baulichkeiten nach Posen übergeführt wurde. Den Nordflügel der Baugruppe bewohnte der kunstbegeisterte polnische Aristokrat und seine Familie. Der ganze Baugrund wurde später in den siebziger Jahren für den Neubau des Deutschen Reichstages und für die notwendig gewordenen neuen Strassenanlagen in dessen Umgebung verwendet. Ob das Raczynski-Palais

wenigstens im Bilde erhalten geblieben, entzieht sich meiner Kenntnis. Mit einer wahrhaft heiligen Scheu betrat man jene ungeheuren Räume, in denen die Kartons des grossen Meisters aufgestellt waren. Man versuchte sich in die fremdartige Vorstellungswelt des tiefsinnigen Geistes hineinzuversetzen, der durch seine mystisch-phantastischen Schöpfungen erschütternd auf unser Gemüt zu wirken vermochte. Die Kartons waren vollendet, lange bevor der Bau des Campo santo in Angriff genommen werden konnte. Dann kam das Sturmjahr 1848, das wie so vieles andere auch diesen Lieblingsgedanken des unglücklichen Königs zunichte machte. Das Dombauprojekt verschwand von der Tagesordnung, das Campo-santo-Gemäuer verfiel mehr und mehr, bis es dann nach Jahrzehnten erst gesprengt wurde, um Raum für die Errichtung des jetzigen Domes zu gewinnen. Mit einem gewissen höhnischen Trotz führte der damalige Berliner seinen Gast an diese Ruinenstätte hin und pflegte dabei erläuternd hinzuzufügen: „Das sind die Ruinen eines Domes, der niemals gebaut werden wird. Das ist u n s e r Stolz!" Verschiedenartige Momente wirkten zusammen, um eine derartige Stimmung unter den Berlinern jener Zeit zum Durchbruch kommen zu lassen. Wer denkt noch jetzt jener Zeiten. Kein Erinnerungszeichen ist vorhanden. Einige der berühmten Campo-santo-Kartons haben in der Nationalgalerie Unterkunft gefunden — man ist zu sagen versucht — aus Mitleid. Das ist aber auch alles, was von jenen gigantischen Dombauplänen des letzten absoluten Königs von Preussen auf die Nachwelt gekommen.

Als ein weiteres Wahrzeichen Alt-Berlins konnte ein absonderliches, halbverfallenes Bauwerk angesprochen werden, das sich an der Stelle der jetzigen Nationalgalerie befand. Ein Oval, mit grünlichgrauem Mörtel beworfen, eingeschossig, trug es die befremdlich genug sich ausnehmende Aufschrift „Königliches Gesundheitsporzellan". Die Glasur dieses königlichen Erzeugnisses enthielt nämlich keinerlei gesundheitschädigende Beimischung, insbesondere keinen Bleizusatz. Daher stammte diese geschmackvolle Aufschrift. Nicht weit von diesem Prachtbau entfernt, unmittelbar an die riesigen Domruinen angrenzend, erhob sich ein unscheinbarer, mit einer Säulenhalle geschmückter Bau, der aus den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts stammte, d i e a l t e B ö r s e. Sie verschwand zu derselben Zeit wie die Domruinen, um den für den neuen Dom erforderlichen Baugrund zu gewinnen.

Wem es um eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung von dem damaligen Berliner Stadtbilde zu tun ist, der sehe sich die Stralauer Strasse und ihre nächste Umgebung an. An diesem Teile Berlins sind die gewaltigen Entwicklungen der Stadt spurlos vorübergegangen. Auch der in den wuchtigsten Formen erstandene Neubau des Rathauses, der in viel, viel spätere Zeit fällt, hat an diesem Zustande nicht gerüttelt. Wie dort drüben jenseits der Spree, so sah

es aber auch meistenteils in den diesseits des Flusses gelegenen Stadtvierteln, in der Friedrichstadt, aus. Einzelne kümmerliche, aber sehr kennzeichnende Reste aus jener längst verschwundenen Zeit haben sich in der vornehmen Friedrichstadt bis auf unsere Tage erhalten. Es sei hier nur auf das Stammhaus der Familie Kahlbaum in der Mauerstrasse hingewiesen. An solchen und ähnlichen Prachtbauten war das Berlin der sechziger und noch der siebziger Jahre überreich. Und dem Aeusseren dieser Prachtbauten entsprach die innere Einrichtung, die Ausgestaltung der Hofräume auf das genaueste. Man lenke nur einmal seine Schritte in jene Gegend, und man wird nicht wenig darüber erstaunt sein, dass sich noch jetzt mitten im Herzen der Millionenstadt derartig verwahrloste Strassen erhalten konnten. Manchem Beschauer dieser Herrlichkeiten mögen sie ja wohl malerisch vorkommen. Er wird es vielleicht sogar bedauern, dass der damals herkömmliche und durch sein Alter ehrwürdig gewordene Schmutz auf jenen Höfen einer peinlichen Sauberkeit gewichen ist. Damals in der guten, gemütlichen, alten Zeit hatte der Schmutz in den Hausfluren und auf den Haushöfen Berlins vielfach noch ein förmliches Daseinsrecht. Wem jedoch der Sinn für malerischen Schmutz abgeht, der muss offen bekennen, dass jene allgemeinen Zustände widerlich, abscheulich, beleidigend für Augen und Nasen, für diese ganz besonders, gewesen sein mussten. Berlin entbehrte damals noch der Segnungen einer streng methodisch nach den Gesetzen der neuzeitlichen Technik durchgeführten Abfuhr aller menschlichen und tierischen Auswurfstoffe sowie der hiermit notwendig verbundenen, ja sie eigentlich bedingenden Wasserleitung. Der Hausunrat ergoss sich in meistens sehr undichte Senkgruben, die von Zeit zu Zeit durch eine besondere Arbeitergenossenschaft entleert wurden. Diese widerliche Ausräumearbeit vollzog sich während der Nachtstunden, und wehe dem verspätet heimkehrenden Nachtschwärmer, der in die Nähe dieser Abfuhrwagen kam. Er hatte alsdann ausser den üblen Gerüchen noch die unvermeidlichen Höflichkeitsbezeugungen abzuwehren, die ihm von den drei rückwärts auf den Wagen, an den „Eimern" sitzenden Huldinnen erwiesen wurden. Diese „Eimer-Weiber" gehörten zu den gefürchtetsten Existenzen des damaligen Berlin, von denen auch nur zu reden schon Verlegenheit brachte. Diese greulichen Zustände hatten naturgemäss die übelsten Folgen für die öffentliche Gesundheit. Typhus, Ruhr, andere schwere Darmerkrankungen, auch Malaria waren hier einheimisch und forderten jahraus, jahrein zahllose Opfer. In den klinischen Lehrsälen der Charité konnten die damaligen grossen Meister in der Diagnostik, Männer wie Traube, Frerichs, ihren Scharfsinn an den ihnen unablässig zuströmenden schwierigen „Fällen" üben. Ganze Reihen dieser unter so verschiedenen Anzeichen auftretenden Erkrankungen konnten den Hörern vorgestellt werden — und es wollte

sich nimmer erschöpfen und leeren. Berlin war damals eine der ungesundesten Städte Deutschlands, vielleicht gar die ungesundeste. Als die Choleraepidemie 1866 in furchtbarer Weise auftrat, da war die Notwendigkeit, eine gründliche Aenderung in der Reinhaltung Berlins, eine Vergesundheitlichung der Stadt als solcher und ihrer Haus- und Wohnverhältnisse eintreten zu lassen, unausweichlich geworden. Rudolf Virchow hat sich in hingebungsvollster mehrjähriger Arbeit des ihm von der Stadtverwaltung übertragenen Auftrages entledigt, den Bericht über die Vorarbeiten zur Durchführung der Wasserversorgung, der Schwemmkanalisation Berlins und der damit untrennbar verbundenen Rieselfeldwirtschaft zu erstatten. In Gemeinschaft mit dem Baurat Wiebe hat der grosse Forscher und Volksmann seine ganze zähe, ausdauernde Arbeitskraft darangesetzt, um dieses grossartig erdachte Werk, allen Widerständen und gehässigen Angriffen zum Trotz, zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. Die Berliner Wasserleitungs-, Schwemmkanalisations- und Rieselfeldanlagen sind vorbildlich geworden für alle seither entstandenen gleichsinnigen Einrichtungen. War die preussische Hauptstadt in dieser kanalisationslosen Zeit ein überall verrufenes „Typhusnest", so wurde sie nach der Durchführung dieser grossartigen, sinnvoll ineinandergreifenden Anlagen zu einer der gesundesten und saubersten Städte Europas ..."

„FRAU UEBERSEE." Roman von FRITZ RECK - MALLECZEWEN. Geb. M. 6,—, brosch. M. 4,—.

Fritz Reck ist ein deutscher Weltmensch, und gewiss ist uns jetzt nichts nötiger. Er kennt Europa, kennt Land und Leute jenseits der grossen Wasser. Mehr als das. Er umschliesst sie mit dichterischer Phantasie, er ist in die Geheimnisse der fremden Seelen eingedrungen und lässt sie mit ihrer eigenen Sprache reden. Der Stempel der Echtheit ist ihnen aufgedrückt, und ihre abenteuerlichen Schicksale wirken niemals banal, weil sie von innen heraus gestaltet sind. Die Sprache Recks ist sportmässig knapp, weltmännisch nüchtern und doch blühend und bilderreich in der Schilderung. Eine Probe seiner Darstellungskunst geben wir in der im Almanach abgedruckten Novelle „Ultima Thule".

Sie besitzt die gleichen stilistischen Vorzüge, dieselbe innere Gespanntheit und Plastik wie die Geschichte des armen kleinen Fred, der, rosig und abenteuerlustig, nach der schlimmen Stadt „Guayaquil" kommt, zu tief in die Augen der Frau Uebersee blickt, sich an ihren Küssen berauscht und an ihrem letzten Kusse stirbt, weil er vergiftet war.

„MATHILDE." Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Von CARL HAUPTMANN. Kronen-Bücher Band M. 1,80.

Die schlesische Heimat bleibt doch der ewige Jungbrunnen der Hauptmanns. Der Grübler, der Romantiker Carl tritt in diesem

Roman hinter dem volkstümlichen Erzähler zurück, der in einer ganz schlichten und doch höchst eindrucksvollen Technik – er wendet mit Recht den Untertitel „Zeichnungen" an — die Geschichte eines Dorfkindes erzählt. Jammervolle Aermlichkeit der ersten Jugend, Trieb emporzukommen, Lockung der Stadt — Fabrikmädelschicksal, Alltagsschicksal, und doch in jedem Zuge so verinnerlicht, dass ein ganz Persönliches zur Erschütterung zwingt. Die einzelnen Kapitelüberschriften wirken wie die Stationsbezeichnungen eines Leidensweges. „Im Gemeindehaus — Wie Saaleck sich nähert — Mathilde geht nun öfter mit ihm — Mathilde sieht einen aus der Heimat — Unteroffiziersball — Mathilde ist zum zweiten Male Mutter — Mathildes Kind stirbt."

So menschlich-mütterlich, im engsten Bezirk des Lebens geht der Roman seinen Weg, und es ist gewiss, dass ihn auch die Magd in der Küche, die Frau des Arbeiters an einem stillen Sonntag mit Andacht lesen könnte. Schliesslich aber ergibt sich — und wie könnte es bei Carl Hauptmann anders sein — doch der romantische Einschlag. Eine Flamme: Begegnung mit der geistigen Welt! Ein Student taucht in ihrer Nähe auf, der dem Untergang verfallen ist und nun seinen inneren Reichtum wie ein Vermächtnis über sie wirft. Mystische Verse umklingen die Seele des Ausgestossenen und sein gewaltsamer Tod ist das letzte grosse Feuerzeichen ihres Lebens. Man wünscht dem echten Volksbuche Leser in allen Kreisen.

„DER WANDERER." Roman von PAUL A. KIRSTEIN. Geb. M. 7,—, brosch. M. 5,—.

Ein Erziehungs- und Lebensbuch. Der Weg, den wir alle gehen müssen, am Narrenseil der Hoffnung und am Himmelsseil der ewigen Sehnsucht geleitet. Ein Buch der Reife und der Resignation, schwer von Schmerz und Seligkeit der Erinnerungen. Und weil es immer wir selbst sind, die sich auf jeder Seite dieses tiefmenschlichen Bekenntnisbuches wiederfinden, deshalb begleiten wir den Lebensweg des Wanderers Heinz Bockelmann mit so ganz persönlicher Anteilnahme. Der Kampf mit der Schule am Anfang, der hoffnungslose, ach, so bald entschiedene Kampf mit den grauen Dämonen des Alltags am Schluss. Dazwischen: himmelanstürmende Begabung, Rausch des Erfolges, der Kelch der Enttäuschungen und der wechselnde bittersüsse Reigen der Frauen. Darin liegt der tiefere Wert, der eigentliche Weltsinn des Buches, mit dem sich ein echter Lebenskenner an alle wendet, deren inneres Schicksal aus dem gleichen Boden emporgewachsen ist. Die Verschiedenheit der äusseren Lebensumstände ist, von dieser höheren Warte aus betrachtet, ja schliesslich nur das Beiwerk. Aber auch an dem, was neben dem Geistigen individuelle Buntheit und Fülle des persönlichen Erlebnisses bedeutet, ist das Buch reich. Die Szenen aus dem Künstlerleben tragen die Farben eigener Beobachtung und geben dem Buche auf jeder Seite

Fülle und Lebendigkeit. Und so kann man es auch umgekehrt fassen: der bereitwillig sein tieferes Wesen dem enthüllt, der mit gleichgestimmtem Herzen an ihn herantritt.

„DIE BRIEFE DES FRAEULEIN BRANDT." Roman von FELIX HOLLAENDER. Geb. M. 7,—, brosch. M. 5,—.

Felix Holländer zeigt in diesem Ich-Roman alle Vorzüge seiner nervösen Gestaltungskunst: eine bestrickende Leichtigkeit des Eindringens in seelische Zustände, stets fesselnde Dialogführung und eine Gruppierung des Stoffes, die unbedingt die Spannung wachhält. Die Menschen Holländers sind von unserem Fleisch und Blut, Qual der kulturellen Uebergangsepoche bedrängt ihre Herzen und führt ihre Schicksale.

Die Bekenntnisse dieser Offizierstochter sind noch in einer Atmosphäre entstanden, die bereits hinter uns liegt wie die schwüle, elektrisch geladene Luft vor dem Gewitter; dass sie echt sind, aus dem Geist der Zeit heraus geboren, erkennen wir jedoch vielleicht heute noch intensiver als nach dem ersten Erscheinen des Romans. Ein Mensch, von tausend Banden der alten Gesellschaft umstrickt, mit den Hemmungen einer jahrhundertealten Tradition im Blute, schreitet von Erkenntnis zu Erkenntnis, wird sehend und frei und entzündet die zum Brennen bereite Seele an dem Feuergeiste des ihr vom Schicksal zum Erlöser Bestimmten.

Auch diese „Briefe des Fräulein Brandt" geben ein Zeichen für die Richtung, die unsere innere Wandlung nehmen musste.

„DER ALTE NARR" UND ANDERE NOVELLEN. - Von FELIX SALTEN. Kronen-Bücher Band M. 1,80.

Felix Salten umfasst wie kaum ein zweiter österreichisches Leben und Sterben mit der Inbrunst eines reichen Empfindens, mit einem ganz hellen und wachen Verstand. Er hat die Grazie der Sprache, die halb wehmütige, halb ironische Geste, die mit der Atmosphäre, mit den Menschen dieser dahinwelkenden Kultur unmittelbar zu künstlerischer Einheit verschmilzt. Wir lieben, lächeln und belächeln mit ihm. Resignation der Alten und Aelteren, Lebensohnmacht der Jungen, von der Robustheit einer neuen emporquellenden Epoche in den Boden gedrückt oder doch noch einmal emporgerissen — das schwingt in einem solchen Novellenbändchen Saltens. Wie köstlich, in spielerischer Virtuosität hingepinselt ist das Aquarellbildchen, „Manhardzimmer": Trio-Szene in einem jener solid-behaglichen Wiener Chambres séparées zwischen dem Oberkellner, der Lebedame und dem jungen Pagen, der schon nach dem ersten Glase Sekt an ihrem Busen eingeschlummert ist. Dieses Business-Gespräch zwischen den beiden erfahrenen Priestern der Freude über dem Haupte der schlummernden Harmlosigkeit gäbe einen Dialog für den niedlichsten Einakter.

Illustrationsprobe aus „Berlin, wie es war“ von J. Kastan



Der ehemalige Nollendorfplatz im Jahre 1885
Nach einem Aquarell von Fr. Skarbina

Zwei Rätsel

Was andrer mühevolles Ziel auf Erden,
Fällt ihnen in den Schoss von vornherein,
Sie sind es nämlich schon, bevor sie's werden
Und müssen's dennoch werden, um's zu sein.
Denn ob sie gleich zur Welt als solche kamen,
Als solche wandeln schon in Kinderschuh'n
Sowohl dem Rechte nach als nach dem Namen,
Sie müssen, um's zu werden, erst es tun.
Ein leichtes Tun! Doch wenn sich dies Verfahren
Von selbst nicht einstellt, eh die Zeit verrinnt,
Erlischt für sie, da sie's bisher nicht waren,
Der Vorteil, dass sie's von Geburt an sind.

Ich bin von zweierlei Geschlecht
Und je nachdem verschieden:
Teils komm' ich keinem Menschen recht,
Mach' jeden unzufrieden,
Teils möchte mich, wer nach mir greift,
So fest wie möglich fassen
Und, wenn er in der Irre schweift,
Von mir sich lenken lassen.

Lässt locker mich der Mann im Haus,
Werd' ich der Frau verbleiben,
Obwohl er doch jahrein, jahraus
Sich müht, mich aufzutreiben.
Mein Druck wird um so mehr verspürt,
Je mehr ich werd' erhoben,
Und nur wer mich im Staate führt,
Muss pflichtgemäss mich loben.

Ludwig Fulda

Gleichklang

Einst hat's uns golden angelacht,
Jetzt wird es von Papier gemacht.
Wen's schmückte, der sah's über Nacht
Verschwinden,
Und dennoch ist's in voller Pracht
Auf jedem Baum zu finden.

Ich hülle mich in dichte Schleier,
Ich bin ein Freund der Kinderwelt,
Doch Schiller selbst hat seine Leier
In meine Dienste einst gestellt.
Mir diese Schleier aufzuheben,
Ist auch das Alter noch bereit,
Und keiner wagt dabei das Leben,
Wie einst in mytholog'scher Zeit.
Von mir bist du an jedem Tage
Umgeben, Sohn des Erdenballs,
Ich bin die Antwort auf die Frage
Nach Ziel und Zweck des Weltenalls.

Max Grube

Viersilbig

Hilfreiche Mittler sind im Reich der Kunst
Dem schöpferischen Geist die ersten beiden;
Durch sie, begnadet von der Muse Gunst,
Verkündet er des Herzens Lust und Leiden;
Streut Schätze aus, Genuss und reiche Gaben,
An denen Mit- und Nachwelt sich erlaben.

Und vielbegehrt in einem andern Sinn,
Obgleich sie nur ein Schein sind, sozusagen,
Bedeuten sie Vermögen, Macht, Gewinn,
Wonach die Menschen unaufhörlich jagen;
Trau ihnen nicht, nicht einem falschen Schein,
Den Schaden trügest du, nur du allein.

Doch auch die letzten beiden Silben, wisst,
Sie lassen in verschied'nem Sinn sich deuten:
Es ist ein Ding mit kurzer Lebensfrist,
Nur hoffnungsvoll in seinen Jugendzeiten;
Doch kaum gelangt an seine letzte Stunde,
Gibt sein verfall'nes Aussehn trübe Kunde.

'nen Rücken hat es nicht, doch ein Gesicht,
Benennt genau den Tag, wann es geboren;
Von seinem Ende gibt es auch Bericht,
Es ist der Tag, den du dir selbst erkoren.
Weil du den Wechselbalg mal angenommen,
So fordert er Erlösung nun vollkommen.

Ja, selbst der Mann, der was erjagen will,
Muss sich nach meinen beiden letzten richten;
Will er, dass Ziel und Streben sich erfüll',
Sonst muss er auf den Jagdgewinn verzichten.

Auch kann durch sie in Unheil oft das Glück
Und Glück in Ungemach verwandelt werden,
Denn ewig herrschen sie — ein Weltgeschick,
Dem alles unterworfen ist auf Erden.

Und haben die zwei ersten Silben dann
Mit drei und vier zum Ganzen sich verkettet,
So ist's ein Ding, das oft verhindern kann,
Was uns bedroht, was durch Verständnis rettet;
Es trägt in seinem Schosse Kampf und Frieden,
Hat manchmal Unheil und Verlust vermieden.

Ludwig Barnay

Das Schachspielen aus dem Gedächtnis

Von J. Mieses



enn heutzutage Schachmeister dem grossen Publikum gegenüber ihre Kunst betätigen wollen, so geschieht dies meist in Form einer „Simultanvorstellung“ oder eines Blindspiels. Bei der Simultanveranstaltung nehmen die daran beteiligten Schachfreunde — selten sind es weniger als zwanzig, mitunter aber auch vierzig und mehr — an nebeneinander aufgestellten Brettern Platz, und der Meister bekämpft nun seine Gegner, indem er von Tisch zu Tisch wandelt. Er produziert sich also in der Eigenschaft eines „Schnellspielers“, denn in der Tat, er muss einen erstaunlich raschen Ueberblick und eine verblüffende Sicherheit auch in verwickelten und gefährlichen Stellungen besitzen, wenn er innerhalb weniger Stunden so viele Partien gegen geübte Spieler mit günstigem Resultate beenden will.

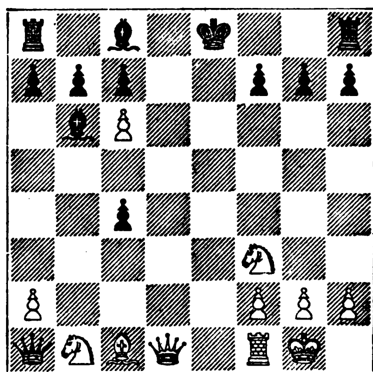
Auch bei einer Blindvorstellung sind gleichzeitig mehrere Partien im Gange, und man könnte sie demnach als ein Simultanspiel ohne Ansicht der Bretter bezeichnen, aber die Anzahl der Gegner pflegt hier eine weit geringere zu sein. Eine besondere Schnelligkeit des Spielens ist daher für den Meister nicht das Haupterfordernis, sondern seine Leistung besteht eben in dem Blindspielen an sich, d. h. in der Fähigkeit, ganz aus dem Gedächtnis mehrere Partien gleichzeitig zu führen. Der äussere Vorgang dabei ist folgender: Der Meister wählt seinen Platz im Saale so, dass er die Bretter nicht sehen kann. Die Züge der Gegner werden ihm durch eine Mittelsperson angesagt. Die Bretter sind der Reihe nach numeriert. „Brett Nr. 1 hat soundso gezogen“ heisst es. Der Meister gibt darauf seinen Gegenzug an, und der Spieler am Brett Nr. 1 hat jetzt Zeit zum Nach-

denken, bis später wieder die Reihe an ihn kommt. Nun wird der vom Spieler am zweiten Brett gemachte Zug angesagt. Es erfolgt die Antwort des Meisters, und dann kommt das nächste Brett daran, usw. bis zum letzten Brett. Dann geht der Ansager an das Brett Nr. 1 zurück, dessen Spieler ja inzwischen genügend Zeit zum Ueberlegen gehabt hat, und der nun sofort seinen Zug ausführen muss. Darauf kommt wieder Brett Nr. 2 an die Reihe usw.

Eine wohlgelungene Blindvorstellung erregt beim Publikum stets hohe Bewunderung. Die Virtuosität, mit welcher der Spieler die Stellungen beherrscht, die er doch nur mit seinem geistigen Auge schaut, die Sicherheit seines Spiels, die Schärfe seiner Kombinationskraft unter so erschwerenden Umständen, alles dies wirkt drastisch und mit einer gewissen elementaren Gewalt auf die Zuschauer ein. Auch der krasse Anfänger bekommt dabei, sozusagen, einen Einblick in die Gehirnwerkstatt eines Schachmeisters. Dass jemand gleichzeitig eine grössere Anzahl von Partien mit ihren von Zug zu Zug wechselnden Positionen im Kopfe behalten und den stundenlangen Kampf ohne Gedächtnisfehler von Anfang bis zu Ende durchführen kann, erscheint dem Laien unfassbar. Er erblickt darin die Bekundung einer fabelhaften Gedächtnisstärke unter eventueller Zuhilfenahme mnemotechnischer Systeme. Diese Ansicht ist eine durchaus irrige: das Blindspielen beruht im wesentlichen auf plastischer Vorstellungskraft. Der Spieler muss das Bild der jeweiligen Stellung so lebhaft und deutlich im Geiste vor sich sehen, als ob das Brett vor ihm stände; nur dann wird er imstande sein, Kombinationen zu machen. Im Grunde genommen ist ja das gewöhnliche Schachspielen auch ein Blindspielen, denn jede Berechnung und Kombination besteht doch darin, dass man sich eine Position vorstellt, die erst nach einer Reihe von Zügen entstehen soll. Der ungeübte oder unbegabte Spieler wird nun hierbei die Erfahrung machen, dass seine Phantasie nicht ausreicht, um ihm ein klares Bild der schon nach wenigen Zügen sich ergebenden Stellungen zu zeigen, während der Meister unter Umständen zehn und noch mehr Züge weit „rechnet". Jeder wirklich gute Spieler muss also bis zu einem gewissen Grade die zum Blindspielen wichtigste Eigenschaft, das visuelle Gedächtnis, be-

Das Blindspielen ist übrigens keineswegs erst durch moderne Schachmeister aufgebracht worden. Schon vor einem Jahrtausend haben arabische Spieler darin Bedeutendes geleistet. In Europa allerdings scheint man diese Kunst nicht gekannt zu haben, und erst der geniale französische Meister Philidor spielte um die Mitte des 18. Jahrhunderts gleichzeitig drei Partien ohne Ansicht des Brettes. — Eine neue Aera der Blindspielvorführungen brach mit dem berühmten amerikanischen Meister Paul Morphy an, der in den Jahren 1858 und 1859 wiederholt acht Partien aus dem Gedächtnis spielte. Die Leichtigkeit und Eleganz, mit der er dies tat, ist ein Beweis dafür, dass Morphy mit diesen acht Partien noch bei weitem nicht bis zum Maximum seiner Leistungsfähigkeit gegangen ist. — Hervorragende Meister des Blindspielens in der Zeit kurz nach Morphy waren L. Paulsen, Zuckertort, Blackburne, Fritz und Tschigorin. Als der unzweifelhaft grösste Blindspieler aller Zeiten aber muss der Amerikaner Pillsbury bezeichnet werden. Er hat der Schachwelt gezeigt, was sich auf diesem Gebiete aus einer eminenten Begabung durch anhaltendes systematisches Trainieren herausholen lässt. Nachdem er häufig 12 bis 16 Partien gegen gute Partner mit überraschender Schnelligkeit und meist ohne jeden Gedächtnisfehler durchgeführt hatte, unternahm er es auf dem Schachkongress zu Hannover, 21 Partien zu spielen. Seine Gegner waren sämtlich Spieler von beträchtlicher Stärke. Dieser aufsehenerregende Kampf nahm über zwölf Stunden in Anspruch. Man bedenke, dass schon nach einer gewöhnlichen ernsten Partie, wenn sie fünf bis sechs Stunden gedauert hat, beide Spieler recht erschöpft zu sein pflegen, obwohl sie doch nicht die ganze Zeit hindurch mit voller Intensität zu arbeiten brauchen. Was daher dem Kenner an dieser phänomenalen Leistung Pillsburys am meisten imponiert, ist nicht so sehr die grosse Anzahl der gespielten Partien, als vielmehr die enorme geistige Widerstandskraft, vermöge deren dieser Meister eine derartige Vorstellung ohne Erlahmen bis zum Schluss aushalten konnte. In der Natur der Sache liegt es, dass man beim Blindspielen nicht ganz die gleiche Spielstärke entfalten kann, wie beim gewöhnlichen Spiel. Während der am Brett Spielende stets die

Position vor sich stehen hat, von der aus seine Kombinationen beginnen, ist der Blindspieler genötigt, sich diese Ausgangsstellung immer wieder im Geiste zu rekonstruieren. Diese Mehrbelastung der Phantasie ist der Hauptgrund, warum das Blindspielen schwieriger, angreifender und zeitraubender ist als das gewöhnliche Spiel. Dennoch ist bei den berühmten Blindspielern der Unterschied der Spielstärke zwischen dem Spiel am Brett und dem ohne Brett oft ein erstaunlich geringer. Sie werden, wenn sie nur wenige Partien blind zu spielen haben, eine jede von diesen fast ebenso gut behandeln, wie eine einzelne sehend gespielte Partie. Als drastisches Beispiel hierfür möge die nachstehende Position dienen, die sich im Jahre 1864 in einer von L. Paulsen gegebenen Vorstellung ereignete.



L. Paulsen (Weiss) am Zuge.

L. Paulsen, der ausser dieser Blindpartie noch drei andere führte, kündigte, nachdem er sich etwa 20 Minuten besonnen hatte, ein Matt in spätestens elf Zügen an. Wir geben die vollständige Analyse der Mattführung, damit der Schachfreund zur richtigen Würdigung der Paulsenschen Leistung gelangt.

1. T f1—e1 †	L c8—e6 (oder *A*)
2. D d1—d7 †	K e8—f8
3. T e1×e6	L b6—f2 †

Bei jeder anderen Spielweise erfolgt das Matt schon vor dem elften Zuge.

4. K g1—h1.	h7—h6

Es droht Matt durch D d7—e7 † nebst D e7—e8 † usw. Ausser dem Textzug hat Schwarz noch die Verteidigungen 4..., g7—g6, g7—g5 und L f2—c5. Falls 4..., g7—g6, so 5. L c1—h6 †, D a1—g7; 6. S f3—g5, K f8—g8; 7. T e6—e8 †, T a8×e8; 8. D d7 ×e8 †, D g7—f8; 9. D e8×f8 matt. Falls 4..., g7—g5, so 5. S f3—g5, D a1—g7; 6. L c1—a3 †, L f2—c5; 7. L a3×c5 †, K f8—g8; 8. T e6—e8 †, T a8×e8; 9. D d7×e8 †, D g7—f8; 10. D e8 ×f8 matt. Falls 4..., L f2—c5, so 5. S f3—g5, D a1—f6; 6. T e6 ×f6, L c5—e7; 7. T f6×f7 †, K f8—g8; 8. D d7×e7 nebst 9. T f7 —g7 matt.

5. c6×b7	g7—g5
6. b7×a8 D †	K f8—g7
7. D a8—e4!	D a1—f6
8. T e6×f6	T h8—f8
9. D d7—e7	L f2—c5
10. T f6×h6!	beliebig
11. D e4—h7 matt, oder	D e7×g5 matt.

A.

1.	L b6—e3
2. T e1×e3 †	D a1—e5
3. T e3×e5 †	L c8—e6
4. D d1—d7 †	K e8—f8
5. T e5×e6	h7—h6
6. S f3—e5	K f8—g8
7. D d7×f7 †	K g8—h7
8. T e6×h6 matt.	

Dieses komplizierte Variantennetz durchzurechnen, würde auch in einer Einzelpartie jedem Meister Schwierigkeiten machen.

Eine Anleitung zum Erlernen des Blindspielens gibt es nicht, und kann es auch nicht geben. Glücklicherweise! Wer die dazu erforderliche Spezialbegabung nicht besitzt, der soll sich nicht gewaltsam auf derartige Virtuosenleistungen einpauken, und wer sie besitzt, der wende sie, im Interesse seiner Gesundheit, mit Mass an und gehe nie bis an die Grenze seines Könnens.

Auflösungen der Rätsel: LUDWIG FULDA: Erben. — Steuer. — MAX GRUBE: Die Krone. — Das Rätsel. — LUDWIG BARNAY: Notenwechsel.

Verzeichnis der Inserenten.

I. Handels- und Industrie-Firmen.

Alphabetische Uebersicht.

II. Bäder, Kuranstalten und Hotels.

Alphabetische Ortsübersicht.

III. Unterrichtsanstalten.

Alphabetische Ortsübersicht.

Wir bitten unsere Leser, bei allen Bestellungen und Anfragen, die sich auf die hier veröffentlichten Anzeigen beziehen, stets den „Rudolf Mosse-Almanach" zu nennen.


Simplizissimus
Illustrierte
Wochenschrift
mit neuer
aktueller Beilage


Kennen Sie
die FREHO ?
Typen-Flachdruck-Maschine
Mehrere 1000mal anerkannt als
der beste deutsche Vervielfältiger
1000
'getippte' Briefe
in der Stunde!
Verlangen Sie
Freho-Literatur!
Kommandit-Gesellschaft
Hoffmann & Co, Berlin W35
Potsdamer Strasse 43a
Fernsprecher: Lützow 6838



Giessener Pädagogium

Für Schulpflichtige
staatlich genehmigte
höhere Privatschule

Sexta—Oberprima.

Einjährigen-,Primaner-,Reifeprüfung.
Kleine Klassen. — Arbeitsstunden.
Schülerheim in grossem Park.
Glänzende Erfolge. Gute Ernährung.
Nur geprüfte, akad. gebildete Lehrer.
Drucksachen durch die Direktion.

Giessen, Liebigstr. 46

in der Nähe der Universität. Fernruf 2075.

Für zeitgemässe Ausbildung zum Ingenieur und Architekt:

Städtische

Polytechnische Lehranstalt Friedberg (Hessen)

Semesterbeginn: 1. April u. 1. Oktober
Vergünstigungen für Kriegsteilnehmer

Pädagog. Institut zu Greifswald



am herrlich bewaldeten Ostseestrand; reine Seeluft. **Gymnasial-Real-Gymnasial- und Realabteilg.** Besond. wissenschaftl. Einrichtg., Unterrichtsgruppen von 2–3 Schülern. **Letzte Abitur-, Prima- und Einj.-Prüfgn. wieder alle gut bestanden, z. T. mit lobender Anerkennung und mit Ersparnis von 1 bis 2 Schuljahr. Sorgfält. Verpflegung** (reichl. Ernährung), herzlich. Familienleb. Aufn. nur 7–16 jähr. Prosp. Dir. **Dr. Banf**, Knopfstr. 17.

Gießen (Hessen)
Roonstraße 18

Dr. Dienemanns Vorbereitungs-Anstalt

Einjähriges, Prima, Abitur.

Nur 15 Schüler, daher beste Erfolge. Seit 20 Jahren bestanden nicht versetzte Tertianer das Einjährige in 6 Monaten, Sekundaner die Primareife und das Abitur in kürzester Zeit. Familienleben. Vorzügliche Verpflegung und Empfehlungen erster Kreise.

Institut „Minerva“
Heilbronn am Neckar

A. Handelsrealschule.

Gewissenhafte Ausbildung in sämtlichen kaufmännischen Fächern neben gründlicher Allgemeinbildung.

B. Vorbereitungsanstalt für sämtliche Prüfungen.

Im Pensionat reichliche Verpflegung.

Prospekte und Referenzen durch die Leitung der Anstalt.

N. Römers Institut
für Privatstudierende
und Schüler höherer Lehranstalten
München, Kaulbachstr. 31 u. 33

Rascheste Vorbereitung auf alle Schulprüfungen. — Alle Einrichtungen entsprechen den neuzeitlichen Forderungen der Erziehungskunst und Gesundheitspflege. Eigene Bäder, Brausen, Turnhalle, grosse Turn- und Spielplätze. – Sonntags Wanderungen, Ski- und Bergfahrten, Radausflüge.

Harburg
bei Hamburg

Dr. Kramer's Real- und Handelsschule

Halbjahrs- und Jahreskurse zur kaufmännischen Ausbildung und zum Einjährigen-Examen (Realschul-Reifeprüfung). 1915 bestanden 38, 1916 39, seit 1900 etwa 600 Zöglinge. Gutes Schulpensionat. Aufsicht und Unterricht durch ältere, militärfreie, langbewährte Lehrer. Prospekt mit Referenzen durch den Leiter der Anstalt **Dr. phil. O. Kramer.**



Preisgekröntes Lehrbuch der Landwirtschaft

von K. Schlipf. 21. neubearbeitete Auflage. 597 Seiten mit 850 Abbildungen M. 15,50. Der Landwirtschaftslehrling 9,10. Der Gutssekretär 21,80. Landwirtschaftl. Sünden 9,10. Landwirtschaftl. Ratgeber für Frauen 18,50. Die Selbstversorgung der Landfrau 2,65. Landwirtschaftl. Obst- u. Gemüseverwertung 4,50. Landkochbuch 5,55. Kartoffelküche 2,20. Magermilchkäserei 2,25. Die Hausschlachtung 3. Der Haustierarzt 4,40. Landwirtschaftl. Tierheilkunde 24,20. Landwirtschaftl. Geburtshilfe 26,65 od. 4,85. Gesundheitspflege der landwirtschaftl. Haussäugetiere 18,15 oder 18,20. Der Veterinärgehilfe 4. Der Fleischbeschauer 3,75. Tierzuchtlehre 7. Rindviehzucht 30,25. Fütterungslehren 4,50. Ernährung des Kindes 2. Milchwirtschaft 31,50 od. 9,10. Pferdezucht 29. Behandlung des Pferdes 4,25. Pferdefütterung 1,65. Pferdekolik 4. Schweinezucht 4,85. Schweinefütterung 2,65. Schafzucht 8. Hundebuch 4. Der Viehstall 4,85. Dreschmaschinen 15,60. Motorpflüge 9,90. Unkrautbekämpfung 2,65. Düngerlehre 4,75. Einträglicher Gemüsebau 9,70. Einträglicher Feldgemüsebau 4,65. Prakt. Gemüsesamenbau 8,25. Pilzbuch 4. Gartenbuch für Anfänger (Böttner) 11. Gartenbuch 6,50 od. 22. Gartenkunst 8,50. Der Hausgarten 3. Der Zimmergärtner 2,20. Jugendgartenbuch 4,95. Gartenkulturen, die Geld einbringen 11. Der Spargelbau 3,30. Wie züchte ich Neuheiten und edle Rassen von Gartenpflanzen 19,80. Gartenentwürfe 4,95. Gärtnerische Düngerlehre 7,15. Der Idealschulgarten 6,60. Der Gewächshausbetrieb 9,90. Der Apfelbaum, seine Feinde und Krankheiten 8,25. Die besten Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen u. Pflaumen 13,20. Kakteenzucht und -Pflege 4,40. Rhododendron 8,30. Prakt. Erdbeerkultur 3,85. Das Obst- u. Gemüsegut der Neuzeit 3,85. Lehrbuch des Obstbaues 13,75. Das Buschobst 3,30. Die Orchideen und ihre Kultur im Zimmer 5,50. Illustriertes Gehölzbuch 7,45. Tabakbau u. Tabakkunde 21,80. Kaninchenzucht 3,60. Ziegenzucht 12,10 od. 3,60. Geflügelzucht 5. Hühnerzucht 2,20. Entenzucht 2,20. Gänsezucht 2,20. Taubenzucht 2,20. Federviehzucht 30,25. Geflügelställe 4,85. Bienenzucht 5.

Selbstunterrichtswerke.

Vollständ. Lehrgänge erst. Ranges. Jed. Werk M. 6. Nicht Deutsch. Böhmisch. Engl. Französisch. Italien. Polnisch. Russisch. Spanisch. Ungarisch. Rechnen. Handelskorrespondenz. Kontorpraxis. Briefsteller. Rechtsformularbuch Reklamelehrbuch. Gymnastik des Willens. Aufsatzlehre. Fremdwörterbuch. Geographie. Weltgeschichte. Buch der Reden. Humoristische Vorträge. Gedichtsammlung. Rechtschreibung Duden 7,15. Physik 7,45. Arithmetik u. Algebra 6. Geometrie 5,75. Großes Buch der Erfindungen 12. Material- und Naturlehre 11,90. Türkisch 8. Klavierschule 7,40. Violinschule 6,50. Zeichenschule 2. Schönschreibschule 4. Büchmanns Geflügelte Worte 8,80. Taschenbuch des allgemeinen Wissens 4,40.

Kaufmännische Bildungsbücher

allerersten Ranges. Jeder Band gebd. M. 6,60. 1. Die Berufsausbildung u. Weiterbildung des Kaufmanns. 2. Kaufmännisches Rechnen I. Kaufmänn. Rechnen II. 4. Münz-, Maß- u. Gewichtskunde. 5. Der deutsche Briefverkehr. 6. Die vollständige kaufmänn. Buchführung (Lösungen der Aufgaben 2,50). 7. Inventur Bücherabschluß u. Bilanz. 8. Die Kontorarbeit. 9. Der reisende Kaufmann. Der Verkäufer. 10. Bankwesen. 11. Wechsel-, Scheck- u. Postscheckverkehr. 12. Kaufmänn. Gesetzeskunde. 13. Volkswirtschaftslehre. 14. Der englische Korrespondent. 15. Der französische Korrespondent. 16. Der deutsche Kaufmann im Auslande. 17. Fremdwörter u. kaufm. Fachausdrücke. 18. Handelslehre 4,40. Handelsgeschichte 4,40. Mappe mit 100 ausgefüllten Geschäftspapieren 7,70. Der Güterversand 6,60. Handbuch der Reklame 6,60. System und Organisation 6,60. Handelsgesetzbuch 4,40. Bürgerliches Gesetzbuch 4,40.

Handbuch für Kaufleute

(Buchführung. Schriftführung. Handelsrecht. Wechselrecht. Scheckwesen, kaufmänn. Rechnen. Nie versagendes Hilfsbuch). M. 16.

Neueste kaufmännische Bibliothek

6 einheitliche Bände. Zusammen M. 33 (einzeln 6). A. Kaufmänn. Rechnen. B. Geschäftspraxis in Handel und Gewerbe. C. Praktische Korrespondenz des Kaufmannes. D. Die Bank, ihre Geschäftszweige und Einrichtungen. E. Einfache, doppelte und amerikanische Buchführung. F. Rechtshandbuch.

Guter Ton und feine Sitte

M. 5,75. Die Gabe der gewandten Unterhaltg 3,20. Tanzlehrbuch 3,35. Bekämpfung der Schüchternheit 3,35. Die Kunst des Gefallens 6,40. Liebesbriefsteller 3,20. Moderner Weg zur Ehe 3,20. Jede Dame ihre Friseuse 3,10. Traumbuch 2,65.

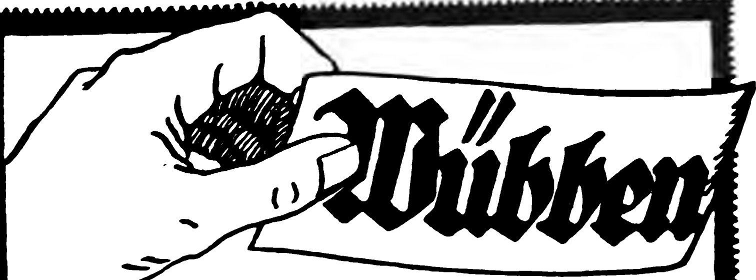
Das Sexualleben unserer Zeit

von Dr. J. Bloch M. 19,80. Die Frau (Neuzeitliches Gesundheitsbuch) von Dr. H. Paull 11,75. Menschenkunde 8. Die Ehe 6,65.

Humoristische Unterhaltungslektüre u. Romane aller Art.

Die Humoriste M. 2,65. Humoristische Vorträge und Couplets 5,35. Komische Vorträge 6. Mikosch- und andere Witze 5,35. Patiencenbuch 4,30. Anekdotenbuch 3. Der Schuß im Walde 2. Dunkle Taten 3,35. Gespenstergeschichten 4,70. Die Spionin 4. Der Giftmischer 2,65. Der Teufelsecke 2,65. Die Kreutzersonate 2. Jwan der Narr 2. Herr u. Knecht 2. Die Liebesheirat 2. Der Landstreicher 2. Verschleppt 2,65. Der silberne Mohrenkopf 8. Kommandierende Generäle 5,35. Der falsche Hundertmarkschein 4.

Nur gegen Nachnahme L. Schwarz & Co. Verlag Berlin MA 16 h, Annenstraße 24.



Postkarten=Amateur=Photo=
und Schallplatten=
Sammel=Alben.

in künstlerischer/neuzeitlicher
Ausstattung. Auf allen
Ausstellungen mit den höchsten
Preisen prämiert.
Neuheiten in reichster Auswahl
und erlesenstem Geschmack.
Jedes Quantum lieferbar.

Berliner Buch-
binderei
Wübben u. Co
Berlin/Kochstr.
60/61.



Zur Messe
Petersstraße
No 44, 3. Stock

Neu eingeführt
Poesie=Alben u. Tagebücher
in vornehmer Ausstattung.





Erstklassige Ausstattung

Be-Be Rasier-Apparate

Be-Be Abzieh-Apparate

Be-Be Rasier-Klingen.

Alleinige Fabrikanten:

Blank & Bohraus

Berlin-Neukölln.



